



FRIEDRICH-SCHILLER-
UNIVERSITÄT
JENA

Der Andere Raum Zoo.

Über Produktion und Reproduktion
gesellschaftlicher Naturverhältnisse

Dissertation

**zur Erlangung des akademischen Grades
doctor philosophiae (Dr. phil.)**

vorgelegt dem Rat der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften
der Friedrich-Schiller-Universität Jena

von M.A. Julia Siegmundt

geboren am 14.07.1982 in Berlin

Gutachter*innen

1. Prof. Dr. Stephan Lessenich, Lehrstuhl Politische Soziologie sozialer Ungleichheit, Ludwig-Maximilians-Universität München
2. Dr. Priska Gisler, FSP Intermedialität, Hochschule der Künste Bern – Berner Fachhochschule
3. Prof. Dr. Silke van Dyk, Arbeitsbereich Politische Soziologie, Friedrich-Schiller-Universität Jena

Tag der mündlichen Prüfung: 24.01.2019

Danksagung

Ich danke Stephan Lessenich, der ein scheinbar abwegiges Thema nicht abwegig fand und mich konsequent zum freien Denken ermutigt hat. Durch ihn und seine geduldige Toleranz kann die Arbeit so sein, wie sie ist.

Mein besonderer Dank gilt Priska Gisler, die mir neue Einblicke und Wege gezeigt hat, die Dinge zu betrachten und zu hinterfragen. Die Hochschule der Künste in Bern gab mir die Möglichkeit, in ihrem inspirierenden Umfeld zu arbeiten. Diese Erfahrung möchte ich nicht missen.

Ich danke Brigitte, dass sie nie gezweifelt hat. Bernd verdanke ich wertvolle Anregungen und Diskussionen. Beide haben mich immer mit allem, was ihnen möglich war, unterstützt.

Vor allem möchte ich Christian danken, der da ist und hoffentlich immer da sein wird.

Inhaltsverzeichnis

Danksagung.....	3
Inhaltsverzeichnis	4
Abkürzungsverzeichnis.....	6
1. Einleitung.....	7
2. Ein Raum im Wandel - Ein kulturgeschichtlicher Überblick.....	10
2.1. Phasen der Zooentwicklung - Vom Sammeln, Wissen und Vergnügen.....	10
2.1.1. Menagerien und Herrschaftspräsentation - Ordnung, Macht, Wissen (16. und 17. Jahrhundert).....	10
2.1.2. Verwissenschaftlichung (18. Jahrhundert)	13
2.1.3. Die „Bürgerlichen Zoos“ - Erholung, Vergnügen und Bildung (19. Jahrhundert).....	16
2.2. Der Zoo der Moderne.....	20
2.2.1. „Revolutionäre“ Präsentations- und Haltungsformen (20. und 21. Jahrhundert).....	20
2.2.2. Exotik, Schaulust und wissenschaftliche Neugier.....	25
3. Träume von Räumen.....	27
3.1. Raumkonzeptionen	28
3.1.1. Absoluter, relativer und relationaler Raum	28
3.1.2. Sozialer Raum	30
3.2. Neuere soziologische Ansätze.....	32
3.2.1. Martina Löw - Handeln und räumliche Struktur	32
3.2.2. Markus Schroer - Die Pluralität von Räumen	33
3.3. Heterotopien - Des espaces autres.....	35
3.3.1. Konzept.....	36
3.3.2. Überlegungen zum Raumverständnis Michel Foucaults.....	40
4. Ethnographie - Erkundung eines Anderen Raumes	44
5. Das Ordnen der Natur	48
5.1. Heterotopische Merkmale des Zoos	48
5.1.1. Die Vorderbühne - Offenbar	48
5.1.2. Die Hinterbühne - Verborgene.....	49
5.1.3. Öffnung und Schließung.....	51

5.1.4. Vereinigung des Unvereinbaren	52
5.1.5. Zeitliche Brüche und Räume der Ewigkeit	52
5.1.6. Beziehungen	53
5.2. Der Zoo und die Stadt - zoologische Referenzen im urbanen Raum.....	54
5.3. Constructed Nature	58
5.3.1. Räumliche Ordnungen - Orientierung im Raum.....	59
5.3.2. Blickregime, Einsichten und Aussichten – Der Blick auf das Tier und zurück.....	76
5.3.3. Paradoxon von Nähe und Distanz	83
5.4. Welcome to the Jungle! Eine grüne Hölle im Zoo	84
5.4.1. Ein Regenwald auf dem Zürichberg	84
5.4.2. Wiener Winkerfrösche als Botschafter der Regenwälder	89
5.4.3. Mittendrin statt nur dabei.....	93
5.4.4. Informationszentrum der Masoalahalle	106
5.5. Making the Zoo.....	109
5.5.1. Im Verborgenen I: Räume für Menschen und Tiere.....	110
5.5.2. Im Verborgenen II: „Schmutzige Arbeit“ auf der Hinterbühne.....	120
5.5.3. Schöpfungsphantasien.....	132
6. Constructing Nature.....	143
6.1. Weltenbauer und Ökoingenieure.....	143
6.1.1. Das Ende der Welt und eine Arche aus Glas.....	146
6.1.2. Ein Paradies unter Plastik.....	150
6.2. Vom Arten- zum Naturschutz.....	174
6.2.1. Die Sorge der Zoos.....	175
6.2.2. Visionen - Naturschutz als gesellschaftliche Verpflichtung	196
7. Conclusio	199
Bibliographie	202
Anhang A: Dokumentation der Datenerhebungen	214
Ehrenwörtliche Erklärung.....	217

Abkürzungsverzeichnis

ANGAP	Association Nationale pour la Gestion des Aires Protégées
AZA	Association of Zoos and Aquariums
CBSG	Conservation Breeding Specialist Group
CITES	Convention on International Trade in Endangered Species of Wild Fauna and Flora
EAZA	European Association of Zoos and Aquaria
EEP	European Endangered Species Programme
ESB	European Studbook
EWZ	Elektrizitätswerke der Stadt Zürich
IUCN	International Union for Conservation of Nature and Natural Resources
IUDZG	International Union of Directors of Zoological Gardens
IUPN	International Union for the Protection of Nature
PAAZAB	African Association of Zoos and Aquaria
SCH	Schönbrunn
SSP	Species Survival Plan
VBZ	Zürcher Verkehrsbetriebe
VdZ	Verbandes der Zoologischen Gärten e.V.
VDZ	Verband Deutscher Zoodirektoren
WAZA	World Association of Zoos and Aquariums
WCS	Wildlife Conservation Society
ZH	Zürich
ZKB	Zürcher Kantonalbank

1. Einleitung

„Zu selbstverständlich scheint der Raum gegeben,
als daß er zum Thema empirischer Untersuchungen würde.“

(Löw 2012:111)

Als 2007 ein junger Eisbär im Berliner Zoo gezeigt wurde, löste dies ein enormes Echo beim Berliner Publikum und in weltweiten Medien aus. Als 2014 eine tote Giraffe im Zoo von Kopenhagen vor den Augen des Publikums in ihre Einzelteile zerlegt wurde, sorgte dies für mediale Aufregung. Solche Ereignisse lösen Diskussion aus, ob Zoos noch zeitgemäß sind, wozu es sie noch weiterhin gibt und mit welcher Begründung sie Tiere zum menschlichen Vergnügen halten.

Zoos gelten als Orte der Natur und als Räume des „Natürlichen“ in der Stadt (Wessely 2008b), in denen die verloren geglaubte Beziehung des (städtischen) Menschen zur Natur wiederbelebt werden kann. In ihnen wird das Verhältnis zwischen Menschen und Tieren verhandelt. Sie sind ein Symbol für den Hegemonieanspruch des Menschen über die Natur. Zoos sind Räume, in denen Imaginationen des Exotischen existieren und produziert werden. Sie sind Räume der Phantasie und der Illusion. Zoos besitzen viele Facetten und Funktionen.

Zoologische Gärten existieren in vielen Gesellschaften und zu verschiedenen historischen Zeitpunkten; manche schon seit mehreren Jahrhunderten. Sie scheinen über wichtige Funktionen und wirkungsvolle Selbsterhaltungsmechanismen zu verfügen. Es stehen also folgende Fragen im Zentrum: Was ist der Zoo für ein Raum, warum existiert er und als was fungiert er innerhalb der Gesellschaft und für die Gesellschaft? Wie kann dieser Raum aufgeschlüsselt und untersucht werden? Und wozu wäre eine solche Untersuchung dienlich?

Den Ausgangspunkt dieser Arbeit bildet eine Überlegung von Michel Foucault zu bestimmten räumlichen Phänomenen. Er stellte fest, dass es Räume gibt, die nicht wie andere Räume sind. Räume, die sich nicht wie andere Räume charakterisieren lassen und die als Gegen-Räume in der Gesellschaft funktionieren. Zu diesen besonderen Räumen zählt er auch die zoologischen Gärten: „Der Garten ist seit dem ältesten Altertum eine selige und universalisierende Heterotopie (daher unsere zoologischen Gärten).“ (Foucault 1993: 43)

Foucaults Ausführungen zur Heterotopie bleiben skizzenhaft und vage. Dennoch versuchen sie, bestimmte räumliche Phänomene zu fassen, die sich auf den ersten Blick einer Analyse entziehen.

Die vorliegende Arbeit folgt Foucault in der Annahme, dass der zoologische Garten eine Heterotopie, ein *Anderer* Raum ist. Dies führt zu der forschungsleitenden Frage, wodurch er sich zu einem solchen Raum konstituiert, wie er sich als solcher produziert und reproduziert - oder auch, durch wen oder was und wie er hergestellt wird. Welche Funktionen erfüllt dieser Raum in der Gesellschaft?

Die exemplarische Untersuchung des *Anderen* Raumes Zoo findet anhand des Zoo Zürich und des Tiergartens Schönbrunn statt. Der Zürcher Zoo ist in seiner Gestaltung und seinen Präsentationsweisen ein ambitionierter, moderner Zoo. Der Wiener Tiergarten ist der älteste noch bestehende Zoo der Welt und versucht den Spagat zwischen der Wahrung seines kulturellen Erbes und einer steten Modernisierung. Beide Zoos verstehen sich als moderne Naturschutzzentren und sind aktive Teilnehmer in den weltweiten Zoonetzwerken. In beiden Zoos finden sich Anlagen, die eigenständige Ökosysteme simulieren. Die Regenwaldhallen sind für die Untersuchung der Mechanismen heterotopischer Räume besonders interessant, da sie die Eigenschaften der Zoos wie unter einem Brennglas bündeln.

Die Annäherung an einen Raum und die explorative Vorgehensweise erfordern eine Methode, die flexible Strategien und unterschiedliche Instrumente bereitstellt. Daher war die Ethnographie die gewählte Methode, um diesen facettenreichen Raum zu ergründen. Mit ihr vollzieht sich die Annäherung an diesen heterotopischen Raum Zoo von außen, vom Rand her ins Innere des Zentrums. Zunächst ist dies die klassische Perspektive der Besucherin, die durch den Zoo spaziert und dabei Menschen, Tiere, Anlagen und Häuser betrachtet: Es geht darum, den Raum zu sehen und zu erfahren, so viel wie möglich auf- und wahrzunehmen. Im nächsten Schritt ermöglichen Gespräche mit Mitarbeiter*innen, Kurator*innen und Pfleger*innen¹ die Sicht ins Innere, hinter die Bühne. Eine „Innenansicht“ durch Volontariate eröffnet dann tiefere Einblicke und nähere Kontakte zu den Akteur*innen - Menschen und Tiere im Zoo. Hier ergaben sich Einsichten hinsichtlich tieferer Strukturen und Abläufe dieses Anderen Raumes. Schließlich trägt der ethnographische Bericht alle Informationen, Erlebnisse

¹ In der Arbeit wird auf eine genderbewusste Sprache geachtet. Einzig das historische Kapitel 2 bildet eine Ausnahme. Aufgrund des historischen Kontextes wird dort das generische Maskulinum verwendet.

und Erfahrungen essayistisch zusammen und präsentiert die Ergebnisse und Analysen in verdichteter Form.

Die sukzessive Annäherung an den heterotopischen Raum Zoo beginnt im zweiten Kapitel mit einem kurzen Überblick über die Geschichte zoologischer Gärten, der diesen Raum in seinem jeweiligen historischen und gesellschaftlichen Kontext verorten soll. Im dritten Kapitel werden raumsoziologische Konzepte zur theoretischen Verortung eines heterotopischen Raumes vorgestellt; besonders zielführend erwiesen sich Arbeiten über relative und relationale Räume. Die ethnographische Methode, ihre Merkmale und Verfahrensweise bilden im vierten Kapitel den Abschluss dieser rahmenden Betrachtungen. Das fünfte Kapitel schildert den (Erkenntnis-) Weg der Forscherin durch die Zoos. Er führt zunächst auf die Vorderbühne, fokussiert dann auf die Masoala Regenwaldhalle in Zürich und das Regenwaldhaus in Schönbrunn und endet auf der Hinterbühne der Heterotopie Zoo. Hier wird ein Blick auf seine Konstruktion geworfen. Anschließend werden im sechsten Kapitel tieferliegende Strukturen, Mechanismen und Funktionsweisen dieses Anderen Raumes herauspräpariert, um abschließend noch einmal auf die Frage einzugehen, wie sich dieser Andere Raum konstituiert und was ihn zu dem macht, was er ist.

2. Ein Raum im Wandel - Ein kulturgeschichtlicher Überblick

Die Geschichte der zoologischen Gärten ist bis dato vor allem durch die Geschichts- und Kulturwissenschaften intensiv erforscht und aufgearbeitet worden. Insbesondere seit den 1980er Jahren hat die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den zoologischen Gärten kontinuierlich zugenommen. Auch die zoologischen Gärten selbst haben ihre Geschichte vermehrt erforscht, wobei sie diese einstimmig als Fortschrittsgeschichte erzählen (vgl. Rothfels 2002: 24), in der sie sich von Menagerien über zoologische Gärten zu Naturschutzzentren entwickelt haben (IUDZG & CBSG (IUCN/SSC) 1993: 5). Um das Thema der vorliegenden Arbeit zu kontextualisieren, soll im folgenden Kapitel ein einführender Überblick über die Kulturgeschichte des Zoos gegeben werden. Er geht auf wichtige Aspekte der Zoogeschichte ein, will und kann aber keine ausführliche und vollständige Geschichte liefern.² Da dies in erster Linie eine soziologische Arbeit ist, wird der Historie nur ein begrenzter Raum zuteil, während hier vor allen Dingen auf folgende Aspekte eingegangen wird:

Erstens sollen die zentralen Akteure präsentiert werden. Wer war an der Gründung der Menagerien bzw. zoologischen Gärten beteiligt? Wer hatte Zugang zu ihnen?

Zweitens sollen die Intentionen erkundet werden, die hinter diesen Gründungen lagen. Welche Rollen sollte der Zoo erfüllen und welche wurden ihm von den verschiedenen Akteuren zugeschrieben? Im Zuge dessen wird auch der Funktionswandel der zoologischen Gärten nachgezeichnet, den sie in den letzten 400 Jahren erfahren haben.

2.1. Phasen der Zooentwicklung - Vom Sammeln, Wissen und Vergnügen

2.1.1. Menagerien und Herrschaftspräsentation - Ordnung, Macht, Wissen (16. und 17. Jahrhundert)

Die Tierhaltung durch den Menschen ist so alt wie die menschliche Geschichte selbst. Der Besitz von wilden Tieren war bereits Jahrhunderte v. Chr. eine Demonstration großen Reichtums und herrscherlicher Macht, hatte aber auch religiöse

² Die zeitlichen Einteilungen der Unterkapitel sind als Orientierungsmarken für den Leser gedacht, um die Entwicklungen, die in den verschiedenen Ländern nicht zeitgleich und mitunter unterschiedlich verliefen, etwas leichter im historischen Verlauf zu verorten. Die hier beispielhaft genannten Menagerien und Zoos haben exemplarischen Charakter. Daher bleiben andere wichtige Einrichtungen dieser Art unerwähnt.

Ursprünge (vgl. Hoage, Roskell et al. 1996; vgl. Baratay & Hardouin-Fugier 2000; vgl. Kisling Jr. 2001).

In den königlichen Wildparks und Fasanerien des 16. Jahrhunderts waren überwiegend einheimische Tiere zu finden, die der Versorgung des Hofes dienten (Steinkrüger 2013: 154). Exotische, nichteinheimische Tiere wie etwa Löwen oder Elefanten waren eher selten, dafür aber sehr beliebt, da ihre aufwendige Beschaffung und der Unterhalt sie zu einem exklusiven Gut machten, das für den Besitzer zum Symbol von Macht und Status wurde. Außerdem zeugten sie vom Ansehen und den guten Beziehungen des Herrschers zu fremden Herrscherhäusern, da exotische Tiere als diplomatische Geschenke dienten.

Bereits in diesen Wildparks waren die Wege und Sichtachsen so angelegt, dass von dem Pavillon, der sich im Zentrum des Areals befand, idealerweise jeder Winkel ungehindert eingesehen werden konnte. Diese Anordnung wird in den späteren Anlagen der Menagerien fortgeführt, in denen die Wege sternförmig vom zentralen, höhergelegenen Pavillon abgehen (vgl. Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 24f., 53; vgl. Steinkrüger 2013: 155). Der Monarch hatte somit einen Überblick über all das, Natur und Mensch, das ihm untergeben war.

Foucault verweist in seiner Abhandlung über das Gefängnis auf die direkte Verbindung zwischen Menagerie und Panopticon:

„Aber im Programm des Panopticon findet man dieselbe Bemühung um individualisierende Beobachtung, um Charakterisierung und Klassifizierung, um analytische Aufteilung des Raumes. Das Panopticon ist eine königliche Menagerie, in der das Tier durch den Menschen ersetzt ist, die Gruppierung der Arten durch die Verteilung der Individuen und der König durch eine Maschinerie einer sich verheimlichenden Macht.“ (Foucault 1977: 261)³

Die Macht zeigt sich hier nicht nur allein darin, dass der Herrscher wertvolle und teils gefährliche Tiere besitzt, sondern seine Dominanz manifestiert sich auch eindeutig im Akt des Sammelns und Einteilens, des Ordnen und Sortierens. In den Menagerien, die im 17. und 18. Jahrhundert entstehen weist der Mensch dem Tier einen bestimmten Platz zu und wird somit auch zum Beherrscher der Natur.

³ Steinkrüger verweist darauf, dass Foucault die spezifische räumliche Anordnung und den panoptischen Blick fälschlicherweise erst mit der Menagerie von Versailles beginnen lässt, obwohl dies eben auch schon bei den Wildparks vorhanden gewesen sei (Steinkrüger 2013: 155, Anm. 41).

Als großes Vorbild galt gemeinhin die Menagerie von Versailles⁴, die 1664 fertiggestellt wurde. In ihr befanden sich ausschließlich exotische und seltene Tiere, die im Gegensatz zu früher, nun zentral an einem Ort untergebracht waren (Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 52). In dieser Architektur zeigt sich deutlich das herrscherliche Selbstverständnis und die Bedeutung, die einer solchen Anlage zukam:

„Die Funktion der Menagerie bestand vorrangig darin, den Ruhm des Königs zu verherrlichen. Durch ihren außergewöhnlichen Charakter demonstrierte sie - wie auch alles übrige in Versailles - seinen Prunk und seine Größe, seine Macht über Adel und Untertanen, sein Prestige und seine Vormachtstellung in Europa. Auch glorifizierte sie die Herrschaft des Königs über das Universum.“ (ebd.: 56)

Als Prestigeobjekte waren sie nicht mehr zur Versorgung des Hofes gedacht, sondern erfüllten in erster Linie den Zweck der Unterhaltung der Aristokratie, die ein leidenschaftliches Interesse für alles Exotische und Kuriose⁵ besaß (vgl. ebd.: 27-42). Es entwickelte sich eine Sammelleidenschaft, die sich auf Pflanzen, Tiere und menschliche Artefakte erstreckte. Sie wurden in Herbarien, botanischen Gärten, Menagerien sowie in Naturaliensammlungen und Kuriositätenkabinetten zusammengetragen. Neben dem Adel, der damit seinen sozialen Status präsentierte und manifestierte, nutzten die Gelehrten diese Sammlungen, um sich mit ihren Studienobjekten auseinanderzusetzen (vgl. ebd.: 27f., 39f.; vgl. Steinkrüger 2013: 156, 166).

Für Michel Foucault ist das Novum nicht das Interesse an der Natur und ihren Lebewesen, sondern die Orte, an denen dieser Neugier nachgegangen wird:

„Oft sagt man, daß die Bildung der Botanischen Gärten und der zoologischen Sammlungen eine junge Neugier für die Pflanzen und exotischen Tiere anzeigte. Tatsächlich hatten diese bereits seit langem das Interesse geweckt. Was sich geändert hat, ist der Raum, in dem man sie sehen kann oder von wo aus man sie beschreiben kann. In der Renaissance war die tierische Fremdheit ein Schauspiel [...] Das Naturalienkabinett und der Garten, so wie man sie in der klassischen Epoche einrichtet, ersetzen das kreisförmige Drehen des ‚Zeigers‘ durch die Verteilung der Dinge in einem

⁴ Hier wird in erster Linie die Menagerie von Versailles als Beispiel herangezogen, da sie für diese Zeit, auch mit und trotz ihrer Besonderheiten, als idealtypische Menagerie in Europa gelten kann. Für einen Überblick über die Verbreitung der Menagerien in Europa siehe vor allen Dingen Baratay & Hardouin-Fugier (2000).

⁵ Nicht nur die Adligen, sondern insbesondere auch die Gelehrten richteten ihren Fokus im 17. Jahrhundert auf das Einmalige, das Wunderliche. Siehe hierzu Strehlow (2001).

„Tableau“. Was sich zwischen jene Theater und diesen Katalog geschlichen hat, ist nicht der Wunsch zu wissen, sondern eine neue Art, die Dinge gleichzeitig mit der Rede und dem Blick zu verschmelzen. Es handelt sich um eine neue Art, Geschichte zu machen.“ (Foucault 2012a: 172)

Für Foucault sind diese Orte in erster Linie ein Zeichen für einen grundlegenden, historischen Wandel. Ihr Entstehen bedeutet, dass sich die Konfigurationen, in deren Rahmen sich Wissen konstituiert und die den Erkenntnissen einen Raum geben, geändert haben (ebd.: 25) Diese Orte sind ein Zeugnis dafür, dass sich im Verlauf vom 16. (Renaissance) zum 17. und 18. Jahrhundert (Klassik) die „Episteme“, also die Voraussetzungen, Strukturen und Ordnungen von denen aus Ideen und Erkenntnisse möglich sind, gewandelt haben (ebd.: 24).⁶ Im Gegensatz zum Zeitalter der Renaissance, wo die Erzeugung von Wissen durch das Prinzip der „Ähnlichkeit“ geprägt war, herrschte nun im Zeitalter der Klassik das „Epistem“ der „Repräsentation“ vor. Ziel war es demzufolge, die Wirklichkeit so darzustellen und abzubilden (représenter) wie sie sich zeigte. Archive, Enzyklopädien und Taxonomien waren demnach Abbildungen bzw. Darstellungen der Natur, der Lebewesen und der Objekte, in denen die Dinge selbst und das Wissen über sie klassifiziert und systematisiert wurden.

2.1.2. Verwissenschaftlichung (18. Jahrhundert)

Der „große Ideengeschichtliche Bruch“ (Rieke-Müller 2012: 17) vollzog sich im späten 18. Jahrhundert im Zuge der Aufklärung. An der fürstlichen Tierhaltung wurde zunehmend Kritik geäußert: Sie verursachte hohe Kosten, während andere Bevölkerungsschichten Hunger leiden mussten. Darüber hinaus wurde die Gefangenschaft der Tiere in viel zu kleinen Käfigen als Allegorie der absolutistischen Herrschaft über den Menschen verstanden (ebd.: 17).

Während der französischen Revolution fand die Menagerie von Versailles spätestens 1792 ihr Ende, aber wenig später wurde im Jardin des Plantes ein hinlänglicher Ersatz

⁶ Foucault spricht auch von Epistemen als historischem *Apriori* von Ideen, Wissenschaften, Erkenntnissen und Rationalitäten (Foucault 2012a: 24). Zum historischen Apriori schreibt er in der „Archäologie des Wissens“: „Ich will damit ein Apriori bezeichnen, das nicht Gültigkeitsbedingung für Urteile, sondern Realitätsbedingung für Aussagen ist. Es handelt sich nicht darum, das wiederzufinden, was eine Behauptung legitimieren könnte, sondern die Bedingungen des Auftauchens von Aussagen, das Gesetz ihrer Koexistenz mit anderen, die spezifische Form ihrer Seinsweise und die Prinzipien freizulegen, nach denen sie fortbestehen, sich transformieren und verschwinden.“ (Foucault 1981: 184) Das Folgende ebenfalls nach Foucault (2012a: insbes. S. 168-173).

geschaffen. Die Gelehrten wollten nicht mehr auf eine Forschung am lebenden Objekt verzichten, lehnten aber den verschwenderischen Luxus der königlichen Menagerie ab (vgl. Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 86). Das Besondere an der Pariser Menagerie war, dass sie, als Teil des Jardin des Plantes, an das neu formierte Muséum d'histoire naturelle (Naturkundemuseum) angebunden war und somit auch seiner wissenschaftlichen Leitung unterstand (vgl. Osborne 1994: 34f.; vgl. Rieke-Müller & Dittrich 1998: 18). Sie sollte zur sittlich-moralischen Erziehung der ganzen Nation dienen (Rieke-Müller & Dittrich 1998: 18; Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 92) war aber, im Gegensatz zur Menagerie von Versailles, anfangs nur einem streng limitierten Personenkreis, der sich vor allem durch seine wissenschaftliche Tätigkeit und Erkenntnisinteresse auszeichnen sollte, zugänglich (Baratay & Hardouin-Fugier 2000). Generell hatten zu Beginn nur die Aristokratie, ausgesuchte Gäste und Persönlichkeiten Zutritt zu den fürstlichen Menagerien. Dies änderte sich im 17. und vor allem im 18. Jahrhundert, als sie auch für eine breitere Öffentlichkeit geöffnet wurden - vor allem für das mit der Aufklärung erstarkende Bürgertum (ebd.: 61). Die Menagerie von Versailles konnte wohl bereits von Beginn an auch von den niederen Bevölkerungsschichten durch Kauf eines Billets besucht werden - aber nur wenn der König abwesend war - und war dann im 18. Jahrhundert ohne Einschränkungen zugänglich (ebd.: 61). Es kann als Ausdruck des sich verbreitenden aufklärerischen Ideals verstanden werden, dass sich viele private Menagerien zum Ende des 18. Jahrhunderts ebenfalls für ein breites Publikum öffneten (Rieke-Müller & Dittrich 1998: 47). Auch zur Menagerie des Schlosses Schönbrunn⁷ wurde spätestens seit 1778 der gesamten Öffentlichkeit an Sonntagen freier Eintritt gewährt (Wessely 2008b: 30; Rieke-Müller 2012: 17), aber nur Personen, die „[...] anständig gekleidet waren [...]“ (Hochadel 2012: 34).⁸ Im Zuge dieser Entwicklungen konnte auch der Jardin des Plantes nicht länger an seiner Exklusivität festhalten und stand ab 1804 nur an bestimmten Tagen und ab Ende der 1830er Jahre gänzlich für alle Gesellschaftsschichten offen (Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 100; Rieke-Müller 2012: 21).

Zu den fürstlichen Menagerien gesellten sich auch kleinere, die sich vor allem in wohlhabenden und einflussreichen Städten befanden. Des Weiteren gab es im

⁷ Ausführlicher zur Menagerie Schönbrunn siehe Kapitel 5.

⁸ Zu Recht merken einige Autor*innen an, dass hier die Frage offenbleibt, wer mit diesem Kriterium zu dieser Personengruppe gezählt wurde. Siehe dazu Steinkrüger (2013: 169).

18. Jahrhundert sogenannte Wandermenagerien, die von Stadt zu Stadt reisten und auf Jahrmärkten ihre fremdartigen Tiere zur Schau stellten. Diese boten dem einfachen Volk die Gelegenheit, seine Neugier nach dem Exotischen und Außergewöhnlichen zu stillen (vgl. Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 66f.; vgl. Rieke-Müller 2012: 17ff.).

Das erzieherische Moment, das sich in die Programmatik des Jardins des Plantes und in die der zukünftigen Zoogründungen einschreibt, ist nicht neu und trifft nicht nur auf die Lebendsammlungen der Menagerien zu. Es ist vielmehr auch ein konstituierendes Moment von Sammlungen im Allgemeinen, die im 18. Jahrhundert eine Hochzeit erlebten. Mittels der Sammlungs- und Ordnungspraktiken konnten, nach Ansicht des erstarkenden Bürgertums, Tugenden wie genaue Beobachtung und Ordnungsliebe eingeübt werden, die Teil der bürgerlichen Erziehungskonzepte waren (te Heesen 2010: 141).

Bereits in den herrscherlichen Menagerien, die eher dem Vergnügen als der wissenschaftlichen Erkenntnis dienten, gingen Wissenschaftler ihren Studien nach. Konnten sie zuvor meist nur die toten Objekte in Form von kompletten Tierpräparaten, Häuten und Skeletten aus den Kuriositäten- und Naturaliensammlungen studieren, bot sich ihnen in den Menagerien die Möglichkeit, ihre Studien anhand lebender Tiere weiterzuführen (vgl. Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 71-75). Und, ganz im Sinne Foucaults, „[...] bemühte man sich im 18. Jahrhundert um Ordnung, Klassifikation und Vergleich der Objekte.“ (te Heesen & Spary 2002: 14) Denn indem sie diesen Ordnungspraktiken nachgingen, konstituierten sie die Sammlungen als eine wissenschaftliche und sich selbst als Wissenschaftler. „Der Sammler konnte dort als Wissenschaftler wahrgenommen werden, wo er die hochentwickelten Ordnungstechnologien seiner Zeit einsetzte und nutzbar machte.“ (ebd.: 14)

Dass Publikum solcher Institutionen sollte idealerweise einen Überblick über die gesamte Tierwelt erhalten, und dementsprechend versuchte die Menagerie im Jardin des Plantes so viele Arten wie möglich zu zeigen. „The menagerie was used as a living museum, and the directors tried to keep as many species as possible.“ (Strehlow 2001: 90) Die wissenschaftlichen Erkenntnisse sollten populär gemacht und dem Publikum vermittelt werden - auf diese Weise und mit der Etablierung einer wissenschaftlichen Leitung beginnt ein Prozess, der als Verwissenschaftlichung beschrieben werden kann.

2.1.3. Die „Bürgerlichen Zoos“ - Erholung, Vergnügen und Bildung (19. Jahrhundert)

Der Anspruch der Wissenschaftlichkeit und die Erfüllung eines Bildungsauftrages waren Ideale eines erstarkenden Bürgertums. So entstanden viele zoologische Gärten aufgrund der Initiative gelehrter, (natur-)wissenschaftlich interessierter und vor allem finanziell starker Mitglieder des Bürgertums (vgl. Rieke-Müller 2012: 23). Neben den Mitgliedern des wohlhabenden Bildungsbürgertums aus dem Staatsdienst und der städtischen Verwaltung waren vor allem Bürger aus der Wirtschaft an den Gründungen beteiligt. Aber ebenso unterstützten Angehörige der aristokratischen Gesellschaftsschicht die Vorhaben vieler Zoogründungen (Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 95; Rieke-Müller 2001: 86). In der Forschung hat sich hierfür der Begriff des „bürgerlichen Zoos“ etabliert, der jedoch etwas irreführend ist. So weist Christine Wessely darauf hin, dass die Gründungsinitiativen nicht auf einen rein bürgerlichen Ursprung zurückgehen, sondern oftmals auch aristokratische Fürsprecher daran beteiligt waren. Ebenso wenig war das Publikum ein rein bürgerliches, sondern heterogen wie die Gründungsgesellschaften selbst (Wessely 2008a: 155). Der Begriff ist dennoch zutreffend, da er den Unterschied verdeutlicht, der zwischen den neu entstehenden Zoos und den fürstlichen Menagerien besteht: Die gesellschaftliche Bedeutung des Bürgertums erstarkt zunehmend und es nimmt seine politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Teilhabe- und Gestaltungsmöglichkeiten selbstbewusst wahr. Die Zoogründungen waren Zeugnisse eines neuen bürgerlichen Selbstverständnisses (vgl. Strehlow 2001: 7; vgl. Wessely 2008a: 155) und die neuen Zoos Teil der bürgerlichen Gesellschaft und des bürgerlichen Habitus, wie Steinkrüger (2013: 173) treffend bemerkt.

Im 19. Jahrhundert gab es einen regelrechten Zoogründungsboom in den europäischen Städten. Der Zoological Garden wurde im Jahr 1828 im Londoner Regent's Park eröffnet, ihm folgten in den kommenden Jahren beispielweise Bristol 1835, Manchester 1836, Amsterdam 1838, Berlin 1844, Kopenhagen 1861 und Wien 1863. Eine zentrale Rolle bei vielen dieser Gründungen spielten die zoologischen Gesellschaften, die sich im Vorfeld formiert hatten. Der erste Verein dieser Art war die 1826 gegründete Zoological Society of London. Diesem Vorbild folgten unter anderen Amsterdam und Antwerpen.

Selbstverständlich blieb das Phänomen des zoologischen Gartens kein rein europäisches. Bereits zum Ende des 18. Jahrhunderts gab es auch in Nordamerika

Menagerien und Ende des 19. Jahrhunderts eröffneten die ersten Zoos (vgl. Kisling 1996). So gab es etwa eine Menagerie im New Yorker Central Park, die sich seit den 1860er Jahren langsam zum Central Park Zoo entwickelte. 1874 eröffnet in Philadelphia der erste Zoo der USA, dessen Zoological Society of Philadelphia sich bereits 1859 konstituierte. 1868 wird der Zoo in Chicago gegründet, ihm schließt sich Buffalo, New York mit den Buffalo Zoological Gardens an. Wie in Europa ging auch hier die Initiative von den bereits zuvor gegründeten zoologischen Gesellschaften aus, deren Mitglieder zumeist aus dem Bürgertum stammten.

Eine weitere moderne Form neben den zoologischen Gesellschaften war die Gründung des Zoos als eine Aktiengesellschaft. Als erstes wurde der Zoo in Bristol von einer Aktiengesellschaft betrieben, ebenso in Berlin und Brüssel. Diese neue Unternehmensform ermöglichte es auf relativ unkomplizierte Weise, die oftmals teuren Investitionen in neue Gebäude und Tiergehege, sowie die kostenintensive Anschaffungen und den Unterhalt für die Tiere zu gewährleisten (vgl. Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 97).

Auch wenn das Bürgertum eine zentrale Rolle bei den Gründungen spielte, war der Zugang zu den zoologischen Gärten zu Beginn des 19. Jahrhunderts immer noch ein recht exklusiver. Bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es verschiedene Restriktionen, die den Besuch des zoologischen Gartens reglementierten: Es musste etwa eine Mitgliedschaft im jeweiligen zoologischen Verein bestehen oder die Eintrittspreise waren für viele zu hoch oder der Zoo konnte nur an bestimmten Wochentagen besucht werden. Wie Hochadel aber richtig anmerkt, führen diese negativen Einschränkungen auch zu „positiven Diskriminierungen“ wie vergünstigte Eintritte für Schüler und Soldaten und ‚billige Sonntage‘ (Hochadel 2012: 34f.).

Der Londoner Zoo war anfangs nur für die Mitglieder der Zoological Society und ihre Gäste zugänglich, andere konnten ihn nur mit einer gebührenpflichtigen Empfehlung und auch nur Wochentags betreten, was die arbeitende Bevölkerung ausschloss (Rieke-Müller & Dittrich 1998: 21; Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 100). Dies änderte sich 1847 als der Zoo auch an Sonn- und Feiertagen für alle Besucher geöffnet wurde. Ito (2006: 166) schreibt aber, dass der Zoo bis dato bereits inoffiziell von vielen Personen aller Schichten besucht worden sei. Es sei unter den Einwohnern Londons bekannt gewesen, dass die Kontrollen im Zoo nicht so streng gehandhabt wurden.

Daneben existierten ein Schwarzmarkt für Eintrittsbillets und Zugangswege, über die nur durch Mund-zu-Mund-Propaganda informiert wurde.

Für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wird dann in der Literatur von einer Demokratisierung des Zugangs gesprochen. Schwindende Mitgliederzahlen und geringe Einnahmen sorgten für einen hohen finanziellen Druck, aufgrund dessen die zoologischen Gesellschaften Mitglieder aus neuen sozialen Schichten zuließen und die zoologischen Gärten für die gesamte Öffentlichkeit geöffnet wurden (Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 101f.; Hochadel 2012: 35).

Im Zuge dieser Öffnung bekam auch die inhaltliche Ausrichtung der Zoos eine andere Gewichtung. Ursprünglich formulierten die zoologischen Gesellschaften folgende Ziele: „[...] Beitrag zum Fortschritt der Wissenschaft, Versuche zur Akklimatisierung und Domestizierung, Hinwendung zur Natur, Popularisierung der Wissenschaft, Eintreten für die Beherrschung der wilden Natur, Einrichtung eines Tierhandels [...]“ und schlossen damit nahtlos an diejenigen des Jardin des Plantes an (Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 97).

Doch der von Anfang an formulierte Anspruch, dass die zoologischen Gärten einen wissenschaftlichen Nutzen erfüllen sollten, wurde vielerorts nicht konsequent realisiert. Hier handelte es sich auch um Anerkennungskämpfe zwischen etablierten und neuen wissenschaftlichen Disziplinen: Die neue Strömung wollte sich der Forschung am lebenden Tier widmen, während die konventionellen Naturwissenschaftler vornehmlich an der Untersuchung toter Tiere interessiert waren. Die Wissenschaftler beobachteten weniger die Verhaltensweisen der lebendigen Tiere, sondern seziierten vielmehr ihre Kadaver und stellten systematisierende und klassifizierende anatomische Studien an (ebd.: 131f.; Riecke-Müller 2001: 88f.).

Dass dennoch immer wieder die wissenschaftliche Bedeutung zoologischer Gärten betont wurde, lag laut Baratay und Hardouin-Fugier vor allem daran, dass mit dem Postulat der rationalen und wissenschaftlichen Nutzung die Inventarisierung und Beherrschung der Natur und letztendlich der Welt durch den Menschen gerechtfertigt wurde (Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 134).

Trotz allem verstanden die Gründer die Zoos als Bildungsinstitutionen, in denen die Popularisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse und die Belehrung des Publikums einen hohen Stellenwert haben sollten.

„Darunter verstanden die Zoogründer nicht nur das naturkundliche, sondern vor allem auch das sittlich-moralische Lernen in der Natur. Sie wollten also zum einen den Besuchern Naturregeln vor Augen stellen, das Einüben von genauem Beobachten und das Interesse an Naturprozessen im Allgemeinen fördern. Zum andern suchten die Zoogründer dem Publikum aber auch die Natur als Vorbild für ihr eigenes Leben nahezubringen.“ (Rieke-Müller 2012: 23)

Die pädagogischen Ziele der Zoogründer stießen nur bedingt auf Gegenliebe beim Publikum. Dieses wollte seine teils stark begrenzte Freizeit nicht nur mit Belehrungen zubringen, sondern sich amüsieren. Die Zoos wurden ein relevanter Bestandteil der entstehenden Freizeitkultur und wichtiger Ort der Zerstreuung und des Vergnügens. Die Nachfrage durch das Publikum wird zu einem entscheidenden ökonomischen Faktor für die zoologischen Gärten. Es mussten Attraktionen angeboten werden, die das Publikum anzogen. Neben Restaurants entstanden verschiedene Attraktionen wie Dressurshows, Tierfütterungen, Konzerte und Feuerwerke, die die Zoos zu „[...] Räumen des Spektakels machten [...]“ (Wessely 2008a: 159ff.; Wessely 2008b: 95; Hochadel 2012: 36). Daneben sorgten insbesondere immer wieder neue Tiere dafür, dass die Besucher in den Zoo kamen (Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 153).

Die Gestaltung der Zoos richtete sich nach den unterschiedlichen Funktionen und Ansprüchen, die sie erfüllen sollten. Für die Besucher sollten sie als Freizeit- und Erholungsort ein Stück Natur in der Stadt sein. Dementsprechend sollte der Zoo in Anlehnung an den englischen Landschaftsgarten gestaltet sein - keine strenge Geometrie wie im französischen Barock, sondern Freiraum und Natürlichkeit eines Parks waren das Ziel. Die Tiergehege sollten naturnah und in Anlehnung an die ursprünglichen Lebensräume konzipiert sein (ebd.: 134f.) und den Tieren die größtmögliche Bewegungsfreiheit bieten (Rieke-Müller 2012: 23).⁹

All dies waren eher Idealvorstellungen der Zoogründer, die aufgrund der begrenzten finanziellen Möglichkeiten und des nur bedingt vorhandenen Platzes nur selten realisiert werden konnten (vgl. Rieke-Müller & Dittrich 1998: 211). In realiter blieb die Gestaltung der zoologischen Gärten oftmals dem *Menageriestil* verhaftet, mit Raubtierkäfigen und Gittergehegen (Kirchshofer 1997: 7). Diese Präsentationsform wurde seit den 1870er Jahren im „systematischen Zoo“ (Strehlow 1994: 8) weitergeführt, in dem sich Käfig an Käfig reihte und eine möglichst große Artenvielfalt

⁹ Hier zeigt sich, dass die Ideen der naturnahen Gehegegestaltung keineswegs eine Erfindung der modernen Zooarchitektur des 20. Jahrhunderts sind. Siehe dazu Hyson (2000).

taxonomisch gezeigt werden sollte. Die Tiere wurden, wie in einem Museum, nach Art und Abstammung gesammelt und geordnet - insbesondere auch im Hinblick auf die zu der Zeit populär werdende Evolutionstheorie (Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 136).¹⁰ Daneben entwickelte sich zum Ausgang des 19. Jahrhunderts der exotische Stil, bei dem die Architektur der Tierhäuser und Gehege dem Stil der Herkunftsländer nachempfunden war (vgl. Kirchshofer 1997: 97; vgl. Rieke-Müller 2012: 26ff.). Mittels der Häuser wurden die Tiere endgültig kulturalisiert und domestiziert (Macho 2005: 161) und „[d]ie Darstellung des Anderen der Kultur wurde mit der Darstellung einer anderen Kultur verbunden.“ (Steinkrüger 2013: 181) Sie sind Ausdruck der Anthropomorphisierung - ist es doch eine zutiefst menschliche Vorstellung, dass Tiere Häuser zum Leben benötigten.

Die Käfige mit ihren Gittern und Stäben und die daraus resultierenden Verhaltensanomalien, so wie sie Rainer Maria Rilke in seinem berühmten Gedicht „Der Panther“ anschaulich beschrieben hat, gerieten Ende des 19. Jahrhunderts vermehrt in die Kritik (vgl. ebd.: 183). Carl Hagenbeck entwickelte ein Konzept, dass auf diese Kritik reagierte und die Haltungsform und Tierpräsentation in zoologischen Gärten nachhaltig verändern sollte.

2.2. Der Zoo der Moderne

2.2.1. „Revolutionäre“ Präsentations- und Haltungsformen (20. und 21. Jahrhundert)

Im ausgehenden 19. Jahrhundert gab es bereits Ideen und Bemühungen, durch die Verwendung von Bäumen, Büschen und Felsen die Gehege natürlicher bzw. naturnaher zu gestalten (Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 137). Aber erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde ein neues Gestaltungskonzept konsequent umgesetzt.

Als 1907 der private Tierpark von Carl Hagenbeck in Hamburg-Stellingen eröffnete, bot er mit seinen Panoramen eine neue Präsentations- und Haltungsform der Tiere.¹¹ Die Tiere waren in großen Freianlagen untergebracht, ohne dass der Blick des

¹⁰ Eine Zuspitzung dieser Entwicklung waren die Völkerschauen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Siehe hierzu etwa Rothfels (2002: 81-142); Dreesbach (2012: Abschnitt 5); Purtschert (2015: 515f.).

¹¹ Hier soll nicht in aller Tiefe der Wandel unter Carl Hagenbeck behandelt werden, da dieses Thema bereits sehr ausführlich in der wissenschaftlichen Literatur bearbeitet wurde. Zur Geschichte von Carl Hagenbeck, insbesondere als Tierhändler, Zirkusbesitzer und Organisator von Völkerschauen, sowie sein Beitrag zur Entwicklung des modernen Zoos, siehe vor allem Rothfels (2002).

Besuchers durch Gitter oder andere Begrenzungen gestört wurde. In seinem wohl bekanntesten Panorama, dem *Afrika-Panorama* lebten unterschiedliche Tierarten scheinbar friedlich nebeneinander. Auf vier direkt hintereinanderliegenden Freisichtanlagen befanden sich - durch Wasser- und Trockengräben voneinander getrennt - im Vordergrund Wasservögel auf einem See, im Mittelgrund Zebras und Antilopen in einer afrikanisch anmutenden Steppenlandschaft und dahinter gelagert Löwen vor einer Felsenformation. Die Tiere wurden in Gruppen, auch in Gemeinschaftshaltung oder in „Vergesellschaftung“¹² mit anderen Arten, in scheinbar natürlichen Lebensräumen gezeigt.

Rothfels (2002; 2008) bemerkt, dass diese Veränderungen der Präsentationsformen nicht die Revolution von Carl Hagenbeck ausmachten. Das wirklich Innovative und Neuartige sei vielmehr die Illusion der Freiheit und des Glücks, die er in diesen Ausstellungsformen vermittelte, denn „[...] die Tiere [waren] nicht nur nicht hinter Gittern, sie waren obendrein glücklich und sicher und lebten ein langes Leben.“ (Rothfels 2008: 214)

Eine regelrechte Antithese zu Hagenbecks Naturinszenierungen stellt die Zooarchitektur von Berthold Lubetkin dar. Als wichtiger Wegbereiter des Modernismus baute er mehrere Tiergehege in britischen Zoos, die durch geometrische Formen gekennzeichnet sind und beinahe skulpturalen Charakter besitzen. Sein wohl bekanntestes Gebäude ist der *Penguin Pool* im Londoner Zoo (1934) und bedeutete einen Bruch mit dem traditionellen Zoodesign dieser Zeit (Shapland & van Reybrouck 2008: 15) Oval wie eine Ellipse, befinden sich zwei spiralförmige Rampen in der Mitte, unter ihnen liegt ein Becken mit klarem, türkisblauem Wasser. Das strahlende Weiß des Gebäudes sollte den scharfen Kontrast zu den Tieren mit ihrem dunklen Gefieder bilden. Für Lubetkin schienen die Tiere immer auch ein wichtiges Mittel für die Inszenierung seiner Architektur zu sein (vgl. Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 210f.). Zu damaliger Zeit löste das Gebäude Begeisterung unter Zoobesuchern und Fachleuten aus, heute steht es unter Denkmalschutz und wird seit 2004 nicht mehr genutzt, da es nicht einer artgemäßen Haltung entspricht (Shapland & van Reybrouck 2008).

Auf lange Sicht setzten sich der naturalistische Stil und die Ideen und Vorstellungen, die mit ihm verknüpft waren, durch. Für Hagenbeck, seine Mitarbeiter und schließlich

¹² Von „Vergesellschaftung“ wird in Zoofachkreisen gesprochen, wenn Tiere in Gruppen oder auch verschiedene Tierarten gemeinsam in einer Anlage leben. Dies ist unter anderem als Verhaltensanreicherung (behavioural enrichment) gedacht.

auch die Besucher wurde der Tierpark von einem Paradies für Tiere zu einer Arche Noah, in der die Tiere Zuflucht fanden vor der grausamen Welt und dem evolutionären „Überlebenskampf“ (Rothfels 2008: 214). Es entwickelte sich ein neues Narrativ zu den gefangenen Tieren im Zoo - der Zoo wurde zur letzten Zufluchtsstätte für bedrohte Tierarten:

„Even since Hagenbeck, animals have not been collected merely for reasons of science or education, or even really for recreation - animals have been put in zoos increasingly because they are nice, healthy, safe places to be and because the animals, we are told, might be better off there than in the real ‚wild‘.“ (Rothfels 2002: 199)

Hieraus entstand eine starke Rechtfertigungsstrategie, mit der die zoologischen Gärten ihre Existenz begründeten. Die bereits bekannten und immer wieder postulierten Ziele (a) Vorantreiben wissenschaftlicher Erkenntnisse, (b) Popularisierung wissenschaftlicher Erkenntnis und (c) Vergnügungs- und Erholungsort für den naturentwöhnten Stadtbewohner wurden um ein weiteres Motiv, (d) den Artenschutz, erweitert.

Auch im 20. Jahrhundert variierten die Zielsetzungen und Aufgaben, die die Zoos für sich selbst formulierten.¹³ Galt der Zoo zum Ende des 19. Jahrhunderts noch als ein notwendiger Ort für Erholung und Vergnügung, so änderte sich dies im Laufe der Jahre und seine pädagogische Bedeutung, insbesondere für die Bildung der Kinder, wurde hervorgehoben (vgl. Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 182; vgl. Rothfels 2008: 220). Sie sollten etwas über die verschiedenen Tierarten, ihre Verhaltensweisen und ihre Lebensräume lernen. Aber auch dies verlor spätestens in den 1950er Jahren an Überzeugungskraft und genügte nicht mehr allein, um die Gefangenschaft von Tieren zu rechtfertigen. Im Zuge dessen erstarkte wieder das Argument, dass Zoos nützlich für die Wissenschaften seien (Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 197).

Die Disziplin der Zoologie diversifizierte sich, und es entwickelten sich Teildisziplinen wie etwa die Ökologie und die Ethologie. Die Tiergartenbiologie befasste sich mit den gefangenen Wildtieren und wollte die Kenntnisse über optimale Haltungsbedingungen im Zoo sowie über die artgerechte Gestaltung der Gehege fördern. Ein wichtiger

¹³ Die geschichtliche Entwicklung des Zoos scheint sehr stark von der immer wieder unterschiedlichen Gewichtung der Hauptaufgaben, die hier in die groben Kategorien (a) Wissenschaft, (b) Freizeit und Erholung und (c) Bildung zusammengefasst werden, geprägt zu sein. Im 20. Jahrhundert kommt der Natur- und Artenschutz als viertes Element (d) hinzu, auf dem momentan der Fokus liegt. Siehe dazu mehr in Kapitel 6.

Protagonist war hier Heini Hediger, ein bekannter Schweizer Zoodirektor und Wegbereiter der Tierpsychologie. Er vertrat die Ansicht, dass das Tiergehege das Territorium des Tieres sei und es so gestaltet sein müsse, dass für die jeweilige Tierart alle wichtigen Wohn- und Nutzelemente vorhanden seien (Kirchshofer 1997: 97). Die unbedingte naturgetreue Nachahmung des ursprünglichen Lebensraumes hielt er nicht für nötig (Schaarschmidt 2008: 42). Viel wichtiger für die Gestaltung der Anlagen war der hygienische Aspekt, der sich dann in der sogenannten „Badezimmer-Periode“ (ebd.: 42) oder treffender im „sanitary modernism“ (Hyson 2000: 34) niederschlägt. Das Gehege sollte gut zu reinigen und zu desinfizieren sein und wurde deswegen mit Fliesen und Edelstahl ausgestattet.

Hediger bezeichnete die zoologischen Gärten als Notausgänge zur Natur, als sekundäre Naturstätten für den Menschen, der im Zoo seine Sehnsucht nach Natur stillen könne, die er in den Städten nicht mehr genügend vorfinde (Hediger 1965: 80). Er formulierte erstmals die oft zitierten vier Hauptaufgaben der zoologischen Gärten: Der Zoo solle erstens der Erholung und Entspannung des Stadtmenschen dienen. Zweitens müsse der Zoo eine Bildungsstätte sein, in der die Menschen über die Tiere und deren Lebensräume informiert werden. Drittens benennt er Forschung und viertens Naturschutz als weitere Aufgaben moderner zoologischer Einrichtungen (Hediger 1971: 4).

Diese vier Hauptaufgaben werden noch heute von den sogenannten wissenschaftlich geführten Zoos als ihre Grundprinzipien genannt, wobei der Fokus heute auf dem Natur- und Artenschutz liegt. Die zoologischen Gärten gerieten seit den 1960er Jahren bis heute hin andauernd unter starken Rechtfertigungsdruck (vgl. Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 188-193; vgl. Steinkrüger 2013: 206): Einerseits wurden die Haltungsbedingungen an sich hinterfragt, andererseits ging es aber auch um die viel grundsätzlichere Frage, ob und wodurch es gerechtfertigt sein kann, Tiere in menschlicher Gefangenschaft zu halten. Hieran schloss sich die Ökologie- und Nachhaltigkeitsdebatte an, die den Umgang mit natürlichen Ressourcen und mit Lebensräumen thematisiert.

In den 1980er und 1990er Jahren kamen finanzielle Probleme der Zoos hinzu, da im Zuge des neoliberalen Diskurses die staatlichen Förderungen abnahmen (Steinkrüger 2013: 206). Außerdem mussten die Zoos ihre Attraktivität für Besucher erneuern (vgl. ebd.: 206), weil es im Verlaufe der vergangenen Jahrzehnte durch Film- und Fernsehen

und den zunehmenden Ferntourismus wesentlich einfacher und alltäglicher wurde, exotische Tiere zu sehen.

Die zoologischen Gärten reagierten auf diese Krise(n) mit neuen Konzepten der Gehegegestaltung und indem sie den Natur- und Artenschutz als ihre Hauptaufgabe formulierten.¹⁴ Die Darstellung ganzer Lebensräumen, wie es bei Hagenbeck schon anklang und wie sie in *Geozoo*s wie etwa im Münchner Tierpark Hellabrunn (1911) weitergeführt wurde, wird seit den 1970er Jahren perfektioniert.¹⁵ Die Tiere werden nicht mehr in einzelnen, voneinander abgetrennten Gehegen gezeigt, sondern in möglichst großen, sogenannten *immersiven Anlagen* (immersion exhibits)¹⁶, in denen sie mit anderen Tierarten leben. Die Landschaft ist quasi begehbar und die Besucher sollen in die Landschaft eintauchen und das Gefühl bekommen, dass sie sich gemeinsam mit den Tieren in ihrem Lebensraum bewegen, als befänden sie sich direkt im südamerikanischen Regenwald oder in der asiatischen Steppe. Auf sichtbare Abtrennungen wie Gitter, Scheiben oder ähnliches wird weitestgehend verzichtet, aber die Anlagen sind so weiträumig, dass die Tiere nicht mehr auf den ersten Blick zu entdecken sind.

Das Konzept wurde erstmals 1976 im Woodland Park Zoo in Seattle eingeführt (Coe 1994: 4; Hancocks 2001: 113) und wurde 1988 mit der Eröffnung von Burgers' Bush in Arnheim auch in Europa verwirklicht. Die Zoos wollen nicht mehr nur die Tiere zeigen, sondern ganze Ökosysteme, die Flora und Fauna und deren Zusammenspiel. Steinkrüger fasst diese Entwicklung treffend zusammen: „Hatten die zoologischen Gärten des 19. Jahrhunderts und frühen 20. Jahrhunderts noch erwartet, dass sich die Besucher den entsprechenden Habitus aneignen, setzen heute zoologische Gärten darauf, durch Erlebnisorientierung den Besuchern zumindest grundsätzliche Informationen näher zu bringen und dabei durch ästhetisch ansprechende Gestaltungen die Gefangenschaft der Tiere vergessen lassen zu können.“ (Steinkrüger 2013: 208)

¹⁴ Siehe hierzu ausführlicher in Kapitel 6.

¹⁵ Die geographische Einteilung des Zoos gab es bereits anfangs in London und Ende des 19. Jahrhunderts in Berlin (Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 138).

¹⁶ Zum Konzept der *landscape habitat immersion* siehe vor allen Dingen Coe (1985; 1994) und Kapitel 5 dieser Arbeit.

2.2.2. Exotik, Schaulust und wissenschaftliche Neugier

Wie die Ausführungen deutlich machen, war der Besitz von (exotischen) Tieren lange Zeit ein Privileg des Adels und ein Symbol fürstlicher Macht. Zu späterer Zeit war der zoologische Garten ein Mittel zur Vergewisserung des bürgerlichen Selbstverständnisses und ebenfalls zur Distinktion, da für seine Errichtung und Bewirtschaftung der Besitz von Kapital - nicht nur ökonomisches, sondern auch kulturelles und vor allen Dingen soziales Kapital - eine entscheidende Rolle spielte. Darüber hinaus wurden Zoos im 19. Jahrhundert zu einem Prestigeobjekt, mit dem die ökonomische Potenz und die wichtige Bedeutung der Stadt demonstriert wurde (vgl. Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 94; vgl. Wessely 2008a: 155; vgl. Steinkrüger 2013: 173). Ihre Bedeutung für die Wissenschaften darf nicht unterschlagen werden, denn zuerst waren die zoologischen Sammlungen der Naturalien- und Kuriositätenkabinette und später die Menagerien und zoologischen Gärten wichtige Räume wissenschaftlicher Erkenntnisse und Wissensproduktion.

Der Zutritt zu den Menagerien war - entsprechend ihrer Funktion - lange Zeit stark exklusiv und reglementiert. Während bis zum ausgehenden 17. Jahrhundert nur der König, geladene Gäste und Angehörige der Aristokratie die Menagerien betreten durften, änderte sich dies im Verlaufe des 17. und 18. Jahrhunderts, als diese Orte zunehmend für ein breiteres Publikum - wie etwa Wissenschaftler oder wissenschaftlich interessierte Bürger - geöffnet wurden (vgl. Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 100; vgl. Steinkrüger 2013: 173). Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein gab es Zugangsbeschränkungen aufgrund des Status, die mittels Eintrittstage, Eintrittsgelder oder auch Kleidervorschriften durchgesetzt wurden. Diese wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts endgültig abgeschafft, so dass der Zoo ein Ort für die ganze Bevölkerung wurde: Ort der Freizeit und des Amüsements und wichtige Fluchtpunkte in den Städten, die schnell wuchsen und immer weniger Natur- und Erholungsräume boten. In einer Zeit, in der Freizeit pädagogisiert und moralisiert wurde (Wessely 2008a: 162).

Die zoologischen Gärten bewegten sich immer zwischen dem Anspruch wissenschaftlicher Forschung, dem Amusement des Publikums und der Bildung. Die Gewichtung dieser Aufgaben verschob sich im Verlauf ihrer Geschichte mehrmals. Die unterschiedliche inhaltliche Ausrichtung manifestiert sich in der architektonischen Ausgestaltung der Tiergärten. Ging es bis in das 19. Jahrhundert vor allem um den

unverstellten Blick auf das Tier und die möglichst umfassende Sammlung und Zurschaustellung aller Arten, sind heute die immersiven Anlagen mit der Darstellung von ganzen Ökosystemen en vogue.

Auch heute formulieren die Zoos die vier Leitlinien Bildung, Forschung, Erholung und Naturschutz für sich, wobei der Fokus heutzutage auf letzterem liegt. Sie lassen den Eindruck entstehen, dass „[...] Zoos weniger für die Menschen da sind als vielmehr für die Tiere.“ (Rothfels 2008: 220)

In den obigen Ausführungen wurde deutlich, dass der Zoo wichtige Veränderungen im Laufe seiner Geschichte erfahren hat, die gleichzeitig oder zeitversetzt, auch mit sozialen, politischen und ökonomischen Transformationsprozessen in Verbindung gebracht werden können. Um sich dem gesellschaftlichen Phänomen Zoo angemessen anzunähern und es möglichst umfassend untersuchen zu können, werden im folgenden Kapitel raumtheoretische Überlegungen vorgestellt. Im Zentrum wird hier das Konzept der Heterotopien von Michel Foucault stehen, in dem er sich mit besonderen, mit *Anderen Räumen* befasst. Um die Überlegungen zu diesen spezifischen Räumen zu kontextualisieren und in einem späteren Schritt angemessen anwenden und gegebenenfalls erweitern zu können, wird zunächst ein kurzer Überblick über bis dato existierende Raumvorstellungen und Raumtheorien gegeben.

3. Träume von Räumen¹⁷

Die alltägliche Erfahrung von Raum und Räumlichkeit sowie von Zeit und Zeitlichkeit ist wesentlicher Bestandteil der (sozialen) Wirklichkeit. Die theoretische Reflektion über dieses scheinbar ‚natürliche‘ Phänomen beschäftigt die Wissenschaften seit jeher.¹⁸ Die Begriffe und Vorstellungen, die die heutige (sozialwissenschaftliche) Auseinandersetzung mit dem Thema Raum prägen, haben ihre Grundlagen in naturwissenschaftlichen und philosophischen Betrachtungen (Schroer 2006: 44; Löw 2012: 20).

Zunächst wird hier die fundamentale Unterscheidung zwischen den absoluten und den relativistischen Raumvorstellungen skizziert, die sich bis heute in das Denken und in die (theoretischen) Auseinandersetzungen mit und über den Raum einschreibt.¹⁹

Die Erkenntnis, dass Räume soziale Räume sein können, das heißt, dass sie sozial konstruiert sind und durch das Handeln der Akteur*innen hervorgebracht und verändert werden können, findet sich bereits in Georg Simmels Überlegungen und bildet auch bei Pierre Bourdieu eine grundlegende Annahme.

Daran anschließend werden mit Martina Löw und Markus Schroer zwei neuere soziologische Ansätze in der Raumtheorie vorgestellt, die dafür plädieren, sich von der strikten dualistischen Unterscheidung von *absolutem* und *relativem Raum* zu lösen. Sie versuchen einen integrativen Ansatz zu formulieren, bei dem die Wechselwirkung von Handeln und Struktur innerhalb eines *relationalen* Raumverständnisses betont wird (Löw) bzw. bei dem dafür plädiert wird, dass je nach Situation, sowohl absolute als auch relationale Raumkonzepte zutreffend sein können (Schroer).

Diese kurze Darstellung der raumtheoretischen Überlegungen bildet die notwendige Einbettung für das Konzept der Heterotopie von Michel Foucault, mit dem er vorschlug Andere Räume, Gegen-Räume zu beschreiben und zu untersuchen. Auch wenn Foucault an einer spezifischen, eigenen Raumtheorie wenig interessiert war, muss seine Heterotopie in einem raumtheoretischen Kontext gesehen werden. Denn - banal gesehen - ist auch ein anderer Raum ein Raum.

¹⁷ Perec (1990).

¹⁸ Siehe dazu die Überblicksdarstellung von Dünne & Günzel (2012) mit einer Auswahl relevanter Texte.

¹⁹ Im Folgenden soll keine weitere ausführliche Darstellung verschiedener (soziologischer) Raumtheorien und -konzepte sowie ihren Vertreter*innen erfolgen. Einschlägige Arbeiten im deutschsprachigen Raum sind beispielsweise Markus Schroer (2006), Martina Löw (2012), Dünne & Günzel (2012). Mit Blick auf die Sozialgeographie Peter Weichhart (2008).

3.1. Raumkonzeptionen

3.1.1. Absoluter, relativer und relationaler Raum

Die Vorstellung eines absoluten Raumes lässt sich am besten mit dem Bild eines Containers (Behälters) verdeutlichen. Dieser Container wird als ein Gefäß gedacht, das die materiellen Elemente (Menschen, Körper, Objekte etc.) umgibt bzw. einschließt. Würden diese entnommen, so bliebe ein leerer Raum, „[...] der Raum, als eigenständige ontologische Struktur, die unabhängig von ihrer dinglich-materiellen Erfülltheit existiert.“ (Weichhart 2008: 77) Dieser so konzipierte Raum erscheint starr und unbeweglich, Veränderung ist nur schwer denkbar (Schroer 2006: 36; Löw 2012: 130). Die Idee eines Behälterraums existiert bereits in der Antike und findet sich später im 17. Jahrhundert bei Isaac Newton wieder, der die Unterscheidung zwischen einem absoluten und einem relativen Raum trifft. „Während der relative Raum von einem konkreten Standpunkt aus bestimmt wird, ist der absolute Raum ein (gedachter) Raum aller möglichen Standpunkte und Perspektiven.“ (Günzel 2012: 24) Der absolute Raum ist Behälter für alle relativen (Teil-)Räume (ebd.: 25; Löw 2012: 26f.).

Im eindeutigen Widerspruch zu Newton steht Gottfried Wilhelm Leibniz, der die Vorstellung eines absoluten Raumes ablehnt.

„Was meine Meinung anbetrifft, so habe ich mehr als einmal gesagt, daß ich den Raum ebenso wie die Zeit für etwas rein relatives halte, nämlich für eine Ordnung des Nebeneinanderbestehens, so wie die Zeit eine Ordnung der Aufeinanderfolge ist.“ (Leibniz 2016: §4, 61)

Leibniz denkt Raum relational: Die Struktur des Raumes ergibt sich aus der relativen Lage der Körper zueinander bzw. aus der „[...] Relation möglicher Orte, die ein Körper im Raum einnehmen kann.“ (Günzel 2012: 27) Newton hingegen versteht den relativen Raum als ein absolutes Bezugssystem, zu dem sich Körper und Dinge relativ bewegen (ebd.: 27). Wie etwa der relative Raum des Schiffes, auf dem sich Menschen befinden, dass sich im absoluten Raum des Ozeans befindet.²⁰ Während bei der Vorstellung eines absoluten Raumes dem Raum eine real-existierende Materialität zugesprochen wird, konstituiert er sich in der relationalen Variante aus immateriellen Beziehungen zwischen den Körpern und Dingen.

²⁰ Wie Günzel bemerkt, wird das Schiff häufig als Beispiel für einen relativen Raum, der sich in Bezug zu einem absoluten Raum situiert, verwendet (Günzel 2012: 24). So auch bei Foucault, für den das Schiff die Heterotopie par excellence ist (Foucault 1993: 46).

Er „[...] ist also keine eigenständige ontologische Struktur, kein Gegenstand oder ‚Seinsbereich‘, sondern er stellt genau genommen, *ein Attribut, eine Eigenschaft der physisch-materiellen Dinge*, dar.“ (Weichhart 2008: 79 [Hervor. i. Orig.])

Immanuel Kant geht hier noch einen Schritt weiter und spricht dem Raum gänzlich eine Gegenständlichkeit und somit eine eigene Realität jenseits und unabhängig menschlicher Vorstellung ab.

„*Der Raum ist nicht etwas Objektives und Reales*, weder eine Substanz, noch eine Akzidenz, noch ein Verhältnis; *sondern ein subjektives, ideales*, aus der Natur der Erkenntniskraft nach einem festen Gesetz hervorgehendes Schema gleichsam, schlechthin alles äußerlich empfundene einander beizuordnen.“ (Kant 2012: 78 [Hervor. i. Orig.])

Für Kant wird der Raum durch menschliche Vorstellung geschaffen und liegt der Erfahrung a priori zugrunde (Schroer 2006: 42; Löw 2012: 29). Mit Hilfe dieser Vorstellung von Raum kann das Wahrgenommene geordnet und organisiert werden (Weichhart 2008: 84; Löw 2012: 29f.).

Schließlich hebt Albert Einstein die Trennung von Raum und Zeit auf, sie bilden für ihn eine Einheit. Für ihn gibt es keinen absoluten Raum und keine absolute Zeit, sondern beide sind „[...] relativ zum jeweiligen Bezugssystem der Beobachter zu bestimmen.“ (Schroer 2006: 43) Der Raum konstituiert sich durch die Beziehungen der Körper zueinander, die nicht starr sind, sondern in Bewegung. Martina Löw fasst prägnant zusammen:

„Das heißt, Raum konstituiert sich auch in der *Zeit*. Raum ist demnach nicht länger der starre Behälter, der unabhängig von den materiellen Verhältnissen existiert, sondern *Raum und Körperwelt sind verwoben*. Der Raum, das heißt *die Anordnung der Körper*, ist abhängig vom *Bezugssystem der Beobachter*.“ (Löw 2012: 34 [Hervor. i. Orig.])

Die grundlegende Unterscheidung zwischen einer absolutistischen Raumauffassung, bei der der Raum als Gegebenes die Körper und Dinge umschließt und der relativistischen Vorstellung von einem Raum, der sich durch die Anordnung und das Verhältnis von Körpern zueinander ergibt, bleibt nicht die Einzige. Ende des 19. und im Verlauf des 20. Jahrhunderts bildet sich mit den Sozialwissenschaften ein Blick auf den Raum heraus, der die soziale Konstruiertheit von Raum und dessen Hervorbringung durch das individuelle und soziale Handeln fokussiert. Mit der

Unterscheidung von sozialem und physischem Raum und deren Wechselbeziehung bekommt die Debatte um den Raum eine neue Dimension.

3.1.2. Sozialer Raum

Entscheidend für die Entwicklung eines soziologischen Raumbegriffs ist Georg Simmel, der sich intensiv mit der Raumfrage auseinandersetzt. Bei ihm findet sich die Idee der sozialen Konstitution von Raum, der Ausdruck der sozialen Verhältnisse ist und der sozialen Konstruktion von Raum, der durch menschliches Handeln hervorgebracht wird und zugleich - durch die räumlichen Strukturen - auf die handelnden Subjekte wirkt (vgl. Schroer 2006: 60-81).

„Simmel versteht Raum [...] als eine Art Bedingungs- und Möglichkeitsform, die sich anhand von Grundqualitäten, die für das soziale Leben relevant sind, genauer konturieren lässt. Diese Grundqualitäten sind die formale Voraussetzung für sozial konstituierte räumliche Konfigurationen, die wiederum auf das soziale Leben zurückwirken und die Entstehung bestimmter Formen von sozialen Wechselbeziehungen überhaupt erst ermöglichen. Mit Blick auf die Wechselwirkungen zwischen sozialen Beziehungen und räumlichen Ordnungen will Simmel unterschiedliche Formen von Vergesellschaftung aufspüren.“ (Glauser 2006: 258)

Ähnlich wie Simmel unterscheidet Pierre Bourdieu zwischen einem physischen und einem sozialen Raum, die in Wechselbeziehung stehen.

„Der soziale Raum ist nicht der physische Raum, realisiert sich aber tendenziell und auf mehr oder minder exakte und vollständige Weise innerhalb desselben. [...] Der in bestimmter Weise von uns bewohnte und uns bekannte Raum, ist sozial konstruiert und markiert. Der physische Raum lässt sich nur anhand einer Abstraktion [...] denken, das heißt unter willentlicher Absehung von allem, was darauf zurückzuführen ist, daß er ein bewohnter und angeeigneter Raum ist, das heißt eine soziale Konstruktion und eine Projektion des sozialen Raumes, eine soziale Struktur in objektiviertem Zustand [...], die Objektivierung und Naturalisierung vergangener wie gegenwärtiger sozialer Verhältnisse.“ (Bourdieu 1991: 28)

Der physische Raum ist für ihn aber immer auch bereits ein sozial konstruierter Raum, da er von den Akteur*innen bereits angeeignet ist, also gar nicht mehr unabhängig von den Handelnden und der Gesellschaft gedacht werden kann (vgl. ebd.: 26; vgl. Schroer 2006: 87). Sozialer und angeeigneter physischer Raum stehen in einem

Wechselverhältnis zueinander, da sich die Realität und die Bedingungen, die im sozialen Raum vorherrschen, direkt in den physischen Raum einschreiben (vgl. Bourdieu 1991: 26, 28; Schroer 2006: 87).

Der soziale, abstrakte, Raum ist durch die ungleiche Verteilung der verschiedenen Kapitalsorten - ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital - strukturiert. Die Positionen der Personen im sozialen Raum und ihre Beziehungen zueinander werden durch die unterschiedliche Verfügung über diese Kapitalsorten bestimmt.

„Der auf physischer Ebene realisierte [...] soziale Raum manifestiert sich als die im physischen Raum erfolgte Verteilung unterschiedlicher Arten gleichermaßen von Gütern und Dienstleistungen wie physisch lokalisierter individueller Akteur*innen und Gruppen [...] mit jeweils unterschiedlichen Chancen der Aneignung dieser Güter und Dienstleistungen [...]“ (Bourdieu 1991: 29)

Martina Löw kritisiert, dass Bourdieu letztendlich doch mit zwei Raumbegriffen operiere - dem absolutistischen und dem relativistischen - bei dem der physische Raum als Container gedacht werde und der soziale Raum eine metaphorische Bedeutung besitze (Löw 2012: 182).

„Bourdieu stellt demnach zwei Räume gegenüber: der metaphorisch gemeinte soziale Raum und der sozial angeeignete geographische Raum. Während also der Begriff des sozialen Raums nur als Bild verwendet wird, um soziale Prozesse zu verdeutlichen, folgen die Ausführungen zu dem angeeigneten physischen Raum der Logik eines starren Raums, in den sich soziale Prozesse einschreiben.“ (ebd.: 182)

Sie merkt an, dass in dieser Konzeption der Fokus einseitig auf dem Sozialen liege, das den physischen Raum strukturiere; die Wechselwirkungen zwischen dem Physisch-Materiellen und dem Sozialen bei der Konstitution von Raum werden somit verkannt (ebd.).²¹ Diese soziale Strukturiertheit von Raum und seine gleichzeitig strukturierende Rolle will sie mit ihrer Raumsoziologie erfassen.

²¹ Markus Schroer kritisiert, dass diese Wechselwirkung in der Sekundärliteratur oftmals vernachlässigt wurde und Bourdieu zu Unrecht eine einseitige Kausalität unterstellt werde (vgl. Schroer 2006: 88f.).

3.2. Neuere soziologische Ansätze

3.2.1. Martina Löw - Handeln und räumliche Struktur

Martina Löw möchte eine Analyse entwickeln, die die einfache Betrachtung des Raumes als bereits Gegebenes - als bloßen Hintergrund, vor dem sich Handeln abspielt - hinter sich lässt und die Konstituierung von Raum selbst thematisiert:

„Versteht man stattdessen Raum selbst als menschlich und dinglich, dann ist nicht nur das Handeln, sondern der Raum selbst ein Produkt, welches nicht aus sich selbst erklärt werden kann, sondern hergeleitet werden muss.“ (Löw 2012: 134)

Löw knüpft an relativistische Raumvorstellungen an und betont die soziale Konstruktion von Raum und das Hervorbringen von Räumen durch die Handlungen der Akteur*innen (vgl. ebd.: 67). Sie versteht

„[...] Raum als eine relationale (An)Ordnung von Körpern, welche unaufhörlich in Bewegung sind, wodurch sich die (An)Ordnung selbst ständig verändert. Das bedeutet, Raum konstituiert sich auch in der Zeit.“ (ebd.: 131)

Hier geht es also um die einzelnen Elemente der Raumkonstitution und deren Beziehungen zueinander, sowie um die Raumkonstitution als Prozess. Löw will die relativistische Sicht überwinden, die von einem „Primat der Beziehungen“ (ebd.: 156) ausgehe. Ihr Konzept habe zwar seine relativistischen Wurzeln darin, dass es vom „Raum als Resultat einer Anordnung“ ausgehe, aber mit der „[...] gleichzeitigen Betonung von angeordnetem Objekt und Relationenbildung [werde] die relativistische Sichtweise überschritten [...]“ (ebd.: 156). Sie entwickelt einen „relationalen Raumbegriff“ bei dem die Relationenbildung im Fokus steht, „[da] erst die miteinander verknüpften sozialen Güter²² und Menschen zum Raum werden.“ (ebd.: 156)

Löw betont, dass es für das Verständnis von Raum wichtig sei, beide Faktoren der Raumkonstitution gleichermaßen zu beachten: sowohl die einzelnen Elemente - die sozialen Güter und Lebewesen - als auch die Verknüpfungen dieser Elemente. Als die beiden zentralen Prozesse der Raumkonstitution benennt sie das „Spacing“ und die „Syntheseleistung“:

²² Soziale Güter sind für Löw die „Bausteine“ von Räumen. Sie versteht darunter, in Anlehnung an Reinhard Kreckel, „Produkte gegenwärtigen und vor allem vergangenen materiellen und symbolischen Handelns“ (Löw 2012: 153) Dies sind beispielsweise Tische, Häuser, Straßen, Schilder, Lieder, Gesetze u.v.m.

Mit Spacing ist das Platzieren von sozialen Gütern und Menschen im Raum gemeint, also „[...] das Errichten, Bauen und Positionieren.“ (Löw 2012: 158) Das Spacing bedarf des zweiten Prozesses, den der Syntheseleistung. Dies bedeutet, dass soziale Güter und Lebewesen über „[...] Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse [...]“ (ebd.: 159) gedanklich miteinander zu Räumen verknüpft werden. Räume existieren also nicht natürlicherweise, sondern werden alltäglich aktiv durch die Syntheseleistung hervorgebracht und reproduziert (ebd.: 225).

Im Gegensatz zum Spacing ist die Syntheseleistung ohne Spacing möglich,

„[...] als Abstraktionsleistung [...] im wissenschaftlichen Arbeiten, aber auch in der Kunst, Planung oder Architektur [...] Hier werden am Reißbrett, in der Computersimulation oder auf dem Papier Objekte zu Räumen verknüpft.“ (ebd.: 159)

Löw konstatiert, dass Räume nicht einfach per se existieren, sondern durch Handeln geschaffen werden und als räumliche Strukturen Handeln steuern. Handeln und (räumliche) Strukturen²³ stehen in einer Wechselbeziehung: Räumliche Strukturen müssen, wie andere gesellschaftliche Strukturen auch - etwa ökonomische, politische, rechtliche -, im Handeln verwirklicht werden und strukturieren gleichzeitig das Handeln.

„Das bedeutet, daß räumliche Strukturen eine Form von Handeln hervorbringen, welches in der Konstitution von Räumen eben jene räumlichen Strukturen, [die dieses Handeln ermöglichen (Anmerkung der Autorin)], reproduziert.“ (ebd.: 172)

Die von Anthony Giddens postulierte Dualität von Struktur und Handeln erweitert Martina Löw zu einer Dualität vom Raum.

3.2.2. Markus Schroer - Die Pluralität von Räumen

Markus Schroer untersucht in „Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums“ (Schroer 2006) die theoretisch konzeptionellen Auseinandersetzungen

²³ Als Strukturen bezeichnet Löw „[...] Regeln und Ressourcen, die in Institutionen rekursiv eingelagert sind und unabhängig von Ort und Zeitpunkt Geltung haben. [...] (An)Ordnungen von sozialen Gütern und Menschen zu Räumen werden dann als *räumliche Strukturen* bezeichnet, wenn sie in Regeln festgeschrieben oder durch Ressourcen abgesichert und in Institutionen eingelagert sind.“ (Löw 2012: 226 [Hervor. i. Orig.]) Als räumliche Struktur ist der klassische Schulunterricht vorstellbar: Die Stühle der Schüler*innen sind auf den Tisch der Lehrperson und die Tafel ausgerichtet. Die Lehrperson steht im vorderen Drittel des Raumes, im Zentrum der Blicke der Schüler*innen. Die Anordnung der Schüler*innen und der Lehrperson, der Tische, Stühle, Tafel, Beamer ergeben die Struktur eines Unterrichtsraum, die ohne großartiges Nachdenken seitens der Akteur*innen, routiniert jeden Tag aufs Neue hergestellt wird.

mit Räumen in den Sozialwissenschaften. Wie wurde und wird Raum in den Wissenschaften, speziell in der Soziologie, konzipiert und wie wirkt(e) sich dies auf die Theoriebildung aus? Es gehe nicht darum, den *einen* gültigen Raumbegriff vorzulegen, sondern

„[d]ie Soziologie hat sich beim Thema Raum vielmehr dafür zu interessieren, wie Raum konstituiert wird, wann Raum als Problem überhaupt virulent wird und was die Berücksichtigung des Raums in soziologischen Theorien für Folgen zeitigt.“ (Schroer 2006: 12)

Er stellt fest, dass bei der wissenschaftlichen Erklärung moderner gesellschaftlicher Entwicklungen, wie etwa Globalisierungsprozessen oder Wandel der Kommunikationswege und -mittel (Internet, neue soziale Medien), die relationale Raumkonzeption ganz klar bevorzugt wird (ebd.: 12).

Er warnt aber davor, die Vorstellung des Raums als Container vorschnell zu verwerfen, da diese Metapher durchaus ihre Berechtigung habe. Es sei vielmehr notwendig zu hinterfragen, in welchem Zusammenhang und zu welchem Zweck der Behälterraum als Beschreibung verwendet wird. Somit werde die Gefahr des „Raumvoluntarismus“ vermieden, der die räumlichen Ordnungen und Arrangements als handlungsermöglichendes und -begrenzendes Moment außer Acht lasse (ebd.: 175f). Eine hinreichende Analyse könne dementsprechend nur gelingen, wenn beide Konzepte mitbedacht werden:

„So richtig die Betonung der aktiven Hervorbringung sozialer Räume ist, so notwendig ist es für eine umfassende Raumanalyse, die bei dieser Einsicht nicht stehen bleiben will, auf die Wirksamkeit räumlicher Arrangements hinzuweisen, wenn sich diese erst einmal geformt haben.“ (ebd.: 175)

Es sei also wichtig, sowohl die Wirkung der bestehenden räumlichen Strukturen auf die Akteur*innen und ihr Handeln als auch vice versa die Hervorbringung von Räumen und räumlicher Strukturen durch die Akteur*innen zu untersuchen.

Schroer nimmt an, dass die verschiedenen existierenden Räume eben auch verschiedenen Raumvorstellungen entsprächen, die einander nicht ausschließen, sondern nebeneinander existieren. Räume sind nicht mehr unbedingt klar voneinander zu trennen oder unterscheidbar - so etwa hybride Räume (ebd.: 274). Er postuliert eine Pluralität von Räumen die miteinander verflochten sind, sich

überlagern oder überlappen und die durch verschiedene Kulturen, Lebensstile, Werte hervorgebracht werden (Schroer 2006: 226).

„Ziel einer raumsoziologischen Perspektive kann es m. E. nach nicht sein, die lange vorherrschende Container-Theorie durch eine relationale Raumauffassung schlicht zu ersetzen. Ziel wäre es aus meiner Sicht vielmehr, die spezifischen Konstitutions- und Verwendungsweisen des Raums in unterschiedlichen Kontexten zu untersuchen. Und bei dieser Suche wird man auf durchaus verschiedene Raumbilder, Raumauffassungen und Raumkonstrukte stoßen.“ (Schroer 2007: 44)

Je nach Untersuchungsphänomen gilt es also herauszufinden, welches Raumkonzept oder welche Raumvorstellung die jeweils adäquate Beschreibungs- bzw. Erklärungskraft besitzt, immer mit dem Wissen, dass eine klare Unterscheidung und eindeutige Zuordnung gar nicht (mehr) möglich ist.

3.3. Heterotopien - Des espaces autres

Michel Foucault hat, gleichwohl seine Arbeiten immer wieder auch spezifische räumliche Phänomene und Konstellationen thematisieren, nie eine ausgearbeitete Raumtheorie entwickelt und hatte dies wohl auch nie zum Ziel. In seinen Überlegungen zu den Heterotopien befasst er sich jedoch explizit mit besonderen Räumen, deren Verfasstheit und Charakteristika er mittels einer sogenannten „Heterotopologie“ zu untersuchen vorschlägt. Sein diesbezüglicher Entwurf ist häufig in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen aufgegriffen, bearbeitet und weiterentwickelt worden. Interessant ist, dass Michel Foucault selbst seine Überlegungen aus den späten 1960er Jahren nie weitergehend und vertiefend ausgearbeitet hat und ihnen somit, wie häufig kritisch angemerkt wird, immer etwas Fragmentarisches und Assoziatives anhaftet.²⁴ Zum ersten Mal taucht der Begriff bei Foucault 1966 im Vorwort zu „Die Ordnung der Dinge“ auf. Im Dezember desselben Jahres hält Foucault zwei Radiovorträge für den Sender France-Culture mit den Titeln „Der utopische Körper“ und „Heterotopien“ (Foucault 2013). Im März 1967 hält Foucault aufgrund einer Einladung

²⁴ Edward Soja, der Foucaults Konzept in 1990ern aufgriff, bemerkt dazu: „Foucault’s heterotopologies are frustratingly incomplete, inconsistent, incoherent.“ (Soja 1997: 162). Kevin Hetherington, der sich ebenfalls in den späten 1990er Jahren mit den Heterotopien auseinandersetzt, schreibt Jahre später: „This lecture is undeniable unfinished, the examples varied and speculative and the outcome inconclusive.“ (Hetherington 2011: 466)

einen Vortrag zu den Heterotopien vor dem Cercle d'études architecturales (Tafazoli & Gray 2012: 8; Defert 2013: 77). Dieser Beitrag wurde mitstenographiert und den Mitgliedern zu Verfügung gestellt, aber nicht veröffentlicht. Erst 1984 wurde der in Tunesien geschriebene Text unter dem Titel „Des espaces autres“ („Andere Räume“/ „Von anderen Räume“)²⁵ dann im Zuge der Internationalen Bauausstellung in Berlin veröffentlicht (Klass 2008: 264; Defert 2013: 89).

Nach 1967 griff Foucault die Heterotopien in seinen Arbeiten nicht wieder explizit auf.²⁶ Dennoch spielt der Raum in den Überlegungen und Arbeiten Foucaults weiterhin eine nicht zu vernachlässigende Rolle, wie dies weiter unten aufgezeigt wird.

3.3.1. Konzept

Wie bereits erwähnt, verwendet Foucault den Begriff der Heterotopie²⁷ erstmals in seinem Vorwort zu „Die Ordnung der Dinge“. Er zitiert aus einem Text des Schriftstellers Luis Borges, in dem dieser eine „chinesische Enzyklopädie“ vorstellt, die eine spezifische Einteilung der Tiere vornimmt. Foucault fasziniert daran, dass diese besondere Taxonomie durch ihre Ungewöhnlichkeit den Menschen an „[...] die Grenze unseres Denkens [bringt]: die schiere Unmöglichkeit, das zu denken.“ (Foucault 2012a: 17) Hier bezieht er die Heterotopie auf die Sprache, wenn er wenig später schreibt:

„Die Heterotopien beunruhigen, wahrscheinlich, weil sie heimlich die Sprache unterminieren, weil sie verhindern, daß dies und das benannt wird, weil sie die gemeinsamen Namen zerbrechen oder sie verzahnen, weil sie im voraus die ‚Syntax‘ zerstören, und nicht nur die, die die Sätze konstruiert, sondern die weniger manifeste, die die Wörter und Sachen [...] ‚zusammenhalten‘ lässt.“ (ebd.: 20)

Indem sie Sprache und Text untergraben, zeigen die Heterotopien auf und stellen zugleich in Frage, auf welchen Ordnungen bestehendes Wissens beruht und sich formiert (vgl. Soja 1997: 158, Anm. 9; vgl. Topinka 2010: 58). Sie lassen somit einen

²⁵ Bei den verschiedenen Publikationen werden beide Möglichkeiten der Übersetzung gebraucht, siehe Foucault (1993; 2012b). Generell zur Problematik der verschiedenen Versionen und Übersetzungen des Textes siehe (Johnson 2006; Fränzl 2014).

²⁶ Außer im Interview mit dem Anthropologen Paul Rabinow zum Verhältnis zwischen „Raum, Wissen und Macht“ (Foucault 2005), in dem er auf die fundamentale Bedeutung des Raumes für das gesellschaftliche Leben und für die Ausübung von Macht eingeht (vgl. ebd.).

²⁷ Griechisch für anderer Ort bzw. Platz. Der Begriff ist ursprünglich ein medizinischer und bezeichnet Gewebe, das an einer Stelle liegt, an der es normalerweise nicht vorkommt (Pschyrembel & Dornblüth 2002).

Raum entstehen, der sich, laut Johnson, nur innerhalb der Sprache herausbilden kann und in dem andere potentielle Ordnungen aufscheinen (Johnson 2006: 85).

„Heterotopias reconstitute knowledge, presenting a view of its structural formation that might not otherwise be visible. [...] heterotopias make legible ground on which knowledge is built by complicating that ground.“ (Topinka 2010: 60f)

Die Heterotopie ist demnach ein „aufstörender Diskurstyp“, der aufzeigt, dass es neben der bestehenden Ordnung auch eine Vielzahl anderer, möglicher Ordnungen gibt, die aber nur schwer zu denken sind (Klass 2008: 264).

In seinem späteren Radiovortrag verwendet Foucault den Begriff nicht mehr im Hinblick auf die Sprache und den Diskurs, sondern in Bezug auf die Analyse von Räumen. In Abgrenzung zu Utopien²⁸, die für ihn Räume bzw. Platzierungen (emplacements) ohne reale Orte sind, begreift er die Heterotopien als eine real gewordene Utopie, die tatsächlich zu einer bestimmten Zeit an einem realen Ort lokalisierbar ist (Foucault 1993: 38f.; Foucault 2013: 11). Diese Gegen-Räume (contre-espaces) befinden sich quasi außerhalb der Gesellschaft und sind dennoch mittendrin - Orte, die mit allen anderen verbunden sind und dennoch nach einer ihnen eigenen, spezifischen Logik funktionieren (vgl. Foucault 1993: 38f.).

„Unter all diesen verschiedenen Orten gibt es nun solche, die vollkommen anders sind als die übrigen. Orte, die sich allen anderen widersetzen und sie in gewisser Weise sogar auslöschen, ersetzen, neutralisieren oder reinigen sollen.“ (Foucault 2013: 10)

Heterotopien existieren nicht unabhängig und per se, sondern kommen erst in Differenz zu den ‚normalen‘, besser normierten, Räumen zu ihrer Bedeutung und stehen weiterhin in Beziehung zu diesen.

„Sie können als Abspaltungen von der Norm, von Macht/Wissen-Formationen beschrieben werden. Als Abspaltungen sind sie jedoch ebenfalls keineswegs autonom, sondern vielmehr Orte, die in Beziehung zum Rest-Raum stehen. Erst die Existenz des (normierten) Raumes, von dem die Heterotopien abgespalten werden, macht die Abspaltung selbst möglich.“ (Dirks 2012: 183)

²⁸ Die Radiosendung war Teil einer Vortragsreihe zu Utopie und Literatur (Defert 2013: 71). Im Anhang zur Ausgabe von 2005 findet sich eine Auflistung der Radiosendungen von Michel Foucault, in der als Titel „Les utopies réelles ou ‚Lieux et autres lieux‘“ („Die realen Utopien oder ‚Orte und andere Orte‘“) für die betreffende Sendung verzeichnet ist (Foucault 2013: 98).

Diese Räume werden häufig als widerständige Räume verstanden, in denen abweichende Praktiken möglich sind und alternative (An)Ordnungen²⁹ (Hetherington 1997: xiii) entstehen. Durch diese Ausschluss- und Abgrenzungsmechanismen ermöglichen die Heterotopien gleichzeitig Einsichten über die Beschaffenheit der ‚normalen‘ Räume und liefern somit auch Einblicke in (dortige) bestehende Machtstrukturen.

Foucault formuliert Prinzipien für eine Wissenschaft bzw. für eine systematische Beschreibung³⁰ dieser speziellen Räume, die sogenannte Heterotopologie.³¹

Zunächst nimmt er an, dass solche Gegen-Räume in allen Kulturen - als gesellschaftliche Konstante - und zu allen Zeiten auftreten. Heterotopien sind *universell* in dem Sinne, als dass sie überall auftreten, aber nicht in dem Sinne, als dass sie überall gleich wären. Sie nehmen oft unterschiedliche Formen an und jede Gesellschaft bringt die ihr genuinen Heterotopien hervor. Zu diesen *Anderen Räumen* zählt Foucault die verschiedensten Räume wie etwa den Garten, Friedhöfe, Gefängnisse, Spitäler, das elterliche Bett, den Spiegel oder Anlagen von Ferienclubs.

Des Weiteren können sich diese heterotopischen Räume im Verlaufe der Geschichte verändern. Foucault unterscheidet zwischen *Krisen- und Abweichungsheterotopien*. Erstere, die für Menschen in „biologischen Krisensituationen“ (Adoleszenz, Defloration, Geburt) geschaffen wurden, würden immer seltener existieren, letztere - wie etwa Sanatorien, Psychiatrien und Gefängnisse - würden die Krisenheterotopien allmählich ersetzen.³² Mit solchen Heterotopien hat die Gesellschaft Räume geschaffen, in denen sie abweichendes Verhalten, Dinge, die sich außerhalb der gängigen Norm bewegen und besondere Lebenslagen gewissermaßen auslagern kann, ohne jedoch eine komplette Abtrennung oder Aussonderung zu vollziehen, da diese Räume immer in Beziehung zu den anderen Räumen stehen.

Der zweite Grundsatz betrifft die *Veränderlichkeit* der heterotopischen Räume. Heterotopien bestehen nicht ewig, sondern entstehen und können auch wieder

²⁹ Hetherington verwendet den Ausdruck „ordering“ und nicht „to order“, da er die Prozesshaftigkeit von Heterotopien betonen möchte. (Hetherington 1997: ix)

³⁰ Im Radiovortrag spricht er von „Wissenschaft“ (Foucault 2013: 11). Im späteren Text „Des espaces autres“ schreibt er, dass das Wort Wissenschaft abgedroschen/abgenutzt (galvaudé) sei. Er spricht hier von einer „systematischen Beschreibung“ dieser verschiedenen, vielleicht besser *verschiedenartigen* Räume (espaces différents) (Foucault 1993: 40 [Hervor. i. Orig.]).

³¹ Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf Foucault (ebd., 2013).

³² Foucault nennt auch das Altersheim als Grenzfall zwischen Krisen- und Abweichungsheterotopie. Ebenso kann hier das Kloster für die adlige, verwitwete Frau im Mittelalter genannt werden, die sich ebenfalls in einer besonderen Rolle befand.

aufgelöst werden. Ebenso ist ihre Funktion variabel und richtet sich nach den jeweiligen gesellschaftlichen Erfordernissen. Als Beispiel nennt Foucault den Friedhof, der bis zum Ende des 18. Jahrhunderts mitten in der Stadt gelegen war und einen Teil des städtischen Lebens bildete. Im 19. Jahrhundert bildeten sich neue hygienische Standards heraus, aufgrund derer die Friedhöfe an die Ränder der Städte verlagert wurden. Als weiteres Beispiel kann hier der Garten angeführt werden, den Foucault ebenfalls als eine Heterotopie bezeichnet. War der Garten im Mittelalter noch ein abgeschlossener Raum, der in erster Linie der Versorgung des Klosters galt, öffnete er sich in den kommenden Jahrhunderten zunehmend und wurde zu einem Macht- und Repräsentationsort des Adels, bis er letztlich auch ein Ort der Erholung und Freizeit für die bürgerliche und proletarische Gesellschaftsschicht wurde.

Das dritte Prinzip kann als die *Vereinbarkeit des Unvereinbaren* (Tafazoli & Gray 2012: 12) bezeichnet werden. In ihnen werden mehrere heterogene Räume, die inkompatibel scheinen, miteinander vereint. Als Beispiel dient Foucault der persische Garten, der in sich symbolisch die ganze Welt vereint. Aber auch das Kino ist ein Beispiel, da auf der zweidimensionalen Leinwand verschiedene dreidimensionale Räume abgebildet werden, die nicht unbedingt miteinander in Beziehung stehen müssen, erst über die Leinwand treten sie in Relation zueinander.

Das vierte Prinzip bezieht sich auch die Zeit. Laut Foucault gehen Heterotopien immer auch mit zeitlichen Einschnitten (*découpages du temps*) einher. Sie sind Räume außerhalb der Zeit, in denen die Zeitlichkeit aufgehoben wird, indem verschiedene Objekte aus verschiedenen Zeiten an einem Ort gleichzeitig vereint werden, wie es etwa in Museen und Archiven der Fall ist (vgl. ebd.: 12). Archive, Museen, Bibliotheken und zoologische Gärten, wie später noch genauer ausgeführt werden wird, können solche Heterotopien im Modus der Ewigkeit (*le mode de l'éternité*) sein, da sie versuchen so viele Dinge wie möglich, die zeitlich auseinanderliegen, zu sammeln und an einem Ort, in einem Raum zu vereinen. „Die Idee, alles zu sammeln und damit gleichsam die Zeit anzuhalten oder sie vielmehr bis ins Unendliche in einem besonderen Raum zu deponieren; die Idee, das allgemeine Archiv einer Kultur zu schaffen; den Wunsch, alle Zeiten, alle Epochen, alle Formen und Geschmacksrichtungen an einem Ort einzuschließen; die Idee, einen Raum aller Zeiten zu schaffen, als könnte dieser Raum selbst endgültig außerhalb der Zeit stehen, diese Idee ist ein ganz und gar moderner Gedanke.“ (Foucault 2013: 16) Neben diesen

sogenannten Ewigkeitsheterotopien definiert Foucault auch Heterotopien im Modus des Festes (*le mode de la fête*), die, im Gegensatz zur Ansammlung der Zeit, kurzweilig sind, wie etwa Jahrmärkte oder Feriendörfer des Club Méditerranée.

Der fünfte Grundsatz, die *Isolation und Durchdringung*, besagt, dass diese Gegen-Räume immer durch ein System von Öffnungen und Schließungen von ihrer Umgebung getrennt sind. Diese Räume sind nicht einfach frei zugänglich. Sie können, wie etwa das Gefängnis, die Psychiatrie, das Bordell oder das Hamam, nur von bestimmten Gruppen betreten werden und auch dann nur vermittelt spezifischer Rituale (Hamam) oder aufgrund von Zwang (Gefängnis, Psychiatrie, Kaserne). Es gibt aber auch Heterotopien, wie etwa Bordelle, die einen stark hybriden Charakter aufweisen, da sie auf den ersten Blick als offen und zugänglich erscheinen, aber schließlich doch nur für ausgewählte Personen wirklich zugänglich sind.

Das sechste und letzte Prinzip³³ beschreibt die Funktion, die sie anderen Räumen gegenüber besitzen.

„Sie stellen alle anderen Räume in Frage, und zwar auf zweierlei Weise [...] indem sie eine Illusion schaffen, welche die gesamte übrige Realität als Illusion entlarvt, oder indem sie ganz real einen anderen realen Raum schaffen, der im Gegensatz zur wirren Unordnung unseres Raumes eine vollkommene Ordnung aufweist.“ (Foucault 2013: 19f.)

Der grundlegende Kern der Heterotopie ist für Foucault, dass sie die Positionierungen, Institutionen und Regeln in bestehenden Räumen als illusorisch enttarnen kann oder etwa Räume bilden kann, die all die Defizite und Unzulänglichkeiten nicht besitzen und all das sind, was die bis dahin real existierenden Räume nicht waren. Foucault nennt die Kolonien der frühen Neuzeit als Beispiel für solche *Kompensationsheterotopien*. Hier wurde eine Gemeinschaft geschaffen, die nach strengen Regeln funktionierte und die eine vermeintlich ideale Ordnung ergab.

3.3.2. Überlegungen zum Raumverständnis Michel Foucaults

Die Heterotopien sind andere Räume, Gegen-Räume, die bestehende Ordnungen in Frage stellen und unterminieren können. Neben diesen Überlegungen ist es aber lohnend sich auch noch einmal Foucaults generelles Verständnis von Raum anzusehen,

³³ Foucault selbst führt dies nicht als ein eigenständiges Prinzip an, aber aufgrund der Textenteilung kann es als ein sechster Grundsatz verstanden werden.

um sich die Rahmung des Konzeptes zu verdeutlichen und es somit noch besser deuten zu können.

Dem Raum weist Foucault einen wichtigen Stellenwert zu wenn er schreibt, dass „[...] die aktuelle Epoche eher die Epoche des Raumes [...]“³⁴ sei (Foucault 1993: 34).³⁵ In einem Gespräch für die Zeitschrift *Hérodote* kritisiert er, dass der Raum bzw. der Gebrauch räumlicher Metaphern in den Wissenschaften häufig diskreditiert werde. Der Raum werde als Untersuchungsgegenstand vernachlässigt oder gar missinterpretiert: „Der Raum, das ist das, was tot, eingefroren, nicht dialektisch und unbeweglich sein soll. Demgegenüber soll die Zeit reich, fruchtbar, lebendig und dialektisch sein“. (Foucault 2009: 334)

Der Raum konstituiert sich für Foucault über Platzierungen und Lagerungsbeziehungen, d.h. über die Verortungen Positionierungen, und Relationen verschiedener Elemente (Menschen, Objekte etc.) zueinander. Der Raum ist deswegen auch kein starres, neutrales Behältnis, etwa im Sinne eines absolutistischen Raumverständnisses, sondern ein *relationales Gebilde*.

„Wir leben nicht in einer Leere, innerhalb derer man Individuen und Dinge einfach situieren kann. [...] Wir leben innerhalb einer Gemengelage von Beziehungen, die Platzierungen definieren, die nicht aufeinander zurückzuführen und nicht miteinander zu vereinen sind.“ (Foucault 1993: 38)

Der Raum ist bei Foucault ein Ensemble von Beziehungen und „[...] demzufolge eine Konfiguration, ein Netzwerk, welches Menschen, Dinge oder Handlungen in eine Ordnung bringt bzw. eine Ordnung zum Ausdruck bringt.“ (Löw 2012: 148)

Die Beschreibung Foucaults verweist darüber hinaus auf zwei wichtige Punkte. Einerseits impliziert der Akt des Platzierens und des Lagerns (*emplacements*) ein Handeln durch Akteur*innen, das heißt, dass der Raum nicht allein durch Strukturen oder Ordnungen charakterisiert wird (vgl. ebd.: 149f.). Andererseits verweist er auf die Prozesshaftigkeit und die Zeitlichkeit - Raum und Zeit bzw. Geschichte werden hier eng miteinander verknüpft gedacht.

³⁴ Diese Passage ist nur bei dem Vortrag für die Architekten vorhanden und fehlt bei dem Radiovortrag.

³⁵ Füller und Michel plädieren ausdrücklich für eine stärkere Auseinandersetzung mit dem Raumdenken Foucaults innerhalb der deutschsprachigen Rezeption, wobei es ihnen aber nicht um die Freilegung einer „Raumtheorie bei Foucault“ geht (Füller & Michel 2012: 7-22).

Foucault hat die von ihm angedachte Heterotopologie nicht weiter verfolgt oder ausformuliert oder gar eine explizite Raumtheorie vorgelegt. Dennoch spielen in seinen Überlegungen der Raum und die Auseinandersetzung mit dem selbigen stets eine wichtige, wenn nicht gar fundamentale Rolle: Der Raum bildet für Foucault eine wichtige Rahmenbedingung für die Episteme und Wissensordnungen, da

„[...] das historische Apriori, das in seiner Diskursarchäologie nicht explizit als Wahrnehmungsform, sondern als diskursive Ordnung gedacht wird, de facto immer schon auf einer räumlichen (wie auch zeitlichen) Grundlage zu verstehen [ist].“ (Dünne 2012: 292)

Diese Ausführungen sollen dazu dienen, das Heterotopiekonzept und seine raumtheoretische Rahmung besser zu verstehen. Der Überblick über die Entwicklung eines wissenschaftlichen Raumbegriffes - von einer absolutistischen Raumvorstellung hin zu relativistischen und relationalen Raumkonzepten, von einem physischen hin zu einem konstruktivistischen Raumbegriff - haben gezeigt, dass es nicht den einen Raumbegriff gibt und geben kann. Je nach räumlichem Phänomen und Erkenntnisinteresse kann mit verschiedenen Raumkonzepten operiert werden, um diesen Raum adäquat zu analysieren.

In Anlehnung an Martina Löw und Markus Schroer wird hier dafür plädiert, die Konstitution von Raum selbst zu untersuchen, wie dieser im Handeln der Individuen entsteht und seinerseits auf die Akteur*innen und ihr Handeln zurückwirkt. Auch der Pluralitätsgedanke von Schroer - miteinander verflochtene Räume - ist für die folgende Untersuchung des Zoos zwingend erforderlich.

Ich betrachte in meiner Arbeit den Zoo fortan als eine Heterotopie bzw. als eine spezifische räumliche (An)Ordnung, die einerseits durch Handeln konstituiert wird und gleichzeitig individuelles und soziales Handeln ermöglicht, begrenzt, beeinflusst und strukturiert. Raum wird hier nicht als etwas Statisches, Festgefügtes verstanden, sondern Raumwerdung ist ein Prozess.

Wichtig für den weiteren Verlauf der Arbeit ist Folgendes:

Erstens sind die Heterotopien Reflektionen des sogenannten „Rest-Raumes“, dessen Ordnungen nur aus der Heterotopie heraus erkennbar sind. Die Analyse einer Heterotopie entwirft somit immer auch ein Bild des normierten Raumes,

„[...] Heterotopien spalten Verhaltensweisen aus dem Rest-Raum ab, schließen sie aus.“ (Dirks 2012: 183f.) Mit der Untersuchung der Heterotopie können also immer auch Aussagen über den Rest-Raum getroffen werden und über das Verhältnis, in dem beide Räume zueinander stehen und miteinander verbunden sind (vgl. ebd.: 184f.).

Zweitens kommt die Heterotopie zu ihrer Bedeutung durch das Prinzip der Unterscheidung, der Abgrenzung und durch die Relationen, in der sie zu den anderen Räumen steht.³⁶ Die Heterotopie erlangt ihre Bedeutung durch das, was sie alles nicht ist. Für die weitere Auseinandersetzung mit der Heterotopie sollte immer im Hinterkopf behalten werden, dass sich für Foucault

„[...] eine soziale Wissensordnung generell topologisch durch die Ausgrenzung eines - historisch veränderlichen - Anderen, d.h. durch etwas, das zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht diskursivierbar ist und damit zum ‚Außen des Denkens wird‘ konstituiert [...]“ (Dünne 2012: 292).

³⁶ Die Nähe zum Strukturalismus - auch wenn Foucault die Zuordnung seiner Selbst durch andere, in Schubladen wie Strukturalismus/Poststrukturalismus eher einverleibt haben - wird hier sehr deutlich, scheint doch das „Prinzip der Differenz“ (Moebius 2009: 421) hier ein Wesentliches zu sein.

4. Ethnographie - Erkundung eines Anderen Raumes

„Wer das Selbstverständliche wiedererzählt bekommt,
hat es allerdings noch nicht verlassen.“
(Dahrendorf 2013: X)

Wie lässt sich ein Anderer Raum erkunden? Mit welchen Mitteln lässt sich ein Zoo ergründen? Wie kann die Forscherin³⁷ die Heterotopie Zoo untersuchen?

Für die Annäherung an den Zoo mit seinen verschiedenen Akteur*innen (Menschen wie Tiere) und Objekten und seinem komplexen Beziehungsgeflecht schien die Ethnographie die adäquate Methode zu sein:

„Was die ethnografisch-soziologische Forschung geöffnet hat, sind abgeschlossene Lebenswelten (wie etwa Laboratorien) und alltägliche Settings (wie etwa Fahrstühle), das heißt etwas Fremdes in der eigenen Gesellschaft und eigene, alltägliche Selbstverständlichkeiten.“ (Kalthoff 2003: 71)

Ethnographie macht es möglich, sich peu à peu dem Phänomen Zoo anzunähern, ihn Stück für Stück durch „tastendes Vorgehen“ (Amann & Hirschauer 1997: 20) zu erschließen. Da sie eine Vielzahl an Instrumentarien zulässt, kann, je nach Anforderung des Feldes, auf verschiedene Methoden zurückgegriffen werden. Teilnehmende Beobachtung, Interviews, Videoethnographie sind u.a. Möglichkeiten, das Untersuchungsfeld zu beforschen.

Die Ethnographie, die ursprünglich in der Ethnologie Anwendung fand und seit den 1960er und 1970er Jahren immer häufiger auch in der Soziologie genutzt wird (vgl. Knoblauch 2001: 123f.), nimmt Alltagserfahrungen und -handlungen in den Blick. Sie interessiert sich für „[...] Situationen, Szenen, Milieus, Organisationen [...]“ (Hirschauer 2002: 36) und versucht, diese mit einem Blick zu betrachten, als seien sie fremd. Die Ethnographin versucht also das, was sich ihr bei der Untersuchung des sozialen Feldes präsentiert, zu betrachten „[...] *als sei es fremd*, es wird nicht nachvollziehend verstanden, sondern systematisch ‚befremdet‘: Es wird *auf Distanz gebracht*.“ (ebd.: 36 [Hervor. i. Orig.]) Diese Prämisse - dem vermeintlich Bekannten zu begegnen als sei es fremd - ist eine der schwierigsten.

³⁷ In diesem Kapitel verwende ich das weibliche Genus, weil ich auf mich als Forscherin Bezug nehme.

Folgende Charakteristika sind bei der Ethnographie von Bedeutung:

Erstens sollte die Forscherin idealerweise eine längere Zeit an der untersuchten Lebenswelt teilnehmen, um eine umfassende Innenperspektive zu erlangen. Dies soll über „[...] die Teilnahme und den Mitvollzug gegenwärtiger kultureller Ereignisse bzw. [...] die Kopräsenz [...]“ (vgl. Lüders 2000: 391; Hirschauer 2002) erreicht werden.

Zweitens sind die Forschungsstrategien flexibel und können den gegebenen Situationen angepasst werden „[...] - wobei nicht nur der Einsatz der Verfahren der Situation angepasst wird, sondern unter Umständen die Verfahren selbst.“ (Lüders 2000: 393) Dementsprechend können beim ethnographischen Vorgehen verschiedenste Methoden zur Anwendung kommen, so dass letztlich eine Vielzahl von Datentypen generiert wird (Hirschauer 2002: 35).

„Neben der teilnehmenden Beobachtung in einer Vielzahl von Kontexten werden Interviews unterschiedlicher Art geführt, quantitative Daten erhoben und eingesammelt, Gespräche mit natürlichen Gruppen arrangiert, historische und aktuelle Dokumente aller Art gehortet, die Alltagspraxis zu unterschiedlichen Formen der Selbstdarstellung angeregt, Videos aufgenommen, Fotoserien erstellt und in vielfältiger Form Recherchen angestellt.“ (Lüders 2000: 394)

Die Ethnographin sollte also methodisch flexibel sein und sich von einer „[...] pragmatische[n] Nutzung aller Arten von Methoden und Daten [...]“ (Flick 2011: 300) leiten lassen. Hierbei muss sich die Forscherin auch immer dessen bewusst sein, dass ihre Person und ihr Handeln selbst Teil der beforschten Lebenswelt sind. Die Rolle und das Handeln der Forscherin müssen also immer Teil eines Reflexionsprozesses sein.

Drittens ist der ethnographische Schreibprozess ein wichtiges konstitutives Moment der Forschung, bei dem nicht einfach nur eins zu eins beobachtete Dinge wiedergegeben werden, sondern auch Realitäten durch die Forscherin produziert werden. Es handelt sich um eine - meist im Nachhinein verfasste - deutende Darstellung des sozialen Geschehens (Lüders 2000: 396).

An diese grundlegenden Elemente der Ethnographie schließen bestimmte Herausforderungen an, denen die Forscherin begegnet. Dies ist erstens die Schwierigkeit, etwas in Worte zu fassen, das non-verbal ist: Blicke, Gesten, Beziehungen, „[...] materielle Settings, wortlose Praktiken, stumme Arbeitsvollzüge, bildhaftes Geschehen.“ (Hirschauer 2002: 35) Diese „Schweigsamkeit des Sozialen“ (Hirschauer 2001) muss im ethnographischen Bericht versprachlicht werden. Dies

führt zur zweiten Herausforderung: das ethnographische Schreiben. Hierbei ist es die besondere Aufgabe, eigene Erfahrungen anderen durch Worte nahezubringen und nachvollziehbar zu machen. Das stellt besondere Herausforderungen an das Schreiben und an die Schreiberin, denn es ist weniger ein methodisches, sondern vielmehr ein literarisches Problem, das Schreibkompetenz erfordert (Hirschauer 2002: 40, Anm. 4). Diese Erfahrungen sind nicht nur visueller und auditiver Natur, sondern können auch durch andere Sinnesorgane erworben werden (Riechen, Fühlen, Schmecken etc.). Vielfältig sind die genutzten Medien, sich den Zoo zu erschließen: Zoopläne, Bilder, Eigenmaterialien des Zoos, Interviewtransskripte, Beobachtungsprotokolle u.v.m. Die Interviews waren leitfadengestützt; sie wurden mit Kuratoren, Leitenden Zooangestellten, Tierpfleger*innen und (Landschafts-)Architekten geführt.³⁸ Alle Gesprächspartner*innen wurden anonymisiert, Datenschutzvereinbarungen - wo möglich - abgeschlossen. Die Interviews wurden für die weitere Analyse transkribiert. Die verwendeten Transkriptionsauszüge in der vorliegenden Arbeit habe ich zusätzlich sprachlich geglättet.

Die zahlreichen über die Jahre entstandenen Fotos brachte ich immer wieder in verschiedenen Auslegeordnungen, die nach bestimmten Logiken funktionierten: Ich ordnete sie nach räumlichen Kategorien (Zuchtraum, Maschinenraum, Publikumsraum) oder nach Tätigkeiten (Reinigung, Züchten, Organisieren). Durch die Auslegeordnungen offenbarten sich bestimmte Sinnzusammenhänge, die sich dann verbalisieren ließen.

Die vorliegende Arbeit versteht sich als eine explorative Arbeit, in deren Zentrum eine Annäherung an den Anderen Raum Zoo versucht werden sollte. Es wurde in erster Linie der Zoo Zürich untersucht. Diesem ‚jungen‘ Zoo - Eröffnungsjahr 1929 - wurde der Tiergarten Schönbrunn als ältester noch bestehender Zoo der Welt - Gründungsjahr 1752 - beigesellt.³⁹ Daneben wurden weitere Zoos besucht und an den Stellen, an denen es sich anbot, als Datengrundlagen hinzugezogen. Dies waren Hamburg, Berlin, Leipzig, München, Prag, Paris, Basel.

Für die Untersuchung besuchte ich die Zoos in Zürich und Wien über mehrere Jahre hinweg regelmäßig, machte mehr oder weniger teilnehmende Beobachtung und führte Gespräche mit dem Zoopersonal. Zunächst tat ich dies als Besucherin, da dies der

³⁸ Siehe Anhang A.

³⁹ Für die ethnographische Erkundung des Tiergartens Schönbrunn nutzte ich analog zum Zürcher Zoo die gleichen Methoden und Medien; zu einem Volontariat gab es keine Möglichkeit.

einfachste Feldzugang war. Für den Anfang boten solche Besuche ausreichend Eindrücke und Beobachtungen, die eine erste Annäherung an den Raum ermöglichten. Der Zoo ist paradox, was seine Zugänglichkeit betrifft. Wird einem der erste Schritt, der Zugang zu den öffentlichen Plätzen und Anlagen des Zoos sehr leicht gemacht, so ist der Zugang zu den nicht-öffentlichen Bereichen, zu den Betriebsräumen und versteckten Anlagen, nicht so ohne weiteres möglich. Es war eine große Hürde, Zugang zur *Hinterbühne* (Goffman 2013) zu bekommen. Dies gelang mir durch zwei jeweils vierzehntägige Volontariate⁴⁰. Hierbei übernahm ich Aufgaben einer Tierpflegerin und lernte die alltäglichen Abläufe des Zürcher Zoos kennen. Es ergaben sich Einblicke, die den normalen Tagesgästen verwehrt bleiben.

Das erste Volontariat absolvierte ich im Revier „Vogelwiese“ des Zürcher Zoos. Der Fokus auf die Regenwaldhallen kam erst, nachdem ich schon einige Zeit als Beobachterin im Feld war und entschied, das zweite Volontariat gezielt in der Masoalalahalle zu absolvieren.

Nach ein paar Tagen als Insiderin mit Einblick auf die Hinterbühne wirkte die Halle schon weniger spektakulär als am ersten Tag. Mein Verhältnis zur ihr veränderte sich: Ich begann die Abläufe zu kennen, entwickelte meine eigenen Routinen, neue Eindrücke wurden weniger und seltener - es wurde Arbeit. Ich begann die Funktionsweisen zu kennen und zu verstehen, die Größe schrumpfte, Wege und Winkel wurden mir immer vertrauter. Die Halle wurde überschaubarer und durchsichtiger. Ich wusste, wo die Gehege standen, an welchen Stellen die Tiere ihr Futter bekamen und dass manche Futterkörbe so angebracht waren, dass die Tiere auch mal in die Nähe der Besucher*innen kamen. Ich sah den Heizstrahler, der den Futterplatz der Schildkröten erwärmte und arbeitete direkt neben den großen Folienkissen, die sich zum sonst nur aus der Ferne betrachteten Hallendach zusammensetzten. Ich sah die Lüftungsrohre und Leitungen, die Pumpsysteme für den Wasserfall, die Seen und die Beregnung und wusste, dass der Wasserfall nur noch leise zu hören sein würde, wenn nach Feierabend nur noch halb so viel Wasser eingespeist wurde. Plötzlich stand ich auf der anderen Seite der Bühne, war nicht mehr passive Zuschauerin, sondern stellte dieses Setting selbst mit her, wurde ein Teil von ihm. Ein wenig fühlte es sich wie Entzauberung an.

⁴⁰ Das Volontariat ist für jeden verfügbar, der es sich zeitlich und finanziell leisten kann; es kostet 100 CHF pro Woche.

5. Das Ordnen der Natur

„Und Ziel ist einfach an diese Utopie möglichst heranzukommen.
Aber je näher man auf ein Ziel zusteuert, desto ... also eben, es verändert sich ja auch.“
(Pfleger I, ZH)

5.1. Heterotopische Merkmale des Zoos

5.1.1. Die Vorderbühne - Offenbar

Der moderne, gut organisierte Zoo ist ein Ort, an dem sich Menschen und Tiere begegnen können. Hier kann der Besucher*innen exotische oder einheimische, Wild- oder Nutztiere sehen und mit ihnen in ein außer-gewöhnliches Verhältnis treten.

Der Zoo begegnet den Besucher*innen wie eine Welt im Kleinen. Auf einem Übersichtsplan kann er oder sie sich Orientierung verschaffen: über Tierarten und Gehege, Zoorestaurants, Cafés und den obligaten Kinderspielplatz. Die Tiere begegnen ihm oder ihr in Gehegen, deren Zäune und Gitter auf ein Minimum reduziert sind: großräumige Anlagen mit einer Vielzahl an Pflanzen, Bäumen und Sträuchern, hinter denen das Tier unsichtbar werden kann. Andere Tiere sind zum Greifen nahe, nur durch eine dicke Glasscheibe getrennt. Diese Anlagen, bei denen die optischen Abgrenzungen fast gänzlich wegfallen, lassen die Grenze und die Distanz zwischen Menschen und Tieren verschwinden und erzeugen eine Illusion von Nähe.

Neben den Gehegen befinden sich Informationstafeln, die den Besucher*innen über die Tiere, ihr Verhalten, ihr Habitat, die Vegetation und ihre Bedrohung informieren. Aber nicht nur durch Tafeln, sondern auch durch Veranstaltungen soll der Besucher*innen mehr über die Tiere erfahren. Regelmäßig finden Schaufütterungen statt, bei denen die Pfleger*innen oder didaktisch ausgebildete Zoomitarbeiter*Innen dem Publikum Wissen über die Tiere und ihre Lebensräume vermitteln sollen. Informationsmaterial berichtet über verschiedenste Natur- und Artenschutzprojekte und enthält gleichzeitig einen Hinweis, wie der einzelne Besucher*innen diese (zumeist monetär) unterstützen kann. Die Schaufütterungen und Tierpräsentationen sollen nicht nur als Entertainmenthighlight fungieren, sondern der Zoo verfolgt hiermit auch seinen selbst formulierten, pädagogischen Anspruch und bindet das Publikum verantwortlich in seine Ziele ein.

Ähnlich wie ein Freizeitpark bietet der Zoo seinem Publikum auch Erlebnisse (Events). Spielplätze sind für die Kinder ebenso ein Anziehungspunkt wie Bootsfahrten oder Kamelreiten für die ganze Familie. Im Streichelzoo können, im Gegensatz zu „großen“ Zoo, die Tiere auch wirklich berührt werden.

Der Zoo ist aber nicht nur ein Ort der Begegnung zwischen Menschen und Tieren, sondern auch ein Ort, an dem Menschen in Beziehung zueinander treten. Verschiedenste Gruppen besuchen den Zoo:

Eltern mit ihren Kindern, um dort einen Familiensonntag zu verbringen. Zweiergrüppchen von Vätern oder Müttern, die mit ihren Kleinkindern im Kinderwagen die Zeit im Restaurant oder auf dem zoeigenen Spielplatz verbringen. Schulklassen, deren Ausflug in den Zoo eine Abwechslung vom Schulalltag bringen. Fotograf*innen. Senior*innen, die eine Jahreskarte besitzen, fast jedes einzelne Tier beim Namen kennen und mit ihrer Expertise einem Tierpfleger oder einer Zoopädagogin in nichts nachstehen. Dazwischen die Tierpfleger*innen, die unter den Augen der beobachtenden Besucher*innen einem Teil ihrer Arbeit nachgehen.

5.1.2. Die Hinterbühne - Verborgenen

Der Zoo, wie wir ihn als Besucher*innen zu sehen bekommen, ist nur die eine Seite. Die andere Seite ist nur ausgewählten Personen zugänglich. Diese Seite, die man als Hinterbühne bezeichnen könnte, bildet noch einmal eine ganz eigene Welt. Eine Welt mit Büros, Maschinen, Werkstätten, Labors, Heizkesseln, Küchen, Gärtnereien, Lagerräumen etc.

Hier wird die Illusion erzeugt, die man dem Besucher*innen präsentiert. Es geht in immersiv orientierten Zoos darum, täuschend ‚echte‘ Lebensräume zu erschaffen, die nahezu perfekte Imitationen der Herkunftshabitate sind. An der Konzeption und Erschaffung solcher Anlagen sind u.a. Architekt*innen und Kurator*innen sowie Tierpfleger*innen und Landschaftsgärtner*innen gemeinsam beteiligt. Sie entwickeln die Ideen zu den Gehegen, planen und erbauen die zukünftigen Lebensräume der Zootiere.

Um diese besondere Art zoologischer Lebensräume aufrechterhalten zu können, sind spezifisches Wissen und große technische Aufwendungen notwendig. Die Maschinen, die die richtige Wasserqualität in Aquarien gewährleisten und all die Belüftungs- und Heizungsanlagen, die in den Gebäuden die richtigen klimatischen Bedingungen

erzeugen, sind für den Besucher*innen normalerweise nicht sichtbar und sollen es auch nicht sein.

Neben diesen konzeptionellen und technischen Tätigkeiten spielt die alltägliche Tierpflege eine wichtige Rolle, um diesen Raum Zoo zu dem zu machen, was er ist. Diese Arbeit erfordert viel Spezialwissen: biologisch-zoologische Kenntnisse (Verhalten von Tieren, gute Haltungsbedingungen etc.), technisches Know-how (Wartung der zoologischen Anlagen) und logistische Kompetenz (Futterbestellungen, Arbeitsorganisation). Wissen, das zwischen den Mitarbeitenden eines Zoos, aber auch innerhalb der Zoocommunity zirkuliert.

Dieses Wissen ist auch ein wichtiger Faktor für die selbstdefinierte Rolle des Zoos als Naturschutzzentrum. Zoos sind in ein weltweites Netz von Zuchtprogrammen und Zoos eingebunden, das die Arterhaltung aussterbender Tiere und Pflanzen ermöglichen soll. Hierfür muss einerseits Wissen generiert, dokumentiert und ausgetauscht werden. Andererseits sehen sich Zoos als zentrale Akteure des Naturschutzes. Zudem werden Tiere im Rahmen von Artenschutzprogrammen reproduziert: Ein großer Teil des Zooalltags, der nach außen hin kommuniziert wird, bezieht sich auf die Nachzucht seltener Tierarten. Wie diese Praxis dann in realiter vonstattengeht (Zuchtbücher, Matching von Tierpaaren, Austausch von Tieren, auch Tötung überzähliger oder unnützer Tiere) spielt sich weitestgehend im Hintergrund ab.

Die publikumszugewandte Vorderbühne und die nur für Fachpersonale zugängliche Hinterbühne beschreiben die Institution Zoo vielleicht zutreffend, aber längst nicht hinreichend. Mit der Vorderbühne als „showroom“, der Hinterbühne als „Maschinenraum“ und der „Regie“ (Direktion) tritt der Zoo in vielerlei, teils hochkomplexe Beziehungen zu anderen Räumen. Im Spannungsfeld von Entertainment und Wissenschaftsanspruch, von Ressourcensicherung und Tierrettungsethos hat der Raum Zoo eine eigene Ordnung entwickelt, die die Heterotopie als „aufstörender Diskurstyp“ (Klass 2008: 264) am besten beschreiben und entschlüsseln kann. Zudem wird mit dem Heterotopiekonzept hinterfragt, welche Bedeutung dieser Raum für die Gesellschaft besitzt, bzw. welche Funktion er für die Gesellschaft erfüllt und von ihr zugeschrieben bekommt. Denn so lässt sich gut

ermitteln, was der Raum Zoo heutzutage alles ist und sein soll und was er eben alles nicht ist.⁴¹

5.1.3. Öffnung und Schließung

Die erste Dimension, die bei der Betrachtung des Zoos ins Auge fällt, sind die Inklusions- und Exklusionsmechanismen, die ihn nach außen und nach innen hin abgrenzen. Der Zoo ist ein Raum, der sich in diverse Räume aufteilt, die einen unterschiedlichen Grad an Zugänglichkeit aufweisen. Den Tieren und Menschen werden die Räume, die sie betreten dürfen, durch den Zoo zugewiesen.

Dies zeigt sich an den unterschiedlichen Zutrittsmöglichkeiten für Menschen und Tiere. Es dürfen nur bestimmte (Zoo-)Tiere in den Zoo hinein, je nachdem welches Sammlungs- und Ausstellungskonzept der Zoo (historisch) verfolgt. Einheimische Tiere befinden sich meist in thematischen Anlagen wie dem Streichelzoo oder dem Bauernhof. Ansonsten sind sie im Zoo nicht erwünscht. So werden etwa Krähen, Mäuse oder Katzen aus der Umgebung des Zoos zu unerwünschten Eindringlingen.

Ebenso wie der Zutritt ist auch der Ausgang für die Tiere erschwert. Tiere können den Zoo eigentlich nur verlassen, wenn dies durch die Menschen kontrolliert wird. Etwa wenn sie in einen anderen Zoo kommen, wenn sie ausgewildert werden oder Teil einer Präsentation sind. Selbstständige Austritte sind nicht vorgesehen und sollten möglichst nicht vorkommen. Kommt es doch dazu, wird der Ausbrecher durch Ordnungskräfte rückgeführt oder - gelingt dies bei als gefährlich eingestuften Tieren nicht - getötet.

Auch der Fauna wird ihr Platz zugewiesen. In den realitätsnah gestalteten Lebensräumen der Tiere sollen möglichst nur die Pflanzen wachsen, die auch im dargestellten Habitat vorkommen. So wird es vermieden, dass im Südamerikanischen Nebelwald auf einmal Mohnblumen wachsen. In biosphärisch angelegten Zooräumen werden auch Kleinpflanzen oder Mikroorganismen bekämpft.

Dies sind Beispiele für das Prinzip der Öffnung und Schließung einer Heterotopie. Sie ist nur für bestimmte Akteure zugänglich und verfügt über Mechanismen des Ausschlusses und der Inklusion.

⁴¹ Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf den Zoo allgemein. Sie werden in einem späteren Teil noch ausführlicher anhand der Beispiele des Zoo Zürich und des Tiergartens Schönbrunn ausgeführt.

5.1.4. Vereinigung des Unvereinbaren

Diese Beispiele verweisen aber auch auf einen zweiten Grundsatz der Heterotopie, und zwar den der Vereinigung des Unvereinbaren. Foucault hatte hierfür beispielhaft das Kino oder den persischen Garten angeführt. Der Zoo ist ebenso ein Raum, in dem sich Objekte und Subjekte vereinen, die eigentlich nicht zusammenzugehören scheinen:

Zunächst werden auf einem begrenzten Gelände geographische Räume nebeneinander dargestellt, wie es so nicht in der Realität vorkommt. Im Zoo kann sich ein idealisiertes arktisches Eismeer direkt neben einem Afrikapanorama befinden. Darüber hinaus entstehen künstliche Naturräume, die weder mit den ursprünglichen Lebensräumen, die dargestellt werden sollen, noch mit den nicht-künstlichen Naturräumen Europas viel gemein haben. So befinden sich in dem südamerikanischen Nebelwald in einem europäischen Zoo zwar südamerikanische Brillenbären, aber genauso leben dort europäische Waldameisen und rote Wegschnecken. Neben verschiedenen Baumfarnen wächst hier auch die Ringelblume. Es entstehen Räume, die eine neue, ihnen eigene Qualität aufweisen. Sie werden zu hybriden Räumen.

Diese Hybridität wird auch darin deutlich, dass man sich fragen kann, ob die Zootiere selbst nicht auch eine neue Art darstellen. Die Tiere, die bereits Jahrzehnte in Zoos gezüchtet wurden und bereits in einem Zoo geboren sind: Bilden sie nicht auch eine ganz neue Kategorie?

5.1.5. Zeitliche Brüche und Räume der Ewigkeit

Die Zucht von Tieren verweist auf einen wichtigen Fokus des Zoos: den des Natur- und Artenschutzes. Der Zoo sieht im Schutz von Lebensräumen und in der Zucht bedrohter Arten seine Hauptaufgabe. Die Protagonisten wollen die Besucher*innen dafür sensibilisieren. Mit der Strategie des Erhaltens und Konservierens bestimmter Tiere, ihres Genpools und des Wissens über sie entwickelt sich der Zoo zu einem modernen Lebendarchiv und wird zu einer Heterotopie, genauer: zu einem „Ort aller Zeiten“ (Foucault 1993: 43), einer „Ewigkeitsheterotopie“. Er versucht, die Zeit anzuhalten und die Tiere, die Natur und ihre Entwicklung dem Verlauf der Zeit zu entziehen.

Die zeitliche Dimension des Zoos ist ebenso eine Besonderheit, denn verschiedene Zeitstrukturen überlagern sich bzw. verlaufen parallel zueinander weiter. Indem der Zoo den Artenschutz betreibt, versucht er an einem bestimmten Punkt X die Zeit gewissermaßen zum Stehen zu bringen, die Evolution anzuhalten. Sofern dies

überhaupt möglich ist, stellt sich die Frage, ob dies nicht auch zu einer Veränderung der Tiere selbst führt.

Der Zoo schafft die Illusion, die Zeit anhalten und die Existenz einer intakten Natur bewahren zu können. Er ist, um mit Foucaults Worten zu sprechen, ein vollkommener Raum (*un autre espace parfait*) (Foucault 1994: 761), ein Perfektionsraum, in dem idealisierte Lebensräume gezeigt werden, die so gar nicht (mehr) existieren. Der Tod wird üblicherweise nicht gezeigt⁴² und die Arten sind hier, an diesem fast paradiesischen Ort, weder durch Fressfeinde, noch durch den Menschen bedroht; ganz im Gegenteil, sie werden sogar von ihm ge-/beschützt.

Wie der kulturgeschichtliche Überblick gezeigt hat, hat dieser Funktionswandel des Zoos, der sich nun als ein Schutzraum für bedrohte Arten generiert, erst im Verlaufe des letzten Jahrhunderts stattgefunden. Der Wandel vom Vergnügungsort zum Ort der gesellschaftlichen Verantwortung illustriert überaus deutlich, dass sich die Funktion, die die Heterotopie innerhalb der Gesellschaft erfüllt, ändern kann.

5.1.6. Beziehungen

Eine Dimension, die den Zoo besonders ausmacht, sind die Beziehungen, die in ihr bestehen.⁴³ Einerseits bestehen spezifische Beziehungen zwischen den Menschen (z.B. zwischen den Zoomitarbeiter*innen und den Besucher*innen). Aber die Besonderheit im Zoo sind die Mensch-Tier-Beziehungen. Dieses Verhältnis ist ungleichgewichtig, da die Tiere und ihr Überleben im Zoo⁴⁴ abhängig von den Menschen sind. Im Rahmen des Artenschutzes und der Zuchtprogramme wird der Mensch gewissermaßen zu ihrem Schöpfer, das Mensch-Tier-Verhältnis zum Machtverhältnis. Deshalb sind die Beziehungen zwischen Pfleger*innen und Tieren sehr speziell; Besucher*innen werden eher als Störfaktoren wahrgenommen.

Die Begegnungen im Zoo sind auch für Besucher*innen etwas Besonderes, da sie in der Stadt kaum Möglichkeiten haben, exotische Tiere so nah zu erleben. Manche Tiere

⁴² Wird ein Todesfall doch öffentlich, führt er zu starken, affektiven Diskussionen. Beispiel hierfür ist der Fall in Dänemark, wo eine zuvor getötete Giraffe öffentlichkeitswirksam vor Publikum von einem Tierarzt zerlegt und dann an die Löwen verfüttert wurde (Spiegel Online 2014). Oder aber auch im Berner Tierpark Dählhölzli, wo ein Bärenjunges von seinem Vater getötet wurde. Meist sind diese Ereignisse Auslöser einer grundsätzlichen Diskussion, warum der Zoo Tiere züchtet, die dann schwierig unterzubringen sind.

⁴³ Zwar entsteht für Foucault, wie weiter oben deutlich geworden ist, der Raum über Relationen, aber er geht bei seinen Ausführungen zur Heterotopie nicht näher darauf ein.

⁴⁴ Im Hinblick auf die Zerstörung der Lebensräume durch den Menschen trifft dies nicht nur auf den Zoo zu.

werden individualisiert⁴⁵ und stark vermenschlicht, wie etwa das Beispiel des Eisbären Knut in Berlin gezeigt hat.

In den nächsten Kapiteln begeben sich auf eine Tour durch den Zoo. Ich versuche, einen Eindruck dieses Raumes wiederzugeben, seine Merkmale, Auffälligkeiten, Besonderheiten und Atmosphäre möglichst anschaulich und nachvollziehbar zu beschreiben. Dabei werden bestimmte Stationen und Phänomene mehrmals angesehen und begutachtet, manches wird nur kurz gestreift; manche Hauptwege werden mehrmals beschritten, ab und an ein paar Abstecher in kleine Seitenwege gemacht.

5.2. Der Zoo und die Stadt - zoologische Referenzen im urbanen Raum

2014, als die neue Elefantenanlage *Kaeng Krachan* des Zoo Zürich eröffnet wurde, gab es ein Spezialtram der Zürcher Verkehrsbetriebe (VBZ), ein sogenanntes *Zootram*, das besonders auffällig gestaltet war - von außen beinahe komplett hellblau beklebt zeigte es einen schwimmenden Elefanten. Im Inneren befanden sich Informationstafeln, auf denen die Elefanten des Zoos vorgestellt wurden. Dies sollte einen Vorgeschmack auf die baldige Attraktion geben - das Publikum würde demnächst badende Elefanten beobachten können.⁴⁶

Hier deutet sich an, was sich im Zuge einer intensiven Beschäftigung mit zoologischen Gärten noch deutlicher abzeichnen wird: Sie sind städtische Räume, an denen das „Natürliche“ und das „Wilde“ verortet und zugelassen wird (Wessely 2008c: 134). „Stadt-Raum“ und „Natur-Raum“ beeinflussen sich nicht nur gegenseitig, sondern sie überlagern sich (ebd.: 135). Der Zoo ist mit der Stadt, in der er sich befindet, eng verwoben.

Zunächst auf *historisch-lokale Weise*: Zoos sind aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte zumeist städtisch zentral gelegen - sollten sie dort doch als Erholungsräume dienen.

⁴⁵ Hier verfolgen die Zoos ganz unterschiedliche Strategien. So hat etwa der Tierpark Dählhölzi die Bärenjungen nicht mit Namen, sondern mit Nummern benannt, damit sie von den Besucher*innen nicht zu stark als Individuen wahrgenommen werden. Andere Zoos wiederum geben ihren Tieren Namen und fordern manchmal die Öffentlichkeit auf, sich an der Namensgebung zu beteiligen.

⁴⁶ In einer Rede des VBZ-Direktors Dr. Guido Schoch zum Start des Zootrams einen Monat vor Eröffnung des neuen Elefantenparks heißt es, dass mit den Sondertrams Informationen und Botschaften einer breiten Öffentlichkeit vermittelt werden können. Die VBZ seien „der fahrende Dorfplatz der Stadt und bieten dem Zoo-Tram somit eine hervorragende Gelegenheit auf den neuen Elefantenpark aufmerksam zu machen.“ (Schoch 2014).

Der Zoo Zürich mit seinem peripheren Standort ist eine Ausnahme, die sich aufgrund der Topografie und mangelnden innerstädtischen Baugrundes ergab. Die enge Bindung von Bürgerschaft und Zoo beruht auf seiner Gründung durch die bürgerlich geprägte Tiergarten-Gesellschaft Zürich (1929).

Auch der Wiener Tiergarten Schönbrunn ist eine wichtige Institution für die Stadt. Aufgrund seiner Entstehungsgeschichte - gegründet als Menagerie und im weiteren Verlauf als Teil des Schlossparkes in Schönbrunn angelegt - ist der Tiergarten schon seit über zwei Jahrhunderten eng mit der Stadt verbunden. Nicht weit vom Stadtzentrum entfernt und mit öffentlichen Verkehrsmitteln leicht zu erreichen zählt er neben dem Schloss Schönbrunn zu den meistbesuchten Sehenswürdigkeiten Wiens⁴⁷.

Des Weiteren sind Zoo und die Stadt Wien *medial und über symbolische Referenzen* miteinander verbunden: Schon im Ankunftsgebiet des Wiener Flughafens prangt über den Gepäckbändern eine meterlange Leuchtreklame, die die Attraktionen Schönbrunns, und den dortigen Zoo bewirbt. Präsent wird der Tiergarten durch (symbolische) Referenzen im Alltag. In der Wiener U-Bahn befinden sich Netzpläne, auf denen innerhalb des Streckennetzes wichtige touristische Orte durch ein Symbol markiert sind. Zentral der Stephansdom, an der U-Bahn-Station Neubaugasse ein Hai für *Das Haus des Meeres* und an der Station Hietzing ein Elefant für den Tiergarten Schönbrunn. Hier werden nicht nur Orte mit Sehenswürdigkeiten für Touristen gekennzeichnet, sondern hier werden Orte markiert, an denen „Natur“ in der Stadt verortet wird, wo sie präsent wird und wo ihr ein Raum zugewiesen wird (Wessely 2008c: 134). Dies gilt auch für öffentliche Verkehrsmittel in München, Berlin etc.

Mit TV-Spots und Dokumentationen im Schweizer Fernsehen sowie mit einer regelmäßigen Sendung namens *Zoogflüschter* im Regionalfernsehen⁴⁸ macht der Zoo Zürich auf sich aufmerksam. Durch Werbung auf Plakatwänden und der Straßenbahn

⁴⁷ Laut der *Kulturstatistik 2013* der Statistik Austria hatte der Tiergarten rund 2,2 Mio. Besucher*innen und folgt somit direkt dem Stephansdom mit 5,3 Mio. und dem Schloss Schönbrunn mit ca. 2,9 Mio. (Statistik Austria 2015: 43).

⁴⁸ Im deutschen Fernsehen ist seit über zehn Jahren das Format der Zoodokumentation im Stile einer Daily-Soap sehr populär und wird in den öffentlich-rechtlichen Fernsehsendern gezeigt. So etwa der Zoo Leipzig in „Elefant, Tiger & Co.“ (MDR), der Berliner Zoo und der Tiergarten in „Panda, Gorilla & Co.“ (RBB), der Tierpark Hagenbeck, Hamburg, in „Leopard, Seebär & Co.“ (NDR).

oder mit dem Transport eines lebensgroßen Blauwal-Modells auf dem Zürichsee⁴⁹ tritt der Zoo über seine räumlich-materiellen Grenzen hinaus, wird in der Stadt präsent und schreibt sich in sie ein.

Ein wichtiger Anlass, bei dem der Zoo seine Grenzen überschreitet und in der Stadt durch seine „Botschafter“ sichtbar wird, ist das Frühjahrsfest der Stadt Zürich, das sogenannte Sächsilüüte (Sechseläuten)⁵⁰. An einem Montag im April findet ein großer Festumzug statt, bei dem die Zünfte der Stadt durch das Zentrum zum Sechseläutenplatz auf der linken Seeseite ziehen. Die Zünftler sind hierbei in historische Kostüme und Uniformen gekleidet und teilweise zu Pferd unterwegs. Eine der Zünfte, die Zunft zum Kämbel, hat in ihrem Wappen ein goldenes Kamel. Diese Zünftler tragen orientalische Trachten und sind auch mit Kamelen unterwegs. Der Zoo Zürich stellt schon seit langer Zeit die Kamele für die Parade zur Verfügung, im Gegenzug unterstützt die Zunft den Zoo finanziell bei der Anschaffung neuer Kamele (Schmid 2008: 27).

Schließlich ist die *wirtschaftliche Verbindung* von großer Bedeutung: Der Zürcher Zoo wird zu einem Teil über die Stadt Zürich und den Kanton Zürich finanziert.⁵¹ Daneben sind die Zürcher Kantonalbank (ZKB) und die Elektrizitätswerke der Stadt Zürich (EWZ) wichtige Sponsoren des Zoos. Diese Partnerschaften zeigen sich inner- und außerhalb des Zoos. So gibt es einen 2 ½-stündigen Erlebnisrundgang der ZKB, der durch besonders gestaltete Infotafeln zu den Tieren durch den Zoo führt. Und auch die zooeigene App wird von der ZKB mitgetragen. Von der EWZ gibt es neben Wasservögeln und Störchen eine sogenannte *Energieausstellung*, die die Besucher*innen über erneuerbare Energien aus Wasser-, Sonnen- und Windkraft informieren soll.

⁴⁹ Dieser Transport fand 1994 anlässlich der Ausstellung „Welt der Wale“ statt, mit der der Zoo Zürich mehr Besucher*innen gewinnen wollte. Siehe dazu (Graf 2012: 91).

⁵⁰ Beim Sechseläuten begrüßt eine Glocke des Zürcher Grossmünsters abends um sechs Uhr den Frühlingsbeginn.

⁵¹ Der Zoo Zürich ist eine Aktiengesellschaft, von der 12,5% der Aktien jeweils der Kanton und die Stadt Zürich besitzen (Zoo Zürich 2017f). Für das Jahr 2017 gibt der Zoo an, dass 22% der Betriebskosten des Zoos zu gleichen Teilen von der Stadt und dem Kanton Zürich finanziert werden (Zoo Zürich 2017c). Der Tiergarten Schönbrunn ist als Schönbrunner Tiergarten-Gesellschaft m.b.H im Besitz der Österreichischen Republik, dementsprechend werden Bauprojekte zum Teil über den österreichischen Haushalt finanziert (Schönbrunner Tiergarten-Gesellschaft m.b.H. 2017).

Sehr wichtig sind auch Spenden und Nachlässe von Privatpersonen: Tierpatenschaften oder, wie im Falle der Masoala-Halle, die nahezu komplette Finanzierung einer neuen Anlage.

Hoch über der Stadt

Hoch über der Stadt, auf dem Zürichberg, befindet sich der Zoo Zürich - in Nachbarschaft zu James Joyce und Elias Canetti auf dem Friedhof Fluntern und, ein wenig abgelegen, zum Hauptsitz der FIFA.

Ein warmer Sommertag im Juni, bestes Ausflugswetter. Durch das Gewühl des Zürcher Hauptbahnhofs kann ich mich zur Tramhaltestelle in der Bahnhofstrasse durcharbeiten. Das 6er Tram, das direkt zum Zoo fährt, muss sich zunächst langsam quietschend und ächzend zwanzig Minuten den Zürichberg hinaufquälen bis es die Endhaltestelle an einem der höchsten Punkt der Stadt erreicht. Nach einem fünfminütigen Fußweg durch das beschauliche Quartier, vorbei an dreistöckigen Mehrfamilienhäusern, besagtem Friedhof und Sportanlagen, signalisiert mir ein Brunnen mit der Skulptur eines Tigers auf einem hohen Sockel, dass ich den Zoo erreicht habe.

Figurationen

Noch bevor ich den Zoo betrete, fällt mein Blick auf eine Gruppe Pinguine, die direkt hinter dem Eingang zu stehen scheint. Ich bin verwundert, da ich keine Absperrung aus Gitter oder Glas sehen kann. Als ich durch die Eingangsschranke gehe, erkenne ich, dass die Pinguine gar keine lebendigen Tiere sind, sondern Plastiken von täuschend echter Gestalt. Die Felsen-, Königs- und Humboldtpinguine stehen vereinzelt auf einer Landschaft aus künstlichen Felsen und empfangen die Zoobesucher*innen.

Die Pinguine befinden sich in direkter Nachbarschaft zu weiteren „künstlichen Tieren“ (Wessely 2008b), denn direkt neben dem Ein- und Ausgang befindet sich einer der zwei großen Zooshops, in dessen Schaufenster plüschige Nachbildungen verschiedenster Tierarten zum Verkauf angeboten werden: riesige Giraffen, ein fast lebensgroßes Zebra und ein Silberrücken, der dem lebenden Gorilla im nahegelegenen Menschenaffenhaus verblüffend nahekommt. Auch Löwen, Wölfe, Papageien und Pinguine im Kleinformat befinden sich in den Regalen. Im Zoo, der als Ort für lebendige Tiere verstanden wird, begegnen die Menschen hier zuerst leblosen, unechten, zum

Teil idealisierten Tieren, wie sie auch in einem Spielwarenladen, einem Naturkunde- oder Kunstmuseum zu finden wären.

Einerseits fungieren diese künstlichen Tiere als symbolische Referenz oder als Botschafter für die Tiere, die tatsächlich in diesem Zoo leben. Sie sind auch Metareferenz: Die lebendigen Zootiere sind ebenfalls Stellvertreter, wenn der Zoo sie als „Botschafter für die Lebensräume“⁵² deklariert, aus denen sie ursprünglich stammen und auf die der Zoo immer wieder Bezug nimmt. Andererseits sind diese Tierfiguren Teil einer Illusion, die generell im und vom Zoo generiert wird. In seinem Leitbild formuliert der Zoo es folgendermaßen: „Der Zoo Zürich weckt und fördert das Interesse der Besucher an seinen Aufgaben (Natur- und Artenschutz, Bildung, Forschung, Erholung und Unterhaltung), indem er sie aktiv in die Erlebniswelt der Tiere einbezieht.“⁵³ Die künstlichen Tiere sind die Bemühung, das Versprechen einzulösen, das der Zoo trotz großer Anstrengungen meist doch nicht erfüllen kann: als Stadtmensch (exotischen) Tieren nahe sein zu können und mit ihnen gemeinsam einen Raum zu teilen. Mit den Tieren aus dem Zooshop können die Kinder und Erwachsenen zudem die Erfahrung machen, die ihnen im Zoo verwehrt bleibt: Sie können die Tiere erwerben und besitzen.

5.3. Constructed Nature⁵⁴

„[Zoologische Gärten] ersetzen das scheinbar gegebene natürliche Chaos durch eine vernunftmäßige Ordnung.“
(Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 138)

Der Zoo Zürich, der sich selbst als eine „Kulturinstitution“ (Rübel 2000: 265) bezeichnet und sich „[...] als Botschafter zwischen Mensch, Tier und Natur“⁵⁵ versteht, erschafft eine Welt, für die weder der Begriff des „Natürlichen“ noch der Begriff des

⁵² In mehreren Interviews mit Zoomitarbeiter*innen der Leitungsebene (Kurator*innen) wird erklärt, dass sie die Zootiere als Botschafter für die jeweiligen Lebensräume und ihre dort lebenden Artgenossen verstehen, die es zu bewahren und zu schützen gilt.

⁵³ <http://www.zoo.ch/xml/1/internet/de/application/d297/d1863/f299.cfm>
(Letzter Zugriff am 11.06.2018).

⁵⁴ Dieser Begriff stammt von Vogt Landschaftsarchitekten AG, die unter anderen, mit der Konzeption der Masoala-Regenwaldhalle betraut waren.

⁵⁵ Leitbild des Zoo Zürich

(<http://www.zoo.ch/xml/1/internet/de/application/d297/d1863/f299.cfm>)
(Letzter Zugriff am 11.06.2018).

„Künstlichen“ wirklich zutreffend ist. Hier wird eine Art Hybrid hervorgebracht, das mehr ist als das Produkt zweier scheinbar dichotomer Begriffe. Von Menschen erschaffen soll es den Menschen die biologische Vielfalt näherbringen und ein Naturerlebnis sein. Dabei ist es gleichzeitig ein im höchsten Maße artifizielles Gebilde.

5.3.1. Räumliche Ordnungen - Orientierung im Raum

Pläne - An einem Tag durch die ganze Welt

Als Besucherin kann ich mir mit dem Zürcher Zooplan, den ich zusammen mit meiner Eintrittskarte erhalte, einen Überblick über den Zoo verschaffen. Ebenso helfen mir Wegweiser, Informationstafeln, Übersichtspläne („Wo ist was im Zoo?“ „Essen im Zoo“) und eine App, mich hier zurechtzufinden, zu orientieren und mir ein Bild zu machen. Direkt nach Betreten kann der komplette Zoo auch als Modell in einem Glaskasten betrachtet werden. Anders als ein Plan auf Papier, der jederzeit zusammenfaltbar ist und die Räumlichkeit nur flächenhaft darstellen kann, vermittelt ein Modell⁵⁶ räumliche Dimensionen bzw. die Dimensionalität selbst. In Karten, Plänen und Modellen wird der Zoo plastisch, bekommt Gestalt, wird zu einem Körper, wird zu einem virtuellen Raum.

Doch zunächst der Plan. Aus der Vogelperspektive schaue ich auf eine Welt in drei Teilen. Denn der Bereich, der Besucher*innen zugänglich ist und in dem sich die Anlagen und Gehege befinden, bildet nicht eine große, zusammenhängende Fläche, sondern zieht sich halbkreisförmig um das zoeeigene Betriebszentrum, ein Wohngebiet und Zufahrtsstraßen herum. Die drei Zooteile sind über Passagen miteinander verbunden. Der Grund für diese organische Struktur ist das kontinuierliche Wachstum des Zoos. Vergleicht man alte und neuere Zoopläne, so zeigt sich, dass der erste große Teil, mit dem der Zoo Zürich gegründet wurde, hinsichtlich seiner Größe nahezu unverändert geblieben ist. Am Anfang wirkt er stark geometrisch konzipiert, Wege und rechteckige Gehege sind ähnlich wie ein Schachbrettmuster angelegt, der Raum ist in kleinere Einheiten zergliedert. Diese strenge Anordnung des Gründungsgebietes wurde über die Jahrzehnte mit der Entwicklung und der räumlichen Expansion des Zoos immer großzügiger: Anlagen wurden zu größeren

⁵⁶ Im Zoo Zürich gibt es neben dem Modell des Zoos noch eines vom Löwenreservat im Gir-Nationalpark sowie eines der Masoala-Halbinsel und - während der Bauzeit - ein Modell der neuen Elefantenanlage. Auch in Schönbrunn gibt es in der Information des Eingangsbereiches ein Modell des gesamten Tiergartens.

Gebieten zusammengelegt, geradlinige Straßen zu Pfaden mit Kurven und Biegungen umgewandelt. Die Wegführungen und Raumaufteilungen erscheinen organischer, eher an die bestehende Topographie angepasst und weniger am Reißbrett geplant. Im Verlauf der Zeit dehnte sich das Areal des Zoos immer mehr Richtung Norden und Osten aus, musste dabei aber bereits bestehende Siedlungen umbauen.

Der Zoo Zürich ist als „Geozoo“ konzipiert, indem sich seine Einteilung an tatsächlich existierenden geographischen Gegebenheiten, Erdteilen und Vegetationszonen orientiert.⁵⁷ Er soll ein Abbild der ganzen Welt im Kleinen darstellen und wird in Kontinente und deren spezifische Natur- und Vegetationsräume gegliedert. Durch fortlaufende An- und Umbaumaßnahmen nähert sich der Zürcher Zoo sukzessive diesem Anliegen: Der älteste Zooteil präsentiert derzeit noch den Kontinent Südamerika - das *Pantanal* (ein Feuchtgebiet zwischen Brasilien, Bolivien und Paraguay), die *Anden* und den *Sangay* (Vulkan in Ecuador) - und einen Großteil des asiatischen Kontinents - den *Himalaya*, den *Gir* (Nationalpark, Indien), die *Selenga* (ein Zufluss des Baikalsees) und die *mongolische Steppe*. Der zweite Zooteil repräsentiert den afrikanischen Kontinent derzeit nur mit dem Gebiet des *Semien* (Bergkette in Äthiopien) und mit dem *Masoala Regenwald* (Halbinsel auf Madagaskar). Der Elefantenpark *Kaeng Krachan* (Nationalpark, Thailand) liegt seines Raumbedarfs wegen außerhalb dieser geographischen Ordnung. In Planung stehen die Ergänzung des afrikanischen Kontinents durch weitere Natur- und Vegetationsräume und die Installierung des australischen Kontinents. Einzig der sogenannte *Zoolino*, der Kinderzoo, bricht aus diesem Schema aus.

Der Zoo stellt diese Gebiete und Lebensräume nicht nur (mehr oder weniger) detailgetreu nach, sondern verweist auf sie und verknüpft sie semantisch mit ihren Vorbildern. Zudem verbindet er „Original-Lebensraum“ und „Kopie-Lebensraum“ über Naturschutzprojekte miteinander.

Anders als dem Geozoo Zürich ist dem Tiergarten Schönbrunn noch deutlich die imperiale Herrschaftsarchitektur monarchischer Menagerien anzusehen. Die herrschaftlichen Gestaltungsprinzipien zeigen sich beim ersten Blick auf den Zooplan: Im Zentrum steht der kaiserliche Pavillon, der den ältesten Teil des Tiergartens bildet. Von ihm gehen die Besucherwege strahlenförmig ab und teilen das umliegende Areal

⁵⁷ Die im Zoo Zürich dargestellten „Lebensräume“ sind: Meeresküste, Feuchtgebiet, Tropischer Regenwald, Bergnebelwald, Laubwald und Trockenwald, Savanne und Grasland, Steppe und Wüste, Hochgebirge, Haustiere. (Graf 2012: 169)

in etwa gleichgroße Tortenstücke auf, auf denen sich die Gehege befinden. Von diesem zentralen Punkt waren und sind alle Tiere um das Rondell sichtbar.

Auch hier kann bei einem Vergleich von Plänen aus verschiedenen Jahrzehnten die Ausweitung des Areals nach Osten und Süden nachvollzogen werden. Ist der ursprüngliche Teil noch streng geometrisch mit aneinandergereihten kleinen Käfigen angelegt, sind die neueren Gebiete nicht mehr derart stark strukturiert. Es gibt keine thematisch-geographisch konzipierten Flächen, die an ganze Kontinente angelehnt sind, sondern die Tiere scheinen in den Anlagen relativ willkürlich verteilt. Flusspferde befinden sich zwischen dem Großen Panda und dem Sibirischen Tiger. Eisbären des *Franz Josef Land* leben in direkter Nachbarschaft mit den Zwergottern im südostasiatischen Regenwaldhaus. Einzig das Waldgebiet des *Tirolergartens* ist als zusammenhängendes Gebiet erkennbar und der mitteleuropäischen, gemäßigten Klimazone mit entsprechendem Laub- und Mischwald gewidmet.⁵⁸

Wie bereits angedeutet, sind die räumlichen Expansionsmöglichkeiten u.a. aus betriebswirtschaftlichen Gründen ein entscheidender Faktor für die Entwicklung der beiden zoologischen Gärten. Ohne die Option, weitere große Flächen zu bebauen, sind neue Gestaltungsprogramme mit veränderten Tierhaltungskonzepten schwieriger zu entwickeln und umzusetzen. Deutlich wird, dass beide Zoos im Verlaufe ihres Bestehens ihr Areal vergrößerten, und beide tendieren dazu, sich weiter auszubreiten. Dem Zürcher Zooplan ist zu entnehmen, in welche Richtung sich der Zoo künftig vergrößern wird und welche Zukunft für die Areale geplant ist. Seine abgeschiedene Lage außer- und oberhalb der Stadt hat den Vorteil, dass er auf unbebautes Terrain zurückgreifen und auf einer Tabula rasa von Grund auf neue, großflächige Anlagen konzipieren kann. Um ihn herum erstreckt sich zu weiten Teilen ein großes Waldgebiet, deshalb ist seiner Ausdehnung - rein theoretisch - keine Grenze gesetzt. Der Tiergarten Schönbrunn hingegen musste sich von Beginn an unter ganz anderen Voraussetzungen entwickeln, da er durch seine Lage in der Stadt und in Nachbarschaft zu Schloss und Park Schönbrunn so gut wie keine Möglichkeiten hatte, sich auszubreiten. Deshalb leidet er - so zumindest die öffentliche Wahrnehmung - an „[...] chronischer Platznot [...]“ (Die Presse 2016). Einerseits wurde - wie in Zürich auch - bereits zum Zoo gehöriger Raum immer wieder umstrukturiert und anders genutzt.

⁵⁸ Dies liegt daran, dass der Zoo hier kaum (bauliche) Veränderungen vornehmen darf. Auflage ist es, den Baumbestand zu erhalten, und deshalb können hier keine Gehege gebaut werden.
<https://www.zoovienna.at/ueber-uns/geschichte/> (Letzter Zugriff am 21.11.2016).

Andererseits wurden hin und wieder kleinere Areale hinzugewonnen und umgenutzt, zuletzt die ehemalige Orangerie, die zur *ORANG.erie* umgebaut wurde und nun die Orang-Utans beherbergt. Auch Schönbrunn scheint seine physischen Grenzen noch nicht gänzlich erreicht zu haben, wie Überlegungen zeigen, den benachbarten Botanischen Garten zu übernehmen.⁵⁹

Anhand der Zürcher und Schönbrunner Pläne lassen sich die räumlichen Verschiebungen und Transformationen, die beide Zoos durchlaufen haben, gut nachvollziehen. Die visuellen Brüche zwischen den streng geometrischen Anordnungen vergangener Zeiten und den organischer wirkenden Zuwächsen und Neuerungen der letzten Jahrzehnte werden deutlich. Darüber hinaus zeigt sich, dass dort, wo es baulich möglich war, von einer kleinteilig parzellierten zu einer großflächigeren Nutzung der Areale übergegangen wurde, um dort großzügig gestaltete Anlagen zu installieren.

Wegweiser, Schilder und Zeichen

Neben den klassischen Zooplänen aus Papier gibt es für den Zoo Zürich mittlerweile auch die digitale Version als App. Hier werden mir verschiedene Rundgänge vorgeschlagen, die ich je nach Zeitbudget oder Rahmenbedingungen (Highlights in einer oder zwei Stunden, Rundgang mit Kindern oder bei Regenwetter) einschlagen kann. Die Zoo-App liefert passend zu den jeweiligen Stationen Auskünfte zu den Tieren, Lebensräumen und Naturschutzausstellungen. Es sind die Informationen, die die Besucher*innen sonst auf den Infotafeln lesen können.

Der Plan und die App sind für die Zoobesucher*innen Orientierungshilfen. Ähnlich wie mit einer Landkarte oder Google Maps werde ich über Anweisungen - in Form von Symbolen, Piktogrammen und Texten - durch den Raum geleitet.⁶⁰ Jedem Lebensraum ist eine Farbe zugeordnet, die sich auf den Wegweisern durch den Zoo und den Informationstafeln zu den Tierarten wiederfindet. Wo ich welche Tiere finden kann, erkenne ich über abstrakte Tierabbildungen. Dass es verschiedene Arten von Wegen gibt (Naturwege, Erlebnispfade, Betriebswege, für Rollstühle und Kinderwagen geeignete Wege) kann ich der Legende entnehmen. Auf einen Blick zeigen mir die

⁵⁹ Hiergegen formiert sich bereits Widerstand, da der Botanische Garten bis dato kostenfrei zugänglich ist und mit seiner Eingliederung in den Tiergarten eine eventuelle Kommerzialisierung öffentlichen Raumes stattfände (Die Presse 2016). Ebenso könnte die Erweiterung zu Schwierigkeiten mit der UNESCO führen und den Status Schönbrunns als Weltkulturerbe gefährden (ORF 2017).

⁶⁰ Hier findet das statt, was Martina Löw als „Syntheseleistung“ definiert (Löw 2012).

Piktogramme, wo sich Restaurants, Zooshops, Informationsstände und Spielplätze befinden. Ebenso werden mir mittels Piktogrammen festgeschriebene Regeln vermittelt: Keine Tiere füttern! Nicht rauchen! Absperrungen nicht übersteigen! Keine Ballons mitnehmen! Keine Tiere streicheln!

Neben dem Zooplan leiten mich Wegweiser durch den Zoo, und Schilder helfen mir, mich zu verorten. Schilder und Tafeln jeglicher Art: Informationstafeln mit ausführlichen Texten, Abbildungen und Fotos, Hinweisschilder, Verbotsschilder, Schilder mit Kurzinfos, Tafeln mit Tipps, Rate- und Wissensspielen, Dankestafeln in Erinnerung an Geldgeber*innen. In die Wege eingelassene metallene „Grenzplatten“, die die Form einer Erdhalbkugel haben, zeigen mir, in welchem Kontinentalbereich ich mich befinde. In Holz gerahmte „Lebensraumschilder“, geben zu dem jeweiligen Ökosystem einen Überblick über Klima, Flora und Fauna und erörtern gegebenenfalls deren Bedrohung. An jeder Anlage befindet sich in Metall gefasst ein Namensschild - das *Hediger-Schild*. Es wurde vom ehemaligen Zoodirektor Heini Hediger entwickelt, um die von ihm festgelegten grundlegenden Aufgaben eines wissenschaftlich geführten Zoos zu erfüllen.⁶¹ Heute gilt es als Standard in der Zoopädagogik und wird in dieser Form weltweit verwendet. Das vierteilige Schild zeigt eine Abbildung des Tieres, enthält einen zoologischen Steckbrief, informiert auf einer Verbreitungskarte über die geographische Herkunft und signalisiert mit rotweißem Logo der *International Union for Conservation of Nature (IUCN)*, ob das Tier auf der *Roten Liste* steht und ob es sich in einem Zuchtprogramm befindet.

Zoos wie in Zürich wollen ihren Besucher*innen über das sinnliche Erlebnis Informationen und Wissen vermitteln. Dennoch macht es den Eindruck, dass die perzeptive Ebene stark von der intellektuellen Ebene überlagert wird. Überall gibt es schriftliche oder visuelle Informationen, die weniger emotional als vielmehr kognitiv verarbeitet werden müssen.

Besonders deutlich wird die Vermischung von kognitiver Ansprache und emotionaler Stimulierung, wenn Schilder und Wegweiser die Besucher*innen in einer wohldurchdachten „Choreographie“ (Landschaftsarchitekt, ZH) durch den Zürcher Zoo leiten. Wenig wird dem Zufall überlassen, vieles ist inszeniert. Ob ich mich auf breiten, übersichtlichen Wegen fortbewege oder mich auf einem glitschigen, unebenen Pfad

⁶¹ Die vier Grundsätze eines wissenschaftlich geführten Zoos, die immer noch als die Hauptaufgaben von wissenschaftlichen Zoos weltweit angeführt werden: Bildung, Forschung, Natur- und Artenschutz, Erholung, siehe Kapitel 2.2.1.

durch herunterhängende Äste vorantasten muss, ist inszenierten topographischen Gegebenheiten geschuldet und zielt auf die emotionale Aneignung des Raumes ab. Die Objekte der Orientierung (Schilder etc.) sind Ausdruck der starken Regulierung dieses Raumes „Zoo“. So wird er lesbar, und das „natürliche“ Chaos wird in eine menschliche, rationale Ordnung gebracht.

Wege

Die Wege, auf denen ich als Besucherin den Zoo erkunde, sind wohl durchdacht und Teil einer Inszenierung.

Im Tiergarten Schönbrunn gibt es baumgesäumten Alleen, die auch heute noch teilweise an den gelben Tierhäusern und Gehegen vorbeiführen. Die Umrundung des Pavillons auf dem breiten Kiesweg signalisiert die Nachbarschaft zum Schloss Schönbrunn und lässt die Erinnerung an das imperiale barocke Erbe aufleben. Zu diesen strengen, geometrischen Formen gesellen sich gewundene Wege, bewachsene Naturlehrpfade und ein Baumkronenpfad in luftiger Höhe, mitten durch den Wald des *Tirolergartens*.

Die auf dem Plan des Zürcher Zoos angezeigten, verschiedenen Arten von Wegen sind unterschiedlich leicht zugänglich und begehbar. Es gibt nicht nur gerade, flache Betonstraßen, sondern auch Wege, die als holprige Nebenwege und matschige Trampelpfade inszeniert sind. Teilweise sind sie von großen Bambushecken und dichten Sträuchern umsäumt, teilweise so stark bewachsen, dass der Pfad kaum noch erkennbar ist. In Stein gegossene Spuren durchziehen die Wege: Herabgefallene Blätter, deren Abdrücke im Boden zementiert sind, behaupten eine gewisse Zeitlichkeit und Historizität dieses Ortes, da sie in realiter lange Zeit benötigen würden, um sich in den Boden einzuprägen. Tierfährten in Betonguss kreuzen die Wege und erwecken den Eindruck, der Verursacher sei vor kurzem noch hier entlanggekommen. Diese inszenierten Spuren des „Natürlichen“ sollen den Besucher*innen suggerieren, sich an einem naturnahen, „wilden“ Ort zu befinden. Sie schaffen gleichzeitig eine Verbindung zwischen den Anlagen, die den Tieren und dem Zoopersonal vorbehalten sind, und den für die Zuschauenden zugänglichen Bereiche. Die Wege fungieren als Weiterführung der Anlagen in den Publikumsbereich hinein: Die gleiche Bepflanzung und die gleichen Materialien, wie sie in den Tieranlagen genutzt werden, werden auch auf Wegen,

Plätzen und für Gebäude verwendet, die in erster Linie für das Publikum bestimmt sind. „Publikumsräume“ und „Tierräume“ scheinen miteinander zu verschmelzen.

Tierhäuser und Anlagen

„Wie man aus der Wohnung, wo einer haust, und aus dem Stadtviertel, das er bewohnt, sich ein Bild von seiner Natur und Wesensart macht, hielt ich es mit den Tieren des Zoologischen Gartens. Von den Straßen, welche vor einem Hintergrund von Sphinxen und Pyramiden Spalier bildeten, bis zu dem Nilpferd, das seine Pagode wie ein Zauberpriester bewohnt, der auf dem Wege ist, leibhaftig mit dem Dämon, dem er dient, sich zu verschmelzen, war kaum ein Tier, dessen Behausung ich nicht liebte oder fürchtete.“

(Benjamin 2013: 43)

Der Verschmelzungseffekt von Tier- und Publikumsraum wird gezielt mit der spezifischen Ausgestaltung der Anlagen erzeugt. Die vorgebliche Entgrenzung von Tierraum und Besucher*innenraum gelingt mal mehr, mal weniger gut und ist abhängig von der Art der Anlage, den finanziellen Mitteln und dem Know-how im Zoodesign.⁶² Gehege und Tierhäuser⁶³ verschiedenster Dekaden sollen den jeweils geltenden verhaltensbiologischen und zooarchitektonischen Standards gerecht werden und müssen im Laufe der Zeit - mit sich ändernden Erkenntnissen - angepasst, umgebaut oder komplett umgewandelt werden. Auch deshalb, um für das Publikum immer neue Attraktionen zu schaffen und so sinkende Eintrittszahlen und finanzielle Einbußen zu vermeiden. Innovationsfähigkeit und Fortschrittlichkeit sind Teil des Selbstbildes, wie ein Begleittext aus einem Zürcher Plan von 1992 klarmacht: „Ein Zoo ist nie ‚fertig‘, Stillstand ist gleichbedeutend mit Rückschritt, und das frühere Menageriedenken ist dem Bewusstsein um die große Verantwortung gegenüber dem Zootier gewichen.“ (Zoo Zürich 1992) Das „Menageriedenken“ mit bloßem Sammeln und Systematisieren von Tieren wird von der Intention abgelöst, „[...] die Tiere in einem naturnahen Abbild ihres ursprünglichen Lebensraumes [...]“ (Zoo Zürich 2014b) zu zeigen und so komplexere ökologische Zusammenhänge zu thematisieren. In immersiven Anlagen sollen Menschen in die ihnen unbekannten Lebensräume eintauchen.

⁶² Ebenso spielen hierbei auch der Denkmalschutz und tierschutzrechtliche Bestimmungen eine Rolle.

⁶³ Im Folgenden nenne ich beispielhaft ausgewählte Anlagen, die für meine Überlegungen bestimmte grundlegende Charakteristika aufweisen. Hier ist nicht der Ort, und es soll auch nicht die Aufgabe der vorliegenden Arbeit sein, eine allgemeine und umfassende Beschreibung der zoologischen Anlagen und Bauten zu geben.

Die Idee ist

„[...] also dass wir eine Immersion [...], dass wir versuchen den Besucher in einen Lebensraum einzuführen, wo er das Gefühl hat, es ist nicht der Besucher, ich bin hier auf meiner Besucherseite, dort ist das Tier in seinem Gehege, sondern dass wir das im Prinzip als Landschaftskammern gestalten, wo der Besucher Teil des Ökosystems ist.“ (Kurator, ZH)

Die Idee, Lebensräume zu schaffen und zu inszenieren, beschränkt sich dabei nicht nur auf Lebenswelten über der Erde, sondern gilt auch für Unterwasserwelten:

„[Es] ist bei Aquarien so, wenn Du halt sehr viel mittelgroße kleine Aquarien mit sehr skurrilen Arten hast und so - der ist groß, der ist klein, der ist spitz, der ist dick - [...], dass die Leute das so abarbeiten können, das funktioniert natürlich schon ja. Aber wenn man da drei von diesen Becken zusammenlegt und einen Lebensraum macht, funktioniert das viel besser und die Verweilzeit ist extrem hoch.“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH)

In Schönbrunn führen die sich ändernden Leitlinien zu regelmäßig wechselnder Nutzung der Tierhäuser. Je nach aktuellem Erkenntnisstand der Zoobiologie über die beste Haltungsform werden Häuser und Anlagen umgebaut und Tiere umgezogen, da bestimmte Gehege für sie besser geeignet sind als andere. Ebenso wichtig ist, wie progressiv der Zoo selbst ist und dies auch umsetzen kann und will:

„[...] oder indem man einfach wo jetzt die Großen Pandas sind, das war das Elefantenhaus und da hat man einfach gesagt, den Elefanten ist das Haus zu klein, aber tun wir halt ein anderes Elefantenhaus bauen und da geben wir halt andere Tiere rein, ne. Da waren zuerst Mandrillen drinnen und jetzt für die Pandas ist das eine tolle Anlage, für Elefanten wäre das immer zu klein gewesen, ne. Aber soweit hat man früher sich nicht denken getraut offensichtlich, ne.“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH)

Die Anpassung der Gehege folgt nicht nur der jeweiligen Zoodoktrin, sondern hängt auch von technischen und veterinärmedizinischen Möglichkeiten ab. Lange Zeit waren aus Gründen der Hygiene leicht zu reinigende aber visuell weniger attraktive Tiergehege einfach notwendig („Badezimmerstil“).

„Also in der Menschenaffenhaltung hat sich da ja ganz viel geändert auch ne. Das waren früher rein geflieste Räume, weil man es einfach aus hygienischen Gründen auch nicht besser verstanden hat ne. Oder nicht besser managen konnte, weil es einfach immer Probleme mit Parasiten und solchen Dingen gibt und früher hat man das halt hygienisch

lösen MÜSSEN und dadurch diese ganzen Gehege, die einfach wirklich perfekt zum Reinigen waren. Und da ist einfach hat sich [die] Veterinärmedizin halt auch weiterentwickelt. Also jetzt kann man [mit] Parasiten ganz anders umgehen [...] jetzt kann man auf Naturböden Menschenaffen halten, das war vor 20 Jahren, glaube ich, hat es keinen Zoo gegeben, der Menschenaffen auf einem Naturboden gehabt hat. Das waren alles steril reinigbare Gehege ne.“ (Techniker I, SCH)

Um die ehemals modernen, nun nicht mehr zeitgemäßen Tierhäuser und Gebäude an den Immersionsgedanken anzunähern, wird oftmals versucht, den Publikumsbereich und die Gehege optisch einander anzupassen, indem die gleichen Materialien und Pflanzen zur Verzierung verwendet werden. In Schönbrunn, deren historische und unter Denkmalschutz stehende Gebäude ästhetisch ansprechend sind, wird (nicht immer gelungen) versucht, eine visuelle Verbindung mit dem Gehege herzustellen - etwa bei den großen Pandas durch Bambuszierleisten und Bambusbänke.

Der Zoo Zürich versucht ebenfalls kontinuierlich, Gebäude an veränderte Gegebenheiten anzupassen: „Seit Mitte der 1980er Jahre arbeitet der Zoo Zürich an umfangreichen Umgestaltungen bestehender Anlagen und am Neubau vieler Großanlagen.“ (Graf 2012: 168)

Das *Exotarium*⁶⁴, das überwiegend Tiere aus Südamerika zeigt und in dem sich unter anderem Tapire, Pinguine und verschiedenste Aquarien und Terrarien befinden, ist eher nüchtern und funktional gehalten. Viele Gehege befinden sich hinter Glas, so dass das Exotarium wie eine Ansammlung von Schaukästen bzw. Dioramen aller Größen wirkt. Um dies aufzubrechen, wurden mit Hanfseilen und Baumstämmen an Wänden und Decken die Publikumsbereiche dekoriert.

Desgleichen im *Afrikahaus*, das Spitzmaulnashörner und Zwergflusspferde beherbergt. Das 1965 eröffnete Gebäude wurde so konzipiert, dass es in den Gehegen der Tiere keine rechten Winkel und keine ebenen Böden gibt. An kühle, nüchterne Betonwände wurden nachträglich Holzstämmen befestigt. Birkenfeigen und Philodendren sollen Grün in das trostlos wirkende Grau des Betons bringen. Begrenzungen und Gräben wurden durch eine Verblendung aus Holzpfehlern kaschiert. Im Außenbereich der Anlage verwehren dichte Grasbüschel den direkten Blick auf die Nashörner.

⁶⁴ Das Exotarium befand sich 2015 im Umbau (Zoo Zürich 2017b). Die Ausführungen in dieser Arbeit beziehen sich auf den Untersuchungszeitraum 2012-2016. Das Ergebnis der Umbauten konnte leider nicht mehr in Augenschein genommen werden.

Der Zoo stößt hier deutlich an die Grenzen, die er sich mit seinem Konzept selbst auferlegt. Da sich die (wissenschaftlichen) Standards in der Tierhaltung wandeln, der Zoo die Architektur seiner veränderten inhaltlichen Ausrichtung anpasst und dementsprechend auch die Präsentationsweisen und Darstellungsformen ändert, müssen die nicht mehr zeitgemäßen Tierhäuser und Gehege laufende modernisiert werden, was auch erheblicher finanzieller Mittel bedarf.

Es entsteht der Eindruck, dass sich die Zoos in einem ständigen Umbau, in einem steten Transformationsprozess befinden. Sollten kleinere Schönheitskorrekturen nicht ausreichen, wird komplett renoviert oder neugebaut. In diesen Fällen wirken die neuen Konzepte wesentlich besser umgesetzt, auch ästhetische und visuelle Effekte scheinen besser zu funktionieren.

In Schönbrunn, das nur wenige Möglichkeiten für räumliches Wachstum hat und dementsprechend mit vorhandenen Gegebenheiten umgehen muss, wurde beispielsweise eine bereits bestehende Eisbärenanlage komplett neukonzipiert, wiederaufgebaut und als *Franz Josef Land* wiedereröffnet.

Je nach Ausdehnungsmöglichkeit können auch Großanlagen gestaltet werden, die versuchen, die Lebensraumidee umzusetzen und sich am Immersionskonzept orientieren; so etwa bei der *mongolischen Steppe* und dem *Elefantenpark* in Zürich. Hier wurden auf mehreren Hektar Land große Freianlagen für die Tiere gestaltet, original mongolische Jurten für das Publikum aufgestellt und Schwimmbecken für Elefanten gebaut. Von diesen großzügig angelegten Konzepten ist der Schritt zu den immersiven Anlagen nicht mehr weit.

Hier ist anzumerken: Die (An)Ordnungen von Objekten und Subjekten im Raum Zoo wandeln sich fortwährend, Nutzung und Funktion der einzelnen Bestandteile ändern sich. Eine Affenanlage wird zu einem Kinderspielplatz umfunktioniert, die Bärenanlage wird zum Regenwaldhaus umgebaut, die asiatischen Elefanten ziehen aus, Yaks und Kamele ziehen ein. Nicht nur die Zoos, auch die Tierhäuser selbst bekommen eine Geschichte. Hier realisieren sich Phantasien und Vorstellungen in unterschiedlicher Form, lösen sich wieder auf und können neu Gestalt annehmen.

Reenactment

Auf eine besondere Art von Schildern, Zeichen und Objekten als wichtige Teile einer besonderen Zürcher Anlage und einer ungewöhnlichen Inszenierung treffe ich das erste Mal im südamerikanischen Areal: In großen Buchstaben steht geschrieben „TRANSPANTANEIRA - AQUI COMEÇA O PANTANAL DO MATO GROSSO“. Ich gehe an einem Polizeiauto vorbei, auf dessen Ladefläche sich Vogeleier in Kisten befinden, in Käfigen liegen blaue und rote Aras. Erst bei näherem Hinsehen bemerke ich, dass es Plastiken sind wie schon die Pinguine am Haupteingang. Durch das hölzerne Tor betrete ich das Feuchtgebiet *Pantanal*, ein Schlagbaum signalisiert, dass nicht jederzeit jede Person Zutritt hat. Ich gelange an einen „Polizeiposten“, der sich auf einem Hausboot befindet. Es macht den Anschein, als habe der diensthabende Polizist die Station gerade eben für einen Einsatz verlassen. Sein Schreibtisch mit Computer steht verlassen da, der Polizeifunk ist zu hören. In einer kleinen Zelle liegt eine Person und schläft, ab und an höre ich ein Schnarchen. In einem Glasschrank liegen Felle, Schlangenhäute und andere konfiszierte Objekte. Auf einem Flipchart stehen Informationen zum illegalen internationalen Tierhandel. Eine große Hängematte ist wohl für die Siesta gedacht.

Diese Szenerie erinnert an ein Reenactment, an die erneute Inszenierung eines bestimmten Ereignisses. Mir wird suggeriert, ich befände mich tatsächlich in dem südamerikanischen Feuchtgebiet und wohnte der Polizei bei ihrer Arbeit bei. Mehr noch: Setze ich mich auf den Stuhl am Schreibtisch, so kann ich die Position einer illegale Tierhändler jagenden Polizistin einnehmen. So versucht der Zoo, den Besucher*innen über Erlebnis und Emotionen Informationen zu vermitteln. Die Zoowebsite führt dies näher aus: „Die Informationen sind in der Inszenierung verpackt. Eine Erlebniswelt für den Besucher, wo es zu einem ernsten Thema viel zu entdecken gibt.“ (Zoo Zürich 2017a: 11) Diese Art der Ausstellung wird mir in einem anderen Teil des Zoos wiederbegegnen - in der Masoala-Halle wird die Inszenierung eines gesamten Ökosystems mit Menschen und Tieren auf ein neues Level gehoben.

Grenzen

Auch wenn es in den neuen Anlagen und Immersionsgehegen so scheinen mag, als ob sich die Grenzen aufgelöst hätten und gänzlich verschwunden seien, so ist dies doch meist eine Täuschung. Ein Eindruck von Entgrenzung und Verschmelzung entsteht,

nicht allein durch die Anlagengestaltung, sondern auch durch die Formen der Abgrenzungen. Die Grenzen, die die Gehege der Tiere vom Besucher*innenraum abtrennen, sind aus Materialien gefertigt, die sich meist in das Thema der Anlagen einfügen. Niedrige, unscheinbare Naturseile, Zäune aus unbearbeiteten Ästen, Natursteinmauern oder dünne Drahtgeflechte dienen als Abtrennungen und treten kaum in Erscheinung. Leere oder mit Wasser gefüllte Gräben sorgen unmerklich für den - auf beiden Seiten - (lebens)notwendigen Abstand zwischen Mensch und Tier. Oft werden Abgrenzungen durch üppige Bepflanzung kaschiert; sie sind somit kaum wahrnehmbar, scheinen zu verschwinden. Es findet quasi eine Entgrenzung beider Bereiche statt, die nun miteinander zu verschwimmen scheinen. So wird etwa die Grenze zu einer Affeninsel in Zürich fließend und vorübergehend aufgehoben, wenn der Steg über einen Wassergraben für Gäste geöffnet wird und Besucher*innen sich zeitweilig im Revier der Totenkopffäffchen tummeln, das normalerweise ihnen allein gehört. Damit die gebotene Distanz zwischen beiden Parteien gewahrt bleibt, wachen Mitglieder des Freiwilligenteams mit Wasserspritzflaschen darüber, dass Mensch und Totenkopffäffchen sich nicht zu nahe kommen. Die Wasserflaschen sind zur Abschreckung der Affen gedacht, Menschen werden mit Worten ermahnt.

Harte Brüche existieren weiterhin: Gitterstäbe wie aus früheren Zeiten, Glasscheiben und Volieren aus starken Metallnetzen lassen sich schwerlich nahtlos und für das Auge weniger sichtbar in die Anlage integrieren. Diese Arten von Grenzen sind teilweise haltungstechnisch bedingt und teilweise das historische Erbe der Zoos.

Schönbrunns wesentliches Merkmal ist der „Menageriestil“, der zum Teil durch Denkmalschutzauflagen erhalten bleiben muss. Hier lassen sich an einigen Stellen noch die an der Allee aufgereihten Käfige erahnen, die vom neugierigen Publikum abgeschritten wurden. Die Tierhaltung hinter Gitterstäben wird bei bestimmten Arten und Anlagen nach grundlegenden Umbauten fortgeführt. Aus Sicht mancher Zoomitarbeiter*innen wirken sich Gitterstäbe auf die Zootiere nicht zwingend negativ aus. Sie können auch von Vorteil sein, etwa bei der Haltung von Affen, die die Gitter als willkommene Klettermöglichkeit nutzen. Glasscheiben sind bei den Pfleger*innen nicht sonderlich beliebt:

„Wir hassen alle diese Glasscheiben. Es ist unglaublich viel Arbeit zum Pflegen ja und es nimmt einfach Struktur weg. Eine Gitterstange auf die kannst du draufklettern. Eine Glasscheibe das ist, schaut super aus, ist alles so durchgängig. Aber für wen? Ja. Ja also das sind immer so, aber du musst es machen.“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH)

Die Zoos müssten eben auf die Zuschauer reagieren, für die Gitter etwas Störendes, Antiquiertes und nicht Artgerechtes seien (Kuratorin, SCH). So lassen sich die Schönbrunner Löwen wie zu Menageriezeiten hinter eisernen Stäben fotografieren. Vis-à-vis zu ihrem Gehege befindet sich ein alter Gitterkäfig mit einer Löwenkulptur, der für die Besucher*innen zugänglich ist. Sie können sich zum Steinlöwen gesellen und werden so selbst zu einem gefangenen Tier.

Im nördlichen Teil des Zoo Zürich befindet sich eine Reihe Volieren, in denen Vögel gehalten werden. Üblicherweise gibt es zwei Arten, fliegende Vögel zu halten: Entweder werden die Flügel kupiert, so dass die Vögel nicht mehr fliegen können, oder sie werden in entsprechend großen Flugvolieren gehalten. Diese Volieren, die schon sehr frühzeitig in Zürich errichtet wurden, lassen sich schwerlich unbemerkt in die Landschaft integrieren. Zwar wird durch Bepflanzung versucht, ein Verschmelzen mit der Umgebung zu erzielen, dennoch werden sie vom Auge der Betrachter*in stets als begrenzter, eingerahmter Raum wahrgenommen.

Ähnliche Effekte ergeben sich bei der Verwendung von Glas als Abgrenzungen. Zunächst ist das Glas bei der Haltung bestimmter Tierarten einfach erforderlich. Aquarien für Fische, Korallen und Seesterne sowie Terrarien für Echsen, Spinnen und Insekten sind momentan die übliche, technisch am besten umsetzbare Haltungsform. Hier sind der menschlichen Gestaltungsmöglichkeit durch die Natur per se Grenzen gesetzt.

Glasscheiben ermöglichen einen unversperrten, ungestörten Blick in das Gehege und auf die Tiere. Dies macht sie beim Publikum sehr beliebt, obwohl sie aus haltungstechnischen Überlegungen nicht immer die erste Wahl sind. Sie sehr pflegeaufwändig, da sie häufig gereinigt werden müssen. Eine mit Dreck und Fingerabdrücken verschmierte Scheibe ist manchmal störender als ein Drahtzaun.

Glas bildet dichte Wände, die die Tiere und Menschen weitaus stärker voneinander abschirmen als Gitterzäune es vermögen, da sie auch Geräusche und Gerüche weitestgehend ausschließen. Obwohl ich mich als Betrachterin den Tieren ohne Gefahr so weit wie möglich nähern und jede Einzelheit und jedes Detail genau erkennen kann, nehme ich die Distanz, die diese Wände aus Glas zwischen mir und dem Tier erzeugen, viel stärker wahr. Die Transparenz des Materials und die dadurch scheinbar größere Nähe stehen in starkem Kontrast zu der faktischen Undurchdringlichkeit des Materials. Um diesen Effekt abzuschwächen und das sinnliche Erlebnis dennoch zu ermöglichen,

werden an einigen Stellen Metallplatten mit Löchern in die Begrenzung integriert, so dass sich Gerüche wieder verbreiten können und ich mit etwas Glück sogar ein hindurchgefallenes Haar vom Tigerfell auflesen kann.

Immer wieder kommt es vor, dass diese Trennung überwunden wird und Grenzen absichtlich überschritten werden - und zwar von beiden Seiten. Die Grenzen sind nicht nur dazu da, die Tiere einzusperren, ihnen ihren Platz zuzuweisen und sie zu kontrollieren, sondern sie sollen auch die Menschen auf Distanz zu den Tieren zu halten. Die Disziplinierung des Publikums funktioniert die meiste Zeit sehr gut - die Besucher*innen kontrollieren sich selbst und auch ihre Kinder, wenn sie sie ermahnen, nicht über die Absperrungen zu klettern. Aber nicht immer respektieren sie Zäune und Seile, übertreten diese und setzen sich über die Zooregeln, hinweg. In manchen Fällen wird darüber hinweggesehen wie etwa beim Schönbrunner Gepardengehege, wo Besucher*innen die niedrige Holzabsperrung häufig überschreiten und sich direkt an den Zaun stellen. Ab und an verlässt auch ein Zootier unerlaubt sein Gehege. Hin und wieder versuchen Menschen, in die Anlagen einzudringen; manchmal gelingt es ihnen auch. Solche Ereignisse sorgen für Aufsehen und sind nicht immer unproblematisch.

Menschliches im Zoo

Der Zoo ist ein Ort, an dem sich verschiedenste Gruppen von Besucher*innen aufhalten und hier ein paar Stunden ihrer freien Zeit verbringen. Vier Besucher*innengruppen lassen sich für die Beobachterin grob unterscheiden⁶⁵:

1. Die (Teil)Familien: Paare mit, seltener ohne Kinder; befreundete Mütter (seltener Väter) mit ihrem Nachwuchs; Großeltern mit Enkelkind(ern); dazu Senior*innen ohne Anhang.
2. Die Jahreskartenbesitzer*innen und sonstige Stammgäste, die regelmäßig kommen und mit Pfleger*innen, Alltagsabläufen und Fütterungszeiten bestens vertraut sind, ein großes Interesse für die Zootiere an den Tag legen und den Mitarbeitenden in puncto Wissen in nichts nachstehen.
3. Besucher*innen mit spezifischen Anliegen: Schüler*innen mit Klemmbrettern in der Hand, die auf ihrem Klassenausflug etwas lernen sollen; Kunststudierende, die Tierkörper studieren; andere Maler*innen, die hier ihr Sujet finden;

⁶⁵ Der Fokus dieser Arbeit liegt dezidiert nicht auf der Besuchergruppenforschung.

(Hobby)Fotograf*innen mit teils professioneller Ausrüstung, die Stunden brauchen, um das optimale Tierbild zu schießen.⁶⁶

4. Besucher*innen, die sich nicht primär für Tiere interessieren: Tourist*innen auf Sightseeing-Tour, soziale Flaneure und Gäste mit unspezifischen Bedürfnissen, die ein Zoomitarbeiter wie folgt beschreibt:

„[...] gerade am Wochenende, wo dann alle einfach irgendwie mit den Kindern weggehen, [...] ist der Anteil von so Leuten einfach höher, wo einfach konsumieren wollen, wo sich für die Natur nicht die Bohne interessieren, wo einfach in den Zoo gehen weil, weil man halt dann am Sonntag in den Zoo gehen kann, weil das Wetter gerade danach ist [...]“. (Pfleger I, ZH)

Mit allen Sinnen

Der Zoo arbeitet vorwiegend mit visuellen Eindrücken, aber die Besucher*innen werden auch über die anderen Sinne angesprochen. Da ist zunächst die Geräuschkulisse, die auch über die Grenzen des Zoos hinaus zu hören ist und sich je nach Tages- und Nachtzeit verändert. Schon auf dem Hinweg, außerhalb des Zoos, sind vielerlei Tierstimmen zu hören, die ich nur schwer zuordnen kann. Im Zoo werden sie lauter und zahlreicher - krächzende Aras, pfeifende Rufe der Kappengibbons, auch einmal das Brüllen eines Löwen. Besucher*innen und deren Stimmen, ihre Erklärungen, ihr Lachen und Rufen sind ebenfalls Teil der Kulisse und bestimmen die Zooatmosphäre mit.

Moderne Glasgehege bieten zwar den Vorteil, dass sie einen ungehinderten Blick auf das Innere ermöglichen, aber sie schließen andere Eindrücke wie Töne und Düfte fast gänzlich aus. Zoos versuchen dies mit technischen Mitteln zu kompensieren, etwa indem sie ein Mikrofon in den Anlagen installieren und das Publikum über Lautsprecher die tierischen Stimmen hören kann. So erlebte ich in Zürich erstmals die knarrenden Laute der Königspinguine, die mir bis dahin gänzlich stumm begegnet waren. Ein Unterwassermikrofon in der Otteranlage soll die Kommunikation der Tiere untereinander auch außerhalb der Anlage hörbar machen, aber letztendlich ist nur Wasserrauschen zu vernehmen.

⁶⁶ Es werden auch Kurse im Zoo angeboten, die den Teilnehmenden beibringen, wie Tiere optimal fotografiert werden können.

Gerüche spielen eine zentrale Rolle. War früher beißender Geruch charakteristisch für Raubtierhäuser, so sind die modernisierten Anlagen heute kaum noch zu riechen. Das Publikum in Schönbrunn kann den Geruch eines Tigers ersatzweise und in dosierter Form über „Schnupperboxen“ erfahren. Auch das Lochgitter des Zürcher Tigergeheges soll ein olfaktorisches Erlebnis ermöglichen. In Tropenhäusern trägt der leicht modrige Dunst wesentlich dazu bei, sich in ein subtropisches Klima versetzt zu fühlen. Moderne Zoos sprechen - besonders in den immersiven Anlagen - Gefühle und Empfindungen holistisch, über alle Sinnesebenen an. Im Hamburger Eismeer lernen Zoobesucher*innen das antarktische Klima der Pinguine kennen; die Unterschiede zwischen feuchter und trockener Wärme erleben sie in Tropen- und Wüstenhäusern und die jeweils typischen Pflanzen dürfen befühlt und gerochen werden.

Auch wenn die Distanz zwischen Zoogästen und Zootieren bleibt, versuchen die Menschen immer wieder, mit ihnen zu kommunizieren und zu interagieren. Es wird permanent mit ihnen und über sie gesprochen. Tiere werden angesprochen, es wird stellvertretend für sie gesprochen; sie werden aufgefordert etwas zu tun oder zu lassen, sich zu zeigen, sich zu bewegen. Es wird gefragt, was sie gerade tun und warum sie es tun. Die Menschen versuchen, das Verhalten der Tiere sinnhaft zu verstehen, zu deuten und auch zu erklären. Zudem wird immer wieder an Fensterscheiben geklopft, gewinkt und gestikuliert.

Da die Tiere normalerweise nicht berührt werden dürfen, hat der Zoo für die Besucher*innen Möglichkeiten geschaffen, dies zu kompensieren: Streichelzoos, um lebende Tiere anfassen und füttern zu dürfen. Taststationen, in denen Tierfelle befühlt werden können. Forschungsstationen, in denen mittels Experimenten Wissen über Lebensräume und Tierarten vermittelt wird. Die Stationen bieten auditive, visuelle und taktile Reize. Um Erlebnisse für die Gäste zu generieren, spricht der Zoo alle Sinnesebenen an.

Spielen, Essen, Shoppen – Lernen

Die Tiere in ihren Behausungen und Anlagen sind sicherlich die Highlights eines Zoobesuches. Doch es fällt auf, dass Spielplätze, Restaurants und Kioske, die überall im Zoo verteilt sind, nicht minder besucht werden. Der Zoo ist ein Ort des Konsums, an dem neben den Tieren auch andere Waren konsumiert werden.

Die Spielplätze erinnern optisch oft an die zoologischen Anlagen. Sie werden mit ähnlichen Materialien gebaut: Klettergerüste sind aus Holz, Tauen und Seile aus Hanf und Sisal gefertigt, der Boden ist mit Rindenmulch ausgelegt. Es gibt multifunktionale Plätze wie ein Picknick- und Spielplatz mit Kletterwand und Wasserpumpe, die ein Vorleben als Tiergehege haben. Es gibt pädagogisch inspirierte Plätze wie etwa den Wasserspielplatz vor dem Schönbrunner Regenwaldhaus, bei dem die „Kraft des Wassers“ entdeckt werden kann. Bei gutem Wetter tummeln sich dort viele Kinder, und ich bekomme den Eindruck, dass sie ihren Aufenthalt dort interessanter finden als sich die Tiere anzuschauen. Eltern machen ihrem Unmut Luft und ermahnen ihre Kinder: Sie hätten nicht den Eintrittspreis bezahlt, um dann den ganzen Tag auf dem Spielplatz zu verbringen - es gebe genügend kostenlose Spielplätze in der Stadt.

Zürich hat hier eine klare Richtlinie: Spielplätze und Zoobereich sollen entflochten sein und nicht ineinander übergehen. Wo Tiere angeschaut werden, darf nicht gespielt werden. Spielzonen und zoologischer Bereich sollen deutlich voneinander getrennt und unterscheidbar sein.

Ebenfalls von zentraler Bedeutung sind die Verpflegungsmöglichkeiten. Eine Portion Pommes Frites und ein Eis zählen zu den Highlights eines Zoobesuches. Die Restaurants und Picknickplätze sind fast durchgehend gut frequentiert, Imbisse und Eisstände im gesamten Zoo verteilt. Zoorestaurants und Kioske sind wie die Spielplätze in ihrem Design an die Umgebung angepasst. In Zürich orientieren sich auch die Namen - *Restaurant Pantanal*, *Restaurant Masoala* - und manch angebotene Speise thematisch an dem jeweiligen Gebiet. Das *Restaurant Pantanal* soll an „[...] eine brasilianische Churrascaria und an das rauhe (sic) Leben der südamerikanischen Gauchos [...]“⁶⁷ erinnern. In Schönbrunn gibt es in der Nähe der Nashornanlage den *Eissalon Rhino Bar* und vis-à-vis der Elefanten den *Jumbo Grillgarten*.

Die dritte wichtige Einrichtung neben Spielplätzen und Verpflegungsstationen ist der Zooshop. Seine Positionierung an den Ein- bzw. Ausgängen erinnert an die Süßigkeitenregale von Supermarktkassen. Hier geraten vor allem die Plüschtiere ins Blickfeld - je nach Budget im Kleinformat oder auch in lebensechter Größe. Daneben gibt es allerlei Souvenirs aus dem Zoo-Genre. Das Angebot reicht von Kleidung,

⁶⁷ <http://www.zoo.ch/de/restaurant-shop/restaurant-pantanal> (Letzter Zugriff am 08.02.2017). Mit ähnlichem Wortlaut auch in den *ZOONEWS*, dem Magazin des Zürcher Zoos (Schnyder 2013b).

Kunsth Handwerk, Papeterie und Büchern über Küchen- und Badutensilien bis hin zu Gewürzen, Tee und Schokolade.

Wichtig ist: Bei all diesen Aktivitäten geht es dem Zoo darum, ein Anliegen, eine Botschaft zu transportieren. Die Zoobesucher*innen sollen einen vergnügten Tag verbringen, aber auch etwas mitnehmen. Da sich die Zoos als Naturschutzzentren verstehen, die einem Bildungsauftrag nachkommen, schwingt stets ein erzieherisches Moment mit: Es geht ihnen um Wissensvermittlung und um die Einübung von Handlungs- und Verhaltensweisen - etwa um bewussten Konsum.⁶⁸

Sinnliche Eindrücke, spielerische und kulinarische Erlebnisse und pädagogisch-didaktische Einheiten sind wichtige Praktiken im Zoo. Der maßgebliche Modus dieses Raumes aber bleibt das Sehen, begleitet von Flanieren und Verweilen. Auf manche Anlage werfe ich nur einen flüchtigen Blick und gehe vorbei. Wo etwas meinen Blick anzieht, bleibe ich stehen, sehe genau hin, setze mich und verweile, um die Szenerie zu studieren. Die Wahrnehmung der Zoowelt funktioniert primär über den Blick.

5.3.2. Blickregime, Einsichten und Aussichten – Der Blick auf das Tier und zurück

Je länger ich mich durch den Zoo bewege und je mehr zoologische Anlagen ich betrachte, desto stärker fällt mir auf, dass die Blicke, die ich in eine Anlage und auf das Tier werfen kann, keine zufälligen sind. Die Blickführungen und Blickachsen sind wesentlich für die Choreographie und wichtig für Konzeption und Planung der Gehege und Anlagen. Welche Einblicke werden den Besucher*innen gewährt und welche verhindert? Welche Blicke werden ermöglicht und welche restriktiv vorgegeben? Diese Fragen führen zur Überlegung, ob und wie die Besucher*innen in die Anlage mit einbezogen werden. Je nach Art des Geheges oder Tierhauses gibt es nicht nur Unterschiede in der Funktionalität und Gestaltung, sondern auch hinsichtlich der Integration des Publikums in diese Anlage. Dies hat Einfluss darauf, ob und wie das Publikum mit der Anlage und den Lebewesen, deren Lebensraum sie darstellt und ist, interagieren kann.

⁶⁸ Hierauf wird in Kapitel 6.2.2 näher eingegangen.

Der distanziert-fokussierte Blick als Herrschaftsinstrument

Bei einem „herkömmlichen“ Gehege, ob durch Gitterstäbe, Glasscheibe oder andere Vorrichtungen abgegrenzt, bleiben die Zuschauer*innen draußen. Der Blick, der von verschiedenen Seiten des Geheges und von unterschiedlichen Punkten aus - höher oder niedriger gelegene Einblickspunkte, diverse Blickwinkel - möglich wird, ist ein fokussierter Blick, der das Tier in sein Zentrum nimmt und aus einer unüberbrückbaren physischen Distanz stattfindet. Das Tier ist diesem Blick praktisch ausgeliefert.

„[...] Das war halt früher wo man kleine, übersichtliche Käfige gehabt hat, da hat man den Geparden halt gesehen, weil der hat keine Chance gehabt, dass er sich auch noch versteckt hat ne.“ (Techniker I, SCH & Techniker II, SCH)

Es wird ein kleiner, spezifischer *Ausschnitt* eines Ökosystems oder eines Lebensraumes gezeigt, der nur ausgewählte Dinge in den Fokus nimmt. Der Zoo zoomt quasi hinein und zeigt gut überschaubar ein (komplexitätsreduziertes) Detail einer wesentlich komplexeren (Um)Welt.

Ein Blick auf Abstand wird auch durch die modern(er)en Freiluftanlagen - wie etwa bei den Hagenbeck'schen Panoramen - evoziert. Diese Anlagen, die oftmals eine größtmögliche Annäherung an die Lebensräume versuchen, funktionieren durch versteckte Gräben, Wände und geschickte Blickführungen. Damit diese Illusion der Nähe funktionieren kann, wird mit optischen Täuschungen gearbeitet, die etwa durch eine wohldurchdachte Perspektivwahl erzeugt werden kann. Hierfür ist physischer Abstand zwischen dem Publikum, den Gehegen und den Tieren notwendig. Diese Anlagen sind technisch so geschickt gestaltet, dass sie nicht nur einen fokussierten Blick aus einer Position ermöglichen, sondern auch verschiedene Perspektiven. Dennoch bleibt es ein Blick aus der Ferne.

Dieser distanzierte Blick wird verstärkt, wenn er sich seinen Weg zusätzlich durch Glas und Zäune bahnen muss. Durch diese Art der Blickführung wird das betrachtete Tier stark exotisiert und verfremdet - gerade im Sinne von fremd machen - bzw. sie verstärkt das Fremdsein des Tieres noch einmal. Diese Betrachtungsweise suggeriert und produziert Differenz und Fremdheit. Dieser Effekt wird noch gesteigert, wenn ich von oben herab auf die Tiere schauen kann. Solche Anordnungen versucht der Zoo Zürich explizit zu umgehen, da er der Ansicht ist, dass die Tiere dann in einer ihnen unnatürlichen Weise zu den Menschen aufblickten. Jede Andeutung einer

menschlichen Überlegenheitsgeste gilt es zu vermeiden.⁶⁹ Der Blick von oben kann aber in manchen Fällen auch neue, unerwartete Einsichten hervorrufen. Dies ist etwa in dem Giraffengehege des generalsanierten Pariser Zoos *Vincennes* der Fall, bei dem mit einem Perspektivwechsel gespielt wird. Hier können die Besucher*innen sich auf Augenhöhe mit den großen Tieren bewegen, da ein Teil des Besucher*innenbereiches erhöht gebaut wurde und durch eine Glasscheibe den Blick auf die Giraffen freigibt. Wo sonst nur die Möglichkeit besteht, von unten nach oben zu schauen, ist nun die umgekehrte Blickrichtung möglich. Jetzt steht die Betrachterin auf Augenhöhe einer Giraffe gegenüber, kann ihre blaue Zunge, die großen gelben Zähne und ihre zwei Hörner studieren.

Ähnliche Inszenierungen und Effekte ergeben sich auch bei Anlagen mit großen Glasfronten. Im Zürcher *Exotarium*, in direkter Nachbarschaft zu den Pinguinen, sind mehrere Gehege wie Schaukästen nebeneinander angeordnet. Es ist ein Blick von außen *in* einen Behälter hinein. Betrachtet wird Exotisches, Fremdartiges, Lustiges oder auch Bedrohliches und Unheimliches. Die Besucher*innen können wie bei einem Schaufensterbummel den Gang abschreiten und nacheinander in den verschiedenen „Schaufenstern“⁷⁰ die „Auslagen“ betrachten. Diese Praktiken erinnern an das Promenieren in den Passagen und vor den Schaufenstern der Kaufhäuser, wie es sich im 19. Jahrhundert herausbildete. Anstatt der Konsumartikel sind hier Kannincheneulen, Tapire, Viscachas und Ameisenbären wie Waren zu bestaunen.

Gänzlich wie ein Schaufenster wirkt das Tierhaus der Zebras in Schönbrunn. Das historische Gebäude, in Schönbrunner Gelb gestrichen, zeigt nach vorn hin zur Freianlage und zur Rotunde des Pavillons. Auf seiner Hinterseite können die Zebras, wenn sie sich drinnen befinden, durch eine große Scheibe wie in einem Ladenfenster betrachtet werden.

Daneben ist das Affenhaus ein besonders schönes und hervorstechendes Beispiel. Dieses ebenfalls historische Gebäude besteht aus einem großen, hellen, fast ausschließlich in Weiß gehaltenen Raum, in den Tageslicht durch oben und seitlich liegende Fenster weich hineinfällt. Eine schlichte Glaswand, die fast die gesamte Seite einnimmt und hinter der seltene Bärenstummelaffen leben, befindet sich auf der einen

⁶⁹ Auch in Zürich ist diese Devise nicht konsequent umgesetzt. Es stellt sich auch die Frage, inwieweit dies möglich ist und ob dies für alle Gattungen auf gleiche Weise gilt.

⁷⁰ Die Parallele zu Warenhäusern und Schaufenstern und der dazugehörigen Praktik des Flanierens und Sehens zeigt Wessely (2008b) auf.

Seite des Raumes. Auf der gegenüberliegenden Seite reihen sich deckenhohe Fenster mit Halbbögen aneinander. Sie gleichen ebenfalls einer Schaufenstergalerie, in der Lemuren und Totenkopffäffchen wie Waren präsentiert und konsumiert werden können.

Distanz und Verfremdung

Große, raumgreifende Gehege mit einer immensen Glasfront wie Aquarien und Terrarien sind faszinierende Anlagen, bei denen das Prinzip der Verfremdung auf eine besondere Art und Weise greift. Die Pinguin-Innenanlagen in Zürich und Schönbrunn bieten ein anschauliches Beispiel. Beide Anlagen weisen Parallelen in der Gestaltung und in den Inszenierungsweisen auf, so dass Zürich hier für beide exemplarisch fungieren kann.

In Zürich befinden sich die Königspinguine im unteren Geschoss des *Exotariums*. Sobald ich eintrete, sehe ich Aquarien⁷¹ in verschiedensten Größen, mit unterschiedlichsten Lebewesen. Der Raum ist abgedunkelt, es dringt nur wenig Tageslicht durch die Eingangstür hinein. Die Aquarien schimmern von innen heraus in Blau, Türkis und Dunkelgrün, manche auch in fahl-weißem Licht. Die Farben der Fische und Korallen leuchten intensiv in der Dunkelheit.

In einem übermannshohen, breitgestreckten Aquarium stehen die Königspinguine auf einer Felslandschaft und sehen aus, als warteten sie auf etwas oder jemanden. Sie bewegen sich wenig, erst bei Fütterungen scheint Leben in die Gruppe zu kommen. Im Wasser schwimmen sie nicht. Anders ist es, wenn im Winter die Königspinguine auf die Freianlage kommen und die Humboldtpinguine die Innenanlage bevölkern. Im Gegensatz zu den bewegungsarmen Königspinguinen schwimmen die kleineren Humboldtpinguine zügig durch das Wasser, tauchen und kommen der Scheibe und somit den Zuschauer*innen ganz nah.

Die Felsen sind in türkisblaues Wasser getaucht; um sie herum sind die Wände weiß. Es ist eine karge Umgebung, ohne Dekoration, ohne Pflanzen. Die Pinguine werden von Leuchtstoffröhren, die verdeckt an den Glasscheiben angebracht sind, angeleuchtet; natürliches Licht dringt nur von oben durch ein Dachfenster herein. Hinter ihnen ist auf einer weißen Wand ein orange-roter Kreis aufgemalt - eine leblose Sonne in einer nüchternen, kahlen, fast sterilen Landschaft.

⁷¹ Der Besuch der Aquarien im Exotarium fand vor der Umgestaltung 2016 (Zoo Zürich 2017b) statt.

Diese Szenerie hat eine spezifische Ästhetik, die in mir das Gefühl von Exotik und Andersartigkeit bzw. Fremdsein weckt:

Die Glasscheiben sind in Metall eingefasst, sie bilden den Rahmen, der die Szenerie wie ein Bild umschließt. Die kühle Neonbeleuchtung kommt als Spot von oben, durch das klare, helle Weiß wirkt das Wasser gletscherblau und erzeugt eine kühle Stimmung, wie ich sie mir in einer Eislandschaft vorstelle. Die Dunkelheit, die die Aquarien umschließt, lässt die Farben noch kräftiger wirken und lenkt den Blick auf die Tiere.

Diese Anlagen erinnern an ein Diorama oder an eine Theaterbühne. Sie wirken wie Monitore oder Fernseher, in denen die Bilder lebendig werden. Um diese Analogie zu vervollständigen, stehen vor den Scheiben Stühle, so dass sich die Besucher*innen setzen können, ganz wie in einem Kunstmuseum oder vor den Fernseher.

Als Betrachterin stehe ich frontal vor dem Aquarium und schaue direkt in die Anlage hinein. Die ganze Szenerie wirkt schon durch die strenge Blickführung sehr unreal, ja fantastisch. Diese saubere, steril wirkende Welt gleicht einem Labor hinter Glas, dass mir so fern ist wie der ursprüngliche Lebensraum dieser Pinguine, die Antarktis selbst. Ich werde diese Lebenswelt nie teilen können, da ich den Temperaturen nicht gewachsen bin und das Wasser, das ein wichtiger Bestandteil ihres Lebens ist, nie mein Lebensraum sein wird.

Es ist also ein doppelter Distanzierungs- und Verfremdungseffekt, den dieses Aquarium evoziert: Es zeigt mir eine Welt, die ich nie vollständig erfahren kann. Und es zeigt mir diese Welt in einer Inszenierung wie ein Monitor, hinter Glas. Lediglich meine Augen fungieren als Rezeptionsorgane; Gerüche, Geräusche und Temperaturen sind nicht erlebbar.⁷²

Ähnlich funktioniert das 1959 eröffnete Menschenaffenhaus. Der 2007 komplett erneuerte Besucher*innenraum besitzt Eigenschaften, die das Gefühl hervorrufen, sich in einem Kinosaal oder in einem Theater zu befinden. Auf langen Sitzbänken können Erwachsene und Kinder Platz nehmen und auf die große Fensterfront schauen, die ihnen einen freien Blick auf eine Gorillafamilie ermöglicht. Das Gehege ist nicht ganz so minimalistisch gestaltet wie das der Pinguine, aber dennoch lässt sich der Pragmatismus der 1960er und 1970er Jahre erkennen - es sollte vor allen Dingen hygienisch und gut zu reinigen sein. Auf dem Boden liegen Stroh und Holzschnitzel wie

⁷² Erst im weiteren Verlauf des Projektes konnte ich im Rahmen eines Volontariats die Anlage der Königspinguine von innen näher kennenlernen. So erfuhr ich, welche Laute die Pinguine machen, welcher beißenden Geruch der Vogelkot verbreitet und wie kalt es in diesem Bereich ist.

Rindenmulch auf einem Gartenbeet; im Raum sind nackte Holzstämme, lange Äste und Seile zu einem großen Klettergerüst aufgebaut, an dem sich die Gorillas entlanghangeln können. Hier sorgen einzelne, unempfindliche Pflanzen für das notwendige (Alibi)Grün. Auch hier liegt der Publikumsbereich in einem diffusen Licht, der Raum wird nur durch wenige Lampen punktuell erhellt. Das Tageslicht scheint von oben auf die Gorillas herab, die sich somit im Rampenlicht und im Fokus der Zuschauer*innen befinden. Die Sitzbänke werden von vielen Familien und Kindergruppen als Picknickgelegenheit genutzt. Von hier aus lassen sich die Tiere gut beobachten, so dass auch Maler*innen und Kunststudent*innen hier ihre Studien machen oder Studierende der Verhaltensbiologie Experimente mit den Tieren beobachten können. Bei diesem Gehege ist ebenfalls alles auf das externe, aus der Distanz stattfindende Beobachten ausgerichtet.

Optische Effekte

Die Anlagen sehen im Detail durchkomponiert und arrangiert aus. Überall im Zoo treffe ich auf diese „Rahmungen“, diese gerahmten Blicke, mit denen die Tiere wie in lebendigen Bildern inszeniert werden. Dieser Effekt ergibt sich nicht nur bei Glaskästen und Schaufenstern, sondern auch bei den natürlichen Materialien, die so häufig im Zoo verwendet werden. Beim sibirischen Tiger wird aus Ästen, Drahtgittern und Tarnnetzen ein quadratischer Einblick konstruiert. Im *Afrikahaus* bilden rohe Stämme unterschiedlicher Höhe quadratische Ausschnitte, die wie ein hölzerner Rahmen das Tier einfassen. Hier wird kaum künstliches Licht eingesetzt; durch Fenster an einer Gebäudeseite dringt Tageslicht hinein, und durch kreisrunde Deckenfenster beleuchtet das Tageslicht wie ein Scheinwerferspot auf einer Theaterbühne die Gehege und die Tiere darin.

Der bewusste und wohldurchdachte Einsatz von (Tages-)Licht und Schatten ist bei der Gehegegestaltung auffällig, denn hierdurch lassen sich besondere Effekte erzielen, die die Rezeption des Gesehenen beeinflussen.

„Licht beeinflusst die Raumwahrnehmung dadurch auch, dass wie ich es empfinde. Wie ich einen Raum aufnehme, wie ich ihn erlebe, ob ich mich wohlfühle oder nicht wohlfühle.“ (Architekt, ZH)

Ein Sujet tritt stärker hervor, wenn es in einer lichtarmen Umgebung präsentiert wird, denn Schwarz absorbiert Licht und lässt die Farben stärker zur Geltung kommen. Durch direktes Beleuchten des Sujets wird dieser Effekt noch verstärkt.⁷³

Ein wiederkehrender Topos, der in verschiedenen Zoos zu finden ist, sind aus Holz und Stein gebaute Areale, Felshöhlen und Unterständen nachempfunden. Hiermit werden manchmal Eingänge oder Übergänge und Passagen inszeniert und unterstrichen. Oder sie dienen als Bereiche, von denen aus das Publikum die Tiere beobachten kann. Der Zuschauerraum wird als spezifischer (Natur)Raum inszeniert. Der Bruch zwischen Licht und Schatten, dem die Besucher*innen beim Gehen und Sehen unterworfen sind, erzeugt Aufmerksamkeit.

Es gibt speziell konstruierte Einblicke, die eine ungewöhnliche, unerwartete Sicht auf die Tiere ermöglichen. In Schönbrunn kann ich durch einen Blick nach oben die schattigen Umrisse der ruhenden Löwen sehen, da einer ihrer Liegeplätze mit Glasscheiben versehen ist. Ebenfalls in Schönbrunn, im Regenwaldhaus, fordert ein Schild mit den Worten „HALLO!!!!!! SCHAU' MAL RAUF! WIR SIND HIER OBEN!“ dazu auf, den Bauch der Tigerpython zu betrachten, die sich auf einer durchsichtigen Scheibe liegend über meinem Kopf befindet. Ähnlich besondere Einblicke sollen Hochstände erzeugen, die bei den Wölfen sowohl in Schönbrunn als auch in Zürich stehen. Durch rechteckige Ausschnitte in verschiedenen Höhen kann ich in das Revier der Wölfe schauen. In Zürich sehe ich die Wölfe auf einem ihrer Ruheplätze schlafen, in Schönbrunn streifen sie durch ihr Gehege. In beiden Fällen ist es ein Blick aus erhöhter Position, der bessere Beobachtung und einen Überblick über das Revier ermöglicht; mir drängt sich die Assoziation einer Jagd auf.

Blick zurück

Bei diesen Einsichten in die Gehege wird mir eines immer wieder bewusst: Es gibt nicht nur den menschlichen Blick auf das Tier, sondern es scheint, als käme auch ein Blick zurück. Am augenscheinlichsten ist dies bei den Primaten der Fall, die teilweise stark mit dem Publikum interagieren und kommunizieren. Auch andere Lebewesen treten immer wieder in Kontakt mit den Zuschauer*innen:

⁷³ Dunkelheit im Publikumsraum wirkt sich zudem auf die anderen Sinne der Besuchenden aus. Geräusche werden besser wahrgenommen, der Geruchssinn schärft sich.

Ein faszinierendes Beispiel erlebe ich bei den Seehunden in Zürich. Durch drei große, bullaugenförmige Fenster kann ich in das grau-kühle Becken der Seehunde schauen. Ein Seehund schwimmt direkt an den Scheiben vorbei, Sekunden später ein zweiter. Sie drehen ihre Runden im Becken und tauchen regelmäßig an den Fenstern auf. Plötzlich stoppt eines der Tiere vor dem Fenster und schaut in meine Richtung. Ich habe das Gefühl, dass das Tier mich direkt ansieht. Mit der Zeit kommen zwei weitere Seehunde hinzu, die ebenfalls neugierig durch die Scheibe schauen, dann wieder abtauchen, wegschwimmen und zurückkommen. Mittlerweile haben sich mehrere Kinder und Erwachsene zu mir an die Fenster gestellt; ich trete zurück und beobachte die Szene aus einiger Entfernung. Es scheint, als agierten Seehunde und Publikum *miteinander* - beide Seiten blicken „neugierig“ auf die anderen, fremden Wesen. Es scheint auch, als spielten die Seehunde *für* das menschliche Publikum - wenn sie Pirouetten drehen, wegschwimmen (als versteckten sie sich) und dann blitzartig zurückkehren.

5.3.3. Paradoxon von Nähe und Distanz

In der Zoogestaltung scheint es ein unüberbrückbares Paradoxon zu geben. Die Zoos versuchen eine möglichst große Nähe zwischen Menschen und Tieren aufzubauen, diese zu simulieren oder zu suggerieren. Zunächst scheint dies auch zu funktionieren. Insbesondere durch Materialien wie Glas ist auch ein ungestörter, extrem naher Blick auf das Tier möglich. Andere Gestaltungs- und Inszenierungsweisen ermöglichen es, die Distanz vergessen zu lassen. Diese Nähe entpuppt sich aber als illusorisch, und all die geschickten Inszenierungsweisen und Vorrichtungen erzeugen eine noch größere Differenz und Entfernung bzw. verstärken diese konstitutive Distanz, die schon immer existierte, nie überwunden wurde und auch hier im Zoo kaum überbrückbar scheint. Dieses Paradoxon ist ein konstitutives Element des Zoos als Heterotopie, die auch durch die Vereinbarung des Unvereinbaren charakterisiert ist.

Die Auflösung dieses Paradoxons versuchen die Immersionsgehege, in die die Besucher*innen hineintauchen sollen, sich fühlen sollen, als ob sie direkt mittendrin wären. Es schiebt sich kein Glas und kein Gitter mehr zwischen sie und die Tiere. Der Blick kann frei umherschweifen. Mit dem *Masoala Regenwald* versucht der Zoo Zürich, diese Idee zu realisieren und verschreibt sich im Rahmen dieses Projektes gänzlich dem Immersionsgedanken. Hier wird dieses Erlebnis in eine neue Dimension gebracht.

5.4. Welcome to the Jungle! Eine grüne Hölle im Zoo

„[Wir] wollten ... nicht Häuser oder Hallen bauen, sondern einen Naturbotschafter, der ein
Zwillingsprojekt hat, das Masoala Nationalpark heißt.“
(Kurator, ZH)

„Es war, ich finde, eine sehr, sehr mutige Geschichte gewesen, die Tiere jetzt nicht in den Vordergrund zu [stellen], sondern den Lebensraum. Natürlich muss man das über das Erlebnis machen, das geht auch nur über das Erlebnis ja. Weiß ich warum, weil sonst kann man gleich irgendwie eine Betonhalle machen und drauf schreiben Regenwald ne. Weil dann muss man den Regenwald spüren und merken und sehen ja. Und das ist ein Zoo, da ist wirklich im Vordergrund [...] eigentlich zu sagen ‚Ok, ich zeige sehr viel Natur mit ein bisschen Tier net.‘ Schon auch einige klare Anlagen, wo sich der Mensch anhalten kann, das braucht er ja auch. [...] Man wollte wirklich so sagen ‚Ok, Regenwald.‘ Dass man diese Idee Regenwald, ‚Was passiert dort? Warum ist das so wichtig?‘ einfach transportieren kann ja. [...] und den Leuten einfach ein bisschen erzählen, [...] warum bauen wir da jetzt nicht wieder eine große Halle mit irgendwelchen Tieren drinnen, sondern eine Halle, die halt wirklich in sich ein Lebensraum ist. Also eine Anlage ne, die von verschiedenen Tieren bewohnt wird. Und ich glaube schon, dass die Leute da irgendwas spüren, wenn sie drinnen sind ja.“
(Zool. Abteilungsleiter, SCH)

5.4.1. Ein Regenwald auf dem Zürichberg

Zwei Wege führen in den *Masoala Regenwald*⁷⁴ des Zürcher Zoos: Über einen Nebeneingang landen die Zoobesucher*innen zuerst in einem Merchandising-Bereich nebst madagassisch inspiriertem Restaurant. Durch eine automatische Tür gelangen sie dann in die Regenwaldhalle. Nutzen sie dagegen den Haupteingang des Zoos, passieren sie auf dem Weg erst noch einige andere Lebensraumsinszenierungen: das *Selenga*-Feuchtgebiet mit zahlreichen Wasservögeln, das afrikanische Gebirge *Semien* und die Elefantenanlage *Kaeng Krachan*. Ein Schild über dem Eingang eines düsteren Tunnels, der quasi ins Erdinnere führt, verspricht Zugang zum *Masoala Regenwald*. Auf dem Zooplan finde ich gesondert eine kleine Karte für die Halle: Sie zeigt und verortet

⁷⁴ Dies ist die offizielle Bezeichnung des Zoo Zürich. Die Bezeichnung „Masoala-Halle“ verwendet der Zoo explizit nicht. Ich werde im Folgenden von Masoala-Halle, Regenwaldhalle oder auch Ökosystemhalle sprechen.

die Tierarten und wesentliche Orientierungspunkte wie etwa einen Aussichtsturm und ein *Forschercamp*.

Ich wähle den Tunneleingang und es dauert einen Moment, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben. Nur vereinzelt fällt Licht durch große Röhren in der Decke und simuliert damit das schummrige Dschungellicht. Die Stimmen und Schritte sind gedämpft, an warmen Sommertagen ist es hier merklich kühler als außerhalb. Sobald sich die Augen an die Lichtverhältnisse angepasst haben, sind große, bunte Alltagsfotos und beleuchtete Infotafeln zur Masoala-Halbinsel zu erkennen.

Durch eine schwere doppelflügelige Metalltür trete ich in das Innere der Halle. In Jahreszeiten mit kühleren Temperaturen beschlagen sogleich die Brillengläser und Kameraobjektive. Dagegen helfen Brillenföhne vor der Eingangstür. Die Temperaturen in der Halle sind auch von dem lokalen Wetter in Zürich abhängig und changieren deshalb zwischen ca. 20°C und 30°C. Direkt unter dem Hallendach können weitaus höhere Temperaturen herrschen. Der Zoo wirbt mit diesen tropischen Temperaturen und generiert sich als Zufluchtsstätte für Menschen, die dem Schweizer Winter entfliehen wollen - ein Plakat zeigt einen sehr entspannt im Geäst hängenden Roten Vari, mit der Botschaft „Zürich im Dezember: Schön, 28 Grad.“

Die warm-feuchte Luft schlägt mir entgegen, ein süßlich-warmer Geruch nach Erde, Blättern, Zersetzung, Chlorophyll und verdunstendem Wasser steigt in die Nase. Nach wenigen Minuten hat die Wärme den gesamten Körper durchdrungen, so dass ich die wärmende Jacke ausziehen muss. Im Sommer sind die Temperaturunterschiede zwischen dem Zürcher und dem „madagassischen“ Klima nicht so gravierend. Dann ist es eher die hohe Luftfeuchtigkeit, die den an mitteleuropäisches Klima gewöhnten Besucher*innen zu schaffen machen kann.

Schon kurz nach dem Betreten der Halle weist mich ein Holzschild, in Grün und Braun gehalten, darauf hin, dass ich mich im „PARC NATIONAL MASOALA“ befinde und informiert mich in vier Sprachen auf Malagasy, Französisch, Englisch und Deutsch über die Verhaltensregeln im Park. „Wege nicht verlassen. Keine Tiere füttern. Pflanzen nicht beschädigen. Genießen Sie ihren Aufenthalt im Park!“ Sogleich sehe ich das Grün in verschiedensten Nuancen, das sich erst nach und nach zu einer Fülle an Pflanzen ausdifferenziert. Viele unter ihnen - wie etwa der Ficus Benjamina, der Drachenbaum, verschiedene Arten von Orchideen, Palmen und Farne - sind beliebte Zimmerpflanzen.

Mein Blick wandert an manch riesigen Bäumen nach oben. Mir wird zum ersten Mal die Größe der Halle bewusst: Mit einer Höhe von 30 m und einer Fläche von 11.000 qm ist sie eine der größten Ökosystemhallen in einem europäischen Zoo. Die Maßstäbe scheinen sich hier zu verlieren: Das Dach der Halle, dass aus einer speziellen licht- und UV-durchlässigen Folie besteht, tritt stark in den Hintergrund und ist kaum wahrnehmbar. Die Haupt- und Nebenwege, die sich durch das Gebäude schlängeln, wie auch die Pflanzen sind so angelegt, dass sich Sichtachsen ergeben und die Besucher*innen einander nicht sehen können. So werden einerseits im Auge der Betrachter gewisse Raumtiefen erzeugt und andererseits verschwimmen die Dimensionen.

Erst wer die Wendeltreppe eines der zwei metallenen Gittertürme besteigt, zwischen denen sich brückenartig der sogenannte *Baumkronenpfad* spannt, kann die Halle in ihrer gesamten Größe überblicken. Von Stufe zu Stufe scheint die Luft noch stickiger, noch wärmer zu werden. Mit dem Aufstieg verändert sich auch das Licht, je höher ich steige, desto heller scheint es. Oben angelangt kann ich den Blick über die Baumwipfel schweifen lassen. Nicht weit entfernt hängt ein Futterkorb aus grünem Draht, an dem die Flughunde nicht nur fressen, sondern auch gerne pausieren. Vögel fliegen auf Augenhöhe durch die Halle, hin und wieder lässt sich ein Roter Vari bei seinen weiten Sprüngen von Baumkrone zu Baumkrone oder auf einen Metallträger unter dem Dach beobachten. Nicht nur die findigen Lemuren, sondern auch einige Hammerkopf-Vögel eignen sich die menschliche Architektur für ihre Zwecke an und bauen auf den Trägern der Hallenkonstruktion ihre Nester.

Auch am Boden lassen sich zahlreiche Tiere beobachten. Die für ihre Farbwechsel bekannten Pantherchamäleons, auf die mich schon am Eingang ein gelbes Schild mit dem Hinweis „CAMÉLÉON CROSSING“ hingewiesen hat, sitzen so nah auf einem Busch, dass ich nur meinen Arm ausstrecken müsste, um sie zu berühren. Die Möglichkeit, ein Tier zu berühren, steht immer im Raum. Anders bei den Pflanzen, deren Blätter oder Rinde oft heimlich, in einer kurzen Bewegung betastet werden können.

An Baumstämmen huschen grüne Taggeckos entlang; auf einem der zwei Seen stakst ein kleines Blatthuhn langbeinig über den grünen Wassersalat, der fast die gesamte Wasseroberfläche bedeckt. Es kann sogar passieren, dass ein zotteliger Mähnenibis den Besucherweg kreuzt. Die unauffälligen Abgrenzungen aus niedrigen Holzpflocken und Naturseilen tragen dazu bei, dass die Grenzen zwischen dem Publikum und der

zoologischen Anlage zu verschwimmen scheinen. So entsteht die Illusion, dass Menschen, Pflanzen und Tiere zeitweilig einen Lebens-Raum teilen.

Nicht nur die visuelle, auch die auditive Wahrnehmung spielt in der Masoalahalle eine wichtige Rolle: Permanentes Vogelgezwitscher vermischt sich mit Besucher*innenstimmen, durchdringendem Kindergeschrei, dem Rauschen eines Wasserfalls⁷⁵ in einiger Entfernung und lauten, diffusen Tierrufen. Dieses Geräuschkonglomerat legt sich als omnipräsenter Klangteppich über den Raum, so dass es nach einigen Minuten zwar nicht mehr bewusst wahrgenommen wird, im Hintergrund aber stets präsent bleibt.

Auch wenn die Halle explizit so konzipiert ist, dass möglichst keine menschlichen Spuren für das Publikum wahrnehmbar sind, so gehören doch menschliche Artefakte zur zoologischen Inszenierung: An einem Seeufer liegen zwei kanuähnliche Holzboote und erwecken den Eindruck, als seien ihre Besitzer nur mal eben kurz an Land gegangen und kehrten gleich zurück. Am Rande des Hauptbesucherweges ist eine schlichte Wetterstation installiert, an der Luftfeuchtigkeit und Temperatur abgelesen werden können. Ab und an lädt eine hölzerne Bank, scheinbar von Wind und Wetter mitgeformt, zum Verweilen ein. Einige Schritte weiter steht das hölzerne *Betsimisaraka-Häuschen*⁷⁶, das eigens aus Madagaskar importiert und in Zürich wiederaufgebaut wurde. Es soll mit seinem Interieur aus Holzregalen, Küchengeschirr, Töpfen und geflochtenen Körben ein typisch madagassisches Wohnhaus darstellen, in das die Besucher*innen einen neugierigen, fast voyeuristischen Blick werfen können. Ein Stück weiter zweigt ein kleiner Pfad vom Hauptweg ab und führt geradewegs zu einem *Forschercamp*. Die Holzhütte inszeniert eine Forschungsstation mit Landkarten, Ferngläsern, Beobachtungsprotokollen, Feldflaschen und Schlafsack. Diese Installation suggeriert den Zoobesucher*innen, sie könnten in die Forscherrolle schlüpfen und die Flora und Fauna Madagaskars erkunden und untersuchen.

Fast am Ende des Weges, etwas versteckt, findet sich die *Mora-Mora Bar* - ein Apéroplatz mit Stehtischen, einem Barhäuschen aus Holz und Stroh. Die Bar ist immer sonntags und zu besonderen Anlässen wie beispielsweise Hochzeiten geöffnet. Hier

⁷⁵ Der Wasserfall wird täglich vor der Hallenöffnung an- und bei Schließung wieder ausgeschaltet. Damit das Wasser in einer gewissen Lautstärke rauscht, benötigt es eine bestimmte Menge Wasser. Da es aber Beschwerden der Anwohner*innen gab, dass es in der Nacht zu laut sei, muss während der Nacht weniger Wasser fließen.

⁷⁶ Die Betsimisaraka sind nach den Merina die zweitgrößte Bevölkerungsgruppe Madagaskars (Shoup 2011: 181).

können die Feier-Gesellschaften im tropischen Ambiente spezielle Cocktails und Snacks zu sich nehmen.

Schließlich gelange ich an eine Weggabelung, an der mir ein Schild den Weg ins Informationszentrum weist und ein anderes in das Zoorestaurant und den Shop:

Ich verlasse die zoologische Anlage und betrete das Informationszentrum. Der feuchtwarme, von Geräuschen erfüllte Regenwald entlässt mich in einen großen, dunklen Raum, der nur durch Lichtspots gezielt beleuchtet wird. Ich höre gedämpfte Stimmen, die ich nicht genau verstehe, weder welche Sprache sie sprechen noch worüber sie reden. Daneben meine ich Meeresrauschen und Tierstimmen vernehmen zu können. Zunächst bin ich irritiert, woher die Stimmen und Geräusche kommen, entdecke dann nach ein paar Minuten, dass es sich wohl um eine Art Hörspiel handelt, das im gesamten Raum als Dauerschleife abgespielt wird.

In seiner gesamten Reduziertheit, der vergleichswisen Ruhe, der Dunkelheit und der punktuellen Beleuchtung bildet dieser Raum einen harten Gegensatz zum Inneren des *Masoala Regenwaldes*, mit seinem üppigen, überbordenden Grün, dem schier endlosen Licht und den mehr oder weniger lautstarken Äußerungen der Menschen und Tiere.

Das Zentrum stellt seinen didaktischen Anspruch breit auf: Beleuchtete Texttafeln und Bilder an schwarzen Wänden informieren über Geschichte, Kultur und Alltagsleben Madagaskars. Einen Schwerpunkt der Ausstellung bildet der Natur- und Artenschutz: Im Angebot sind u.a. Informationen zur Kooperation des Masoala Nationalparks mit dem Zürcher Zoo und ein Film des Schweizerischen Rundfunks (SRF), auf dem Kinoschild als Actionthriller angekündigt, mit dem Titel „Kein Stolz auf Rosenholz“⁷⁷, in dem der Kurator Martin Bauert die illegale Abholzung von Tropenhölzern thematisiert. Ein Häuschen - ein „typisch“ regionaler Kiosk mit verschiedenen Waren wie Reis und Konserven - soll mit den entsprechenden Erklärungen über die wirtschaftliche und soziale Situation aufklären. Lebensgroße Plastiken erinnern an ausgestorbene madagassische Fauna: an den Elefantenvogel und an den Riesenlemuren. Neben diesen „künstlichen“ Tieren werden auch lebendige Tomatenfrösche, eine Hundskopfkobra und - in einem großen Meerwasseraquarium - exotische Fische und Korallen präsentiert.

Im angrenzenden Zooshop werden Merchandising-Artikel des Zoos und Produkte aus Madagaskar verkauft (Bücher, Kuscheltiere, Kleidung, Regenschirme, Shampoo,

⁷⁷ Dies war im Jahr 2013. Mittlerweile wurde der Film überarbeitet.

Gewürze etc.). Teile der Einnahmen fließen in Naturschutzprojekte vor Ort. Das anschließende Zoorestaurant „Masoala“ bietet Gerichte an, die - wie etwa ein Rindercurry - an die madagassische Küche erinnern sollen. Das Restaurant ist stets gut besucht und wartet mit einer Besonderheit auf: Durch ein großes, meterlanges Panoramafenster können die Restaurantbesucher*innen direkt in die Masoala-Halle blicken. Das Fenster ist so konstruiert, dass keine Spiegelungen den Blick stören. Es ist ein gerahmter Blick, ähnlich dem auf ein Diorama, bei dem das Publikum aus dem dunklen Zuschauerraum in eine hell erleuchtete Szenerie schaut. Ein Schaufenster, das einen Blick in eine fremde Welt gewährt.

Über eine lange Rampe verlasse ich die Halle. Vor dem Eingang stehen drei große Fahnenmasten mit den Flaggen der Schweiz, des Kantons Zürich und Madagaskars; sie markieren die politisch-geographischen Verortungen⁷⁸ und Verbindungen dieses Regenwaldes. Von hier draußen sehe ich die Halle zum ersten Mal beinahe als Ganzes. Sie wirkt wie ein überdimensionales Gewächshaus aus riesiger Luftpolsterfolie, ein wenig wie ein Ufo, das hier unvermittelt auf dem Berg gelandet ist.

Die hier beschriebene Masoalahalle in Zürich ist eine sehr moderne Anlage, die in der Realisierung und in der Gestaltung des Immersionskonzeptes sehr konsequent und puristisch ist. Dies wird besonders im Vergleich zum Regenwaldhaus in Schönbrunn deutlich. Zwar liegt in dieser Arbeit der Schwerpunkt auf der ersteren der beiden Hallen, aber zur besseren Nachvollziehbarkeit und um bestimmte Charakteristika, gerade im weiteren Verlauf der Arbeit herauszuarbeiten, wird das Regenwaldhaus in Wien - kürzer und weniger ausführlich, auch um Wiederholungen zu vermeiden - dargestellt und beschrieben. Die Masoalahalle bleibt dabei stets Referenzpunkt, so dass Gemeinsamkeiten und Unterschiede, Besonderheiten und sich wiederholende Phänomene herauskristallisiert werden können.

5.4.2. Wiener Winkerfrösche als Botschafter der Regenwälder

Neben dem arktischen Franz-Josefs-Land und seinen Eisbären liegt das Regenwaldhaus *Botschaft der Regenwälder*. Eine länglich-schmale, geschwungene Glaskuppel schmiegt sich an einen Hang und passt sich in die Umgebung ein. Es ruft

⁷⁸ Verortung auch als sichtbare Markierung des Halleneingangs, der für Besucher*innen sonst schwerer zu finden ist (Zooedukation, ZH).

Assoziationen an Palmenhäuser hervor, von denen ein besonders schönes Exemplar im Schönbrunner Schlosspark ganz in der Nähe des Tiergartens steht.

Gleich neben dem Eingang nennt ein großes Schild die Sponsoren, bei denen sich der Tiergarten bedankt. Über dem Eingang bedeutet mir eine elektronische Anzeige, dass hier tropisches Klima herrscht: Lufttemperatur 28 Grad, 80 Prozent Luftfeuchtigkeit. An der automatischen Eingangstür mahnen Schilder, sich leise zu verhalten und nicht zu rauchen, ein dritter Hinweis informiert mich über Straußwachteln, die den Weg kreuzen könnten. Ein weiteres Schild nennt mir die Fütterungszeiten für die Zwergotter und die Schützenfische. Durch die Tür gelange ich in eine Art Schleuse, in der sich ein Brillentrockner in Form eines Flugdrachens befindet. Durch eine zweite Tür trete ich in die eigentliche Anlage ein, wo ich direkt vor einem großen Aquarium mit Schützenfischen stehe. Wie im Zürcher Regenwald schlägt mir die warm-feuchte Luft mit ihrem modrig-süßlichem Duft entgegen.

Anders als in der Masoalalahalle, wo es nur einen Hauptweg gibt, muss ich mich hier sogleich entscheiden, ob ich nach rechts oder nach links abbiegen will. Welchen Weg ich auch wähle, es gibt kein Zurück, ein Schild sagt deutlich „ONE WAY“. Ich gehe links, und der Weg mündet in einen Bambussteg, der einige Meter lang über Wasser führt. Auf der linken Seite liegt ein Fluss, daneben das Ottergehege. Dort verbindet eine Klappe die Halle mit einem Außenbereich. Auf der rechten Seite dient ein größerer Teich als Habitat für allerlei große und kleinere Fische. Auch mehrere Batagurschildkröten (aus Bangladesch) leben hier, sie können das Wasser verlassen und sich auf einer Sandbank von Wärmelampen bescheinen lassen. Der Steg mutiert zu einem Weg aus Natursteinimitation, in den sich, wie in Zürich, scheinbar Abdrücke von Tieren und Pflanzen eingegraben haben. Nach einer Biegung komme ich an einem gläsernen Fahrstuhl vorbei, der die Besucher*innen direkt zur oberen Etage fährt. Er wirkt wie ein allzu offensichtlicher Fremdkörper in der inszenierten Natur.

Nach einigen Schritten erreiche ich die Fledermaushöhle. Spätestens hier hält sich nicht mehr jeder an das Einbahndiktat, einige kehren wieder um. Durch einen Vorhang aus Plastikstreifen gehe ich in die dunkle, feuchte und kalte Höhle hinein. Die sparsame Beleuchtung lässt den Weg nach draußen nur erahnen. Es riecht stark nach Ammoniak. Immer wieder fliegen dicht über und neben mir die Fledermäuse vorbei. Die meisten Besucher*innen durchqueren zügig die Höhle, wenige bleiben für längere Zeit stehen. Hat man aber seine Scheu überwunden und sich an den Geruch und die Dunkelheit

gewöhnt, dann ist es ein eindruckliches Erlebnis. Nur der hohe Geräuschpegel in der Höhle irritiert, vor allem jüngere Besucher*innen bemänteln mit lautem Rufen und Lachen ihr Unbehagen am situativen Ausgeliefertsein: Die unkalkulierbaren Flugbewegungen der Fledermäuse im Halbdunkel machen die Begegnungen unbehaglich, ja bedrohlich.

Nach Verlassen der Höhle passiere ich einen kleinen Wasserfall und lande wieder am Eingang, am Aquarium der Schützenfische. Diesmal folge ich dem rechten Abzweig und komme an der Futterküche vorbei, durch deren Fenster die Pfleger*innen bei der Arbeit beobachten werden können. Hier laufen die am Eingang angekündigten Straußwachteln frei umher. Sie scheinen keine Scheu vor den Gästen zu haben, zeigen zumindest kein Interesse an ihnen. An dieser Stelle soll täglich gegen 14 Uhr ein tropisches Gewitter mit Nebelschwaden und Donner niedergehen. Aber ein handgeschriebener Zettel informiert darüber, dass sich die Zeit aus technischen Gründen verschoben hat und es nun zwischen 14.10 Uhr und 14.30 Uhr gewittern wird. Ich passiere das Gehege mit Streifenhörnchen und das Terrarium der Winkerfrösche, spezifische Regenwaldbewohner. Ein künstlicher „Baumriese“, die immense Nachbildung eines ausgehöhlten Baumstammes, verbindet die untere Besucher*innenebene mit einem höher gelegenen Punkt der dortigen Tigerpythonanlage. Betrete ich diesen Baum durch einen Einlass, kann ich mit Blick nach oben direkt auf den Bauch einer Riesenschlange schauen, die dort auf einer Glasscheibe liegt. Eine Aussparung an der Seite des Baumstammes gewährt einen Einblick in das gesamte Pythongehege. Die Möblierung dieser Anlage mit Kunstfelsen, Holzstämmen und ein paar Farnen ist spartanisch. Verlasse ich den Baumstamm durch den Auslass gegenüber, blicke ich linker Hand auf die Rückwand des Geheges, die mit einer illusionistischen Malerei in kräftigen Farben geschmückt ist ⁷⁹. Sie zeigt einen schwarz-weißen Rhinocerosvogel mit seinem markanten Horn auf dem bunten Schnabel; der Vogel hockt - von Lianen malerisch umgeben - im Geäst eines Regenwaldbaumes.

Am Fuße dieses Baumriesen beginnt eine große Holzstiege, über die ich in die obere Ebene gelange. Je höher ich hinaufsteige, desto lichter werden die Pflanzen und desto heller wird das Licht. Auf halber Strecke führt eine kleine Abbiegung zu einer Art

⁷⁹ Solche Malereien finden sich an mehreren Orten, etwa auch im Pandahaus des Tiergartens und sind manchen Zoofachleuten heute eher ein Dorn im Auge: „Diese illusionistische Malerei, das mag irgendjemand mögen oder so, aber das ist ganz grässlich.“ (Techniker II, SCH)

Ausguck bzw. einem Baumhaus; von hier aus blicke ich in den Blätterwald hinein, sehe aber auch die naheliegende Außenwand. Das Dach ist hier aus Glas und nicht aus Folie gefertigt; bei den teils sehr kurzen Distanzen wäre eine Folie (wohl) zu auffällig gewesen.

Da das Wiener Regenwaldhaus recht schmal und erheblich kleiner ist als die Zürcher Masoalaha, sind die Maßstäbe und Außengrenzen hier wesentlich besser wahrnehmbar: Die Gebäudefront ist nicht komplett hinter Pflanzen versteckt, die Wegführung geht stellenweise direkt an ihr entlang; ich habe weniger das Gefühl, mich hier zu verlieren oder nicht zu wissen, an welchem Punkt ich mich befinde. Das Gebäude selbst ist in seiner Materialität wesentlich präsenter und verschwindet nicht so stark durch die Inszenierungsweise. Auch das Cross-viewing lässt sich aufgrund der Raumsituation nicht strikt vermeiden. An mehreren Orten in dem Haus ist es möglich, andere Gäste über verschiedene Blickachsen zu sehen.

In der ersten Etage bin ich stärker von tropischem Dschungeldickicht umgeben, teilweise bieten sich mir aber auch Ausblicke von oben in den Raum hinein. Durch die Pflanzen kann ich hier und da Futterplätze und Käfige auf einer Zwischenebene ausmachen, die für das Publikum unzugänglich ist. Vereinzelt Wassertränken sind zwischen den Bäumen auf Augenhöhe der Besucher*innen platziert, so dass die Vögel gut beobachtet werden können. Am Dach in der Mitte der Halle hängt eine Gruppe großer Flughunde, die von UV-Lampen bestrahlt werden - das Glasdach lässt die für das Überleben der Tiere unerlässlichen UV-Strahlen der Sonne kaum durch. An schmalen Bambusstecken ist Obst für die Flughunde angebracht. Eine große Tafel gibt mir einen Überblick über die Tierarten, die ich von der Aussichtsplattform beobachten kann.

Anders als in Zürich hängen überall im Regenwaldhaus Infoschilder zur Fauna und Flora: mir fallen eine Rafflesia mit gigantischer Blüte oder Nutzpflanzen wie Ingwer und Vanille besonders auf. In Nischen und Ecken stehen archaische Skulpturen; sie sind bornesischer oder südostasiatischer Kunst nachempfunden und dienen (wohl) zu Dekozwecken. Beschriftungen oder weitere Erklärungen zu diesen Skulpturen fehlen. Auch in der oberen Etage befinden sich verschiedene Kleingehege mit Fidschilegnen, Fröschen und Kaulquappen. Direkt nebenan, in einem „interaktiven Erlebnisbereich“, wird das Publikum durch Spiele, Modelle und kurze Filme über Froscharten, verschiedene Forschungsprojekte und die weltweite Bedrohung von Amphibien

informiert. Spezifische Informationen zu den Winkerfröschen können hier noch einmal abgerufen werden.

Schaut man nach dem Verlassen des Wiener Regenwaldhauses vom Hang auf die Halle herab, so ist sie gut versteckt, zwischen den Bäumen und Sträuchern eingewachsen; unauffällig fügt sie sich in die grüne Landschaft ein.

Die Einblicke in die Masoalahalle und in das Regenwaldhaus zeigen, mit welchen Mitteln in immersiven Anlagen gearbeitet wird, um bestimmte Erfahrungen und spezifische Erlebnisse zu generieren. Die weiter oben unter 5.2 genannten Charakteristika von Zooanlagen und die dort geschilderten Wirk- und Inszenierungsweisen finden sich auch hier wieder.

Dabei muss unterschieden werden, *was* immersiv gestaltet wird: Handelt es sich um die konsequente Umsetzung eines komplexen Ökosystems (wie in Zürich) oder doch eher um die pragmatische Reduktion des ursprünglich intendierten Ökosystems zur einer Ansammlung von Biosphären (wie letztlich in Wien)?

Beide Hallen weisen jedenfalls dem immersiven Ansatz geschuldete Besonderheiten auf; es werden Techniken angewandt, die sich von den bisher dargestellten unterscheiden.

5.4.3. Mittendrin statt nur dabei

Architektur

Wie oben bereits angedeutet geht der Zoo in seinem sprachlichen Duktus und in seiner inhaltlichen Ausrichtung zunehmend dazu über, keine Häuser mehr für Tiere zu bauen oder die Anlagen als solches zu benennen, sondern es wird von Lebensräumen und Ökosystemen gesprochen:

„Zoos haben eine Vergangenheit, Zoos haben im letzten Jahrhundert Häuser gebaut und wir wollen auch in der Namensgebung eben den Schritt in eine neue Ära machen, dass es eben kein Haus oder keine Halle mehr ist, sondern das ist ein System.“ (Kurator, ZH)

Dementsprechend ändert sich auch die der Architektur zugewiesene Rolle.

Das Wiener Regenwaldhaus musste in die bereits bestehende Zooarchitektur integriert werden und nicht mit den anderen Schönbrunner Glashäusern konkurrieren. (Tiergarten Schönbrunn 2002: 68) Das Dach verläuft in drei Abstufungen kaskadenartig am Hang entlang; durch die verspiegelten Gläser nimmt es

Formen und Farben der Umgebung auf und gibt sie wieder zurück. Diese Glas-Stahl-Konstruktion nimmt sich einerseits zurück, hat aber andererseits eine Präsenz, die durch den freien Platz am Fuße der Halle unterstrichen wird. Im Inneren des Regenwaldhauses tritt die Architektur stark in Erscheinung. Die Glashülle und Stahlträger sind fast zu jeder Zeit präsent, treten nicht in den Hintergrund. In einem Raum von 1.100 qm, aufgeteilt auf mehrere Ebenen, sind diverse Kleingehege, eine Fledermaushöhle, der Mangrovensumpf, die Reisterasse, ein Panoramafahrstuhl, eine Hängebrücke und eine Ausstellung installiert. Alles scheint stark verdichtet. Ein Gefühl von Weite, das *Sich-im-Raum-Verlieren*, stellt sich hier nicht ein.

Bei der Entstehung der Masoalahalle war die Architektur von Anfang an ein wichtiges Thema. Schon beim Planungsprozess ging es darum, eine allzu große Sichtbarkeit der Halle zu vermeiden. Der ursprünglich geplante Standort (auf dem heute die neue Elefantenanlage steht) musste auf Intervention des Stadtrates geändert werden, der eventuelle Eingaben verhindern wollte, sollte die Masoalahalle als Störfaktor innerhalb des Waldgebietes errichtet werden. Deswegen musste die Anlage an einem Ort gebaut werden, an dem sie nicht von der Stadt im Tal aus gesehen werden kann; schließlich wurde die Senke einer alten Schießanlage dafür genutzt.

Die Architektur der Masoalahalle soll im Idealfall gar nicht wahrnehmbar, nicht existent sein:

„Und dann einfach die Philosophie vom Zoo, was Architektur im Zoo bedeutet. Dass es eigentlich im Zoo gar keine Architektur gibt. Und Architektur gibt es im Zoo eigentlich nur, weil es einfach vom Klima her notwendig ist.“ (Architekt, ZH)

Architektur bildet hier nur die für den Lebensraum erforderliche Hülle, soll ansonsten aber keine Rolle spielen, damit das eigentliche Hauptaugenmerk nicht verloren geht:

„Also das ist so, sehr architektonisch da rangegangen, ohne aber mit Architektur zu argumentieren, sondern eigentlich nur mit dem Erleben. Es war eigentlich immer so im Vordergrund, wie wecken wir die Sinne vom Besucher, dass er das Gefühl hat, er ist dort. [...] Ja das war eigentlich die Grundidee. Und dann einfach diese Hülle zu schaffen, die sich im Hintergrund hält und nicht selbst eine Marke wird. Sondern die Marke, das ist das was da drin ist und nicht das was außen ist.“ (Architekt, ZH)

Das Augenmerk des Publikums soll auf den Regenwald in der Halle liegen, alles andere dient dazu, den Fokus darauf zu richten:

„[...] das Zentrum ist eigentlich nur das Erlebnis hier drin [in der Halle] und alles andere unterstützt das oder ist dienend dafür. Sei es die Farbe, sei es das Licht, sei es die Akustik, sei es die Materialwahl oder die Bewegungsführung.“ (Architekt, ZH)

Die Architektur hat sich der Idee unterzuordnen.

Außenhaut

Das Foliendach, das die Hülle des Gebäudes bildet, erzeugt so wenig Schatten wie möglich im Inneren der Masoalahalle. Das Dach ist die Außengrenze, die fast wie eine „Außenhaut“ (Techniker II, SCH) das Halleninnere von dem, was sich außerhalb befindet, klar abgrenzt. Es hat dabei tatsächlich Eigenschaften und Funktionen einer „Haut“: Es schützt vor Eindringlingen und Wettereinflüssen, ist aber um einiges fragiler als Glas. So hat bereits ein Hagelschlag die äußerste Schicht beschädigt, und auch von innen kann es verletzt werden, wenn die Bäume oder der Bambuswald nicht regelmäßig gestutzt würden und einfach hindurchwachsen. Es ist ein nahezu in sich abgeschlossener Raum, ein beinahe unabhängiges Ökosystem, das aber nicht die Möglichkeit hat, sich auszubreiten, dessen Wachstum durch klare physische Grenzen und menschliches Zutun unterbunden wird. Die eindeutige Trennung zwischen Innen und Außen manifestiert sich deutlich, da die Außenwelt durch die milchig-matte Folie unkenntlich bleibt. Lediglich das Licht und diffuse Geräusche können durch sie in das Innere dringen.

Anders verhält es sich mit dem Regenwaldhaus in Schönbrunn, das sich mit seiner wesentlich geringeren Fläche, seiner Konstruktion aus Glas und Stahl und seinem Konzept sehr von der Masoalahalle unterscheidet. Aufgrund der historischen Schloss- und Gartenarchitektur und des Denkmalschutzes, galt es bestimmte bauliche Vorgaben einzuhalten, da „[...] in so einem historischen Bereich wie Schönbrunn halt ein Glashauss was Edleres ist als eine Plastikhütte [...]“ (Techniker I, SCH & Techniker II, SCH). Die starke Verdichtung von Pflanzen, Tieren und Gestaltungsmitteln auf kleinerem Raum, lässt keinen weiten Blick zu, der durch das Regenwaldhaus schweift. Der geringe Abstand zu den Glaswänden macht diese stärker wahrnehmbarer und physisch präsenter, auch wenn es „[...] eine gar nicht so unschmucke

Konstruktion [...]“ (Techniker II, SCH) ist. Der Blick stößt sich immer wieder daran, bleibt immer wieder an dieser „Außenhaut“ hängen.

Im Gegensatz zu Zürich wird die klare Trennung zwischen Innen und Außen aufgehoben, indem das Zwergottergehege durch eine Verbindung in eine Außenanlage führt. Die Begrenzung der Regenwaldanlage nach innen und eine undurchdringbare Abgrenzung nach außen werden somit aufgeweicht; die Anlage als Ganzes tritt über ihre eigentlichen Grenzen hinaus und wird außerhalb des Hauses weitergeführt.

Übergänge

„Innen“ und „Außen“ der Masoala-Regenwaldhalle sind stellenweise durch Übergangszonen und Passagen miteinander verbunden. Der mehrere Meter lange Tunnel, der in die Masoalahalle hineinführt, bildet eine solche Passage: Verborgen unter der Erde führt er die Besucher*innen in einen Vorraum, von dem aus sie durch eine große Tür in den Innenbereich der Halle gelangen. Zunächst sehen sie nur einen begrenzten Ausschnitt, da ein Felsgang den Blick ins Innere begrenzt. Erst nach ein paar Schritten befinden sie sich tatsächlich inmitten des Masoala-Regenwaldes. Mitthilfe des Tunnels wird ein langsames Übertreten in eine andere Welt inszeniert; ein Übergang, der vom Publikum nicht unbedingt als solcher bewusst wahrgenommen werden muss, sondern vielmehr unterschwellig funktionieren soll:

„Der [Tunnel] ist dunkel gehalten, also wie wenn ich so untertauche, und es gibt so eine Stimmung, es wird ruhig und es wird dunkel. Und dann hat man diese paar Oberlichter und so und diese kleinen Informationen und dann ist es auch wichtig, dass man [...] nicht einfach vom Hellen ins Helle kommt, oder. Sondern dass man dann durch diesen Tunnel hineinkommt [...], also der Tunnel ist ja dann nicht gleich abrupt in dieser Halle, sondern [...] ich habe schon Regenwald im Rücken.“ (Architekt, ZH)

Durch die spezifische reizarme Ausgestaltung - schwarze Wände, Dunkelheit, punktuelle Oberlichter, gedämpfte Geräusche, kein Hall - wird der Übergang zu einer Art „Filter“ (Architekt, ZH).

„Also das war auch noch wichtig, [...] dass man die Sinneseindrücke auch unterstützt oder, mit akustischen also mit dem Wasser hier und mit dem Dumpfen und der Dumpfheit im Tunnel.“ (Architekt, ZH)

Die Besuchenden sollen ein geistiges und körperliches Reset erleben, um die kommende Erfahrung in der Regenwaldhalle adäquat, in von Zoo und Architekten intendierter Art und Weise, erleben und genießen zu können.

Beim Schönbrunner Regenwaldhaus verläuft der Übergang zwischen Innen und Außen etwas abrupt. Hier betreten die Besucher*innen durch sogenannte „Schleusen“ das Gebäude. Diese sind durch Automattüren zu beiden Seiten von der Außenwelt und dem innen befindlichen Anlagenbereich getrennt und bilden somit eine Art Zwischen- oder Vorraum. Diese Schleusen sollen verhindern, dass unerwünschte Tiere von außen eindringen oder Zootiere das Innere der Anlage unerlaubt verlassen. Ebenso üben sie eine Art Dämm- und Pufferfunktion aus, indem sie stark abweichende Innen- und Außentemperaturen nivellieren. Die Eintretenden können sich akklimatisieren und die Temperaturen im Gebäudeinneren können energieeffizienter aufrechterhalten werden.

Rundumblick – Überblick

Stehe ich in der Masoalalhalle auf der obersten Aussichtsplattform des Baumkronenpfades, eröffnet sich mir ein ungeahnter Blick über die gesamte Halle. Nur das Dach und die Trägerkonstruktion lassen mich wissen, dass ich mich weiterhin in einem Gebäude befinde. Gäbe es sie nicht, würde der Eindruck bleiben, dass ich über das Blätterdach eines endlosen Regenwaldes schaue. Hier werden zwei Dinge besonders deutlich: Zum einen der grenzenlose Blick, der es mir ermöglicht in fast jeden Teil, in jeden Winkel der Halle zu schauen. Es gibt nichts, bis auf die Außenhülle, was sich den Schauenden in den Weg stellt. Diese scheinbare Grenzen- und Barrierelosigkeit ermöglicht zum anderen, dass ich mich mitten in der Anlage befinde und eine Rundumsicht habe. Es ist also, auf den ersten Blick, kein geführtes, fremdreguliertes und fokussiertes Schauen. Vielmehr kann ich meine Augen durch den gesamten Raum wandern lassen, die verschiedenen Dinge wahrnehmen und erst dann meinen Blick auf einen Ausschnitt fokussieren, den ich genauer betrachten möchte.

Der Überblick, den der Aussichtsturm ermöglicht, bleibt mir vom Hallenboden aus verwehrt. „Das wichtigste dann in der Halle ist, dass man eigentlich [...] Raumsequenzen macht, dass man nicht die ganze Halle im Überblick hat.“ (Architekt, ZH) Die Außenwände sind nicht sichtbar, der Pfad schlängelt sich durch die

Halle, so dass ich nicht sehen kann, was mich fünf Meter weiter erwartet. Ich bekomme das Gefühl, mich zu verlieren und weiß nicht mehr, wo ich hineingekommen bin und wo es hinausgeht. Dies ist eine wichtige Grundregel bei der Gestaltung,

„[...] dass man möglichst von keinem Ort einen anderen Teil des Weges sehen darf. Also dass man nie andere Menschen sieht, sondern immer irgendwo in die Tiefe des Regenwaldes schaut, die Geräuschkulisse hat, die Gerüche und die Wahrnehmung der Vegetation.“ (Landschaftsarchitekt, ZH)

Die dichte Bepflanzung versperrt teilweise den weiten Blick, die Maßstäbe verschwimmen, die Wege erscheinen viel länger und die Halle mutet größer an, als sie es in realiter ist.

Hier macht die Masoalahalle das Konzept eines Immersionsgeheges mehr als deutlich. Die Besucher*innen sollen in die Anlage eintauchen und in ihr versinken. Die Anlagen sind Teile der Lebensräume, in denen der Zoo die Tiere zeigt. Der Zoo versucht hier gezielt ein „naturnahe[s] Abbild ihres ursprünglichen Lebensraumes“ (Zoo Zürich 2014b) zu schaffen und sieht sich dabei auch als Vorreiter:

„[...] ich denke das, was hier bahnbrechend ist, dass wir ein kleines Ökosystem geschaffen haben und außer den Riesenschildkröten kein Tier in der Bewegungsfreiheit eingegrenzt haben. Ich glaube, das schafft ein total neues Besuchererlebnis [...].“ (Kurator, ZH)

Pflanzen spielen bei dieser Inszenierung eine zentrale Rolle, da mit ihnen Räume gebildet und komponiert werden können; mit ihnen werden „Blickfänge“ (Techniker I, SCH & Techniker II, SCH) und „Kammern“ (Architekt, ZH) konstruiert. Die Pflanzen haben hierbei einerseits eine gestalterische Funktion, indem sie das Gefühl und Erlebnis eines Regenwaldes entstehen lassen und bei den Besucher*innen ein spezifisches „Stimmungsbild“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH) erzeugen. Dies solle sich weniger über die analytische, vielmehr unbewusst über die empathische Ebene vollziehen, in dem sie wahrnehmen, dass die Landschaft einen „gewissen Rhythmus“ (Kurator, ZH) habe. Andererseits bildet die Vegetation auch einen inhaltlichen Teil des Ausstellungskonzeptes. Sie ist konstitutiver Bestandteil dieses Lebensraumes und keinesfalls nur Staffage, vor der Tiere zu sehen sind.

Das Regenwaldhaus in Schönbrunn ist ebenfalls eine immersiv konzipierte Anlage. Wenn sich der Zoo bei der Planung auch ausdrücklich gegen viele Anlagen mit „viel spektakuläreren Tieren“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH) entschied, gibt es weiterhin

mehrere kleinere, geschlossene Gehege, Terrarien und Aquarien, in denen etwa Fidschileguane oder Winkerfrösche in einer klassischen Ausstellungssituation gezeigt werden. Sie sollen die fehlende Sichtbarkeit und Präsenz der Tiere innerhalb der Ökosystemhalle kompensieren. Hier können die Tiere nicht einfach in der Unübersichtlichkeit und in dem Schutz der großen Halle verschwinden und sich dem Blick entziehen. Die Kleingehege bieten wieder einen (ziel)gerichteten Einblick in Behälter, der wie ein Zoom auf einen spezifischen Lebensraum-*Ausschnitt* funktioniert. Die Immersion der Masoalahalle bedeutet, dass prinzipiell versucht wird, einen holistischen *Überblick* über einen Lebensraum als Ganzes zu ermöglichen und diesen mit all seinen Zusammenhängen erfahrbar zu machen. Der Zoo versucht, die Komplexität eines Ökosystems und somit unserer Umwelt zu vermitteln. Die Besucher*innen sollen die gesamte Komposition, einen Raum in seinen drei bzw. vier⁸⁰ Dimensionen wahrnehmen und erleben. Dies bedeutet auch, dass nicht nur mit den Augen gesehen wird, sondern dass alle Sinne angesprochen werden – der gesamte Körper wird zum Wahrnehmungsorgan, die sinnliche-physische Erfahrung steht vor der kognitiven Verarbeitung.

Sichtbar – Unsichtbar

Diese neue Komplexität und teils beabsichtigte Unübersichtlichkeit solch moderner Anlagen hat aber auch zur Folge, dass ich nicht mehr gänzlich alle Dinge und Vorgänge bewusst wahrnehmen kann. Vor allem, dies auch klar vom Zoo intendiert, dass die Tiere nicht mehr auf dem Präsentierteller serviert werden, sondern sich den Zuschauenden entziehen können. Insbesondere die kleinen, unscheinbareren Tiere (z.B. Insekten und Amphibien) müssen erst entdeckt werden und fallen nur demjenigen auf, der sich Mühe gibt und geduldig ist. Oder derjenigen, die sich auskennt, vielleicht schon über Expertenwissen verfügt und weiß, wonach sie schauen muss. Die Zoos versuchen sich an den „natürlichen Gegebenheiten“, wie sie außerhalb des Zoos existieren, zu orientieren und diese zu übertragen oder auch zu imitieren.

„[Es] kommt halt der natürlichen Situation viel näher. Also wie oft sehen Sie, wenn Sie in einem Wald spazieren gehen ein Reh oder einen Fuchs. Und es wird dann halt auch

⁸⁰ Die zeitliche Komponente wird für das Publikum dann erfahrbar, wenn sie zu verschiedenen Jahreszeiten die Halle besuchen und wenn sie über mehrere Jahre hinweg immer wieder die Halle besichtigen.

dieses Erlebnis, wenn es dann stattfindet, wird das emotional sehr viel stärker. Das gewinnt an Kraft, dieses Erlebnis [...].“ (Kurator, ZH)

Um der Erwartungshaltung der Besucher*innen gerecht zu werden, ist der Tierbesatz in den Ökosystemhallen meist höher, als er tatsächlich in einem Regenwald ist.⁸¹

„Die Tierdichte [...], die Diversität ist zwar sehr groß in einem Lebensraum, also in einem Regenwald, aber nicht auf 1000 qm, sind nicht so viel Tiere wie bei uns ne. Aber wir müssen das ein bisschen dichter halten, damit die Besucher überhaupt Tiere sehen, weil das ist halt die andere Seite dieser Lebensraumdarstellungen und dieser komplexeren Gehege sage ich jetzt, dass die Besucher die Tiere nicht immer gleich sehen.“ (Techniker I, SCH & Techniker II, SCH)

Die geringere Sichtbarkeit oder Präsenz der Tiere missfällt dem Publikum teilweise:

„Aber manche Leute kommen her und wollen Viecher⁸² sehen und die beschwerten sich dann, weil sie [...] dreimal um das Gehege gegangen sind und kein Tier gesehen haben, weil der halt gerade irgendwo [...] im Gebüsch im Schatten liegt und sich irgendwie ein Mittagschläfchen macht ne.“ (Techniker I, SCH & Techniker II, SCH)

Hier zeichnet sich ab, womit in Zoos immer häufiger zu rechnen ist: Es werden nicht nur die Tiere per se oder als Träger einer Botschaft in den Fokus gerückt. Für das besondere Erlebnis, so ein Zoomitarbeiter, sei es gar nicht mehr notwendige Bedingung, dass die Tiere auch in realiter anwesend sind, denn „[n]ur schon die Möglichkeit, dass ein Gorilla da hätte sitzen können, ist emotional fast gleichwertig wie wenn der Gorilla tatsächlich da war.“ (Kurator, ZH)

Auch bei den von mir besuchten Regenwaldhallen geht es nicht mehr darum, möglichst viele spektakuläre Tiere zu zeigen, sondern die Hallen selbst sollen schon für sich genommen ein Ereignis sein, das den Besucher anzieht und begeistert

„und ob er dann ein Tier sieht oder nicht, das ist eher so ein bisschen Glückssache. Man hört sie zumindestens, aber ja, er hat nicht, also es ist so ein bisschen, dass der Besucher nicht mehr den Anspruch hat, die Tiere zu sehen.“ (Landschaftsarchitekt, ZH)

Diese Äußerung des Zürcher Landschaftsarchitekten lässt vermuten, dass der Zoo sich bereits mit der Konstruktion eines neuen Besuchersubjektes beschäftigt.

⁸¹ Wie aus einem internen Dokument des Zoo Zürich hervorgeht, ist in der Masoalalhalle das Verhältnis ungefähr 180 kg Wirbeltiermasse auf 1.000.000 kg Pflanzenmasse. Dies ist etwa vier Mal so viel Wirbeltiermasse als im tatsächlichen madagassischen Regenwald (Sprecher 2005).

⁸² Der Ausdruck „Viech“ ist, im Gegensatz zum Hochdeutschen, im Österreichischen keineswegs abwertend zu verstehen, im Gegenteil ist „Viecherl“ eine positive Verniedlichungsform.

Es bedarf einigen Geschicks, die Balance zwischen der Sichtbarkeit der Tiere und dem ihnen zugestandenen Rückzug aus dem menschlichen Blickfeld herzustellen.

„Und deswegen muss das Regenwaldhaus in zwei Richtungen funktionieren auch. [...] Der, der durchrauscht und alles mitnimmt, wie er alles halt mitnimmt; der wird auch was sehen. Der wird die Flughunde, die sind nicht versteckt, er wird ein paar Vögeln sehen und wir haben ja wenige, aber doch ein paar Kleingehege drinnen, wo man auch mit Sicherheit was sehen wird. Der, und das ist jetzt das wirklich spannende Angebot, der nicht nur in sich rasch reinfisst, sondern sich wirklich Zeit nimmt, der wird ganz andere Dinge noch entdecken können. Und das ist ja auch wirklich ein ganz spannendes Gschichtl. Dass man, wenn man sich Zeit lässt und wenn man immer wieder kommt, nämlich [...] die immer wiederkehrenden Besucher, dass die das wirklich erfahren können auch, was da alles noch drinnen ist, ohne dass man es auf dem Präsentierteller hat.“ (Techniker II, SCH)

Regeln – (Selbst)Disziplinierung

Es ist das Wechselspiel zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, zwischen Nähe und Distanz, zwischen Verfügbarkeit und Unerreichbarkeit, das den Reiz und die Faszination der Regenwaldhallen ausmacht. Die Inszenierung als einen möglichst „natürlichen Lebensraum“ ruft den besonderen Effekt hervor, dass die Distanz zwischen dem Publikum und dem ausgestellten Sujet zu verschwinden scheint. Die präsentierten Tiere und Pflanzen befinden sich in ein und demselben Raum mit den Gästen, ohne dominante Absperrungen, ohne Gitter, ohne Glas zwischen sich und den Anderen. Besucher*innenbereich und Tierbereich sind keine getrennten Räume mehr, sondern es existiert nur noch ein einziger allumfassender „Lebensraum“ für Mensch und Tier.

„Die Masoala-Regenwaldhalle ist seit annähernd 10 Jahren ein fester Bestandteil des Zoobesuchs und Ausdruck einer neuen Philosophie in der Präsentation der Tiere. Statt des einzelnen Tieres in begrenztem Gehege kann hier ein grosszügiger Ausschnitt eines vollständigen Lebensraums mit zahlreichen freilebenden Tieren betrachtet und durchwandert werden. Der Besucher wird Teil dieses Lebensraums und erlebt auf seinem Weg Abschnitte unterschiedlicher Vegetation, Dichte, Atmosphären des madagassischen Regenwaldes.“ (Vogt Landschaftsarchitekten 2012)

Es scheint fast so, als würden alle Lebewesen dieser Halle und die Gäste friedlich miteinander koexistieren. Aber dies stellt sich als eine Täuschung heraus, denn auch

hier gibt es Grenzen, mehr oder weniger wahrnehmbar, so dass Menschen und Tiere sich nur kontrolliert begegnen können. Es ist eine illusionäre Nähe, die hier erzeugt wird und die ein wesentliches Merkmal immersiver Anlagen und im Fall der Masoala-Halle besonders frappant ist, denn

„[...] da haben wir sicher im Masoala-Regenwald auf die Spitze [getrieben], dass der Besucher eigentlich Teil im Lebensraum der Lemuren und so weiter voll drin steht oder.“ (Kurator, ZH)

Die Besucher*innen werden als Gäste in den Anlagen verstanden, die „[...] ins Gehege der Tiere eingeladen werden“ (Techniker I, SCH & Techniker II, SCH). Sie müssen sich dementsprechend an Vorgaben halten und bekommen, ebenso wie die Tiere, ihren Platz zugewiesen.

„Insofern ist natürlich der Besucher genauso wie die Tiere, ein wichtiger Faktor, aber es war schon von Anfang an klar, der Besucher ist eben wirklich ein Besucher in dieser Halle und er wird auch gebeten sich dementsprechend zu verhalten und hat nur ganz klar ausgewiesene Bereiche, wo er sich bewegen darf und ob er dann ein Tier sieht oder nicht, das ist eher so ein bisschen Glückssache. Man hört sie zu mindestens, aber ja, er hat nicht, also es ist so ein bisschen, dass der Besucher nicht mehr den Anspruch hat, die Tiere zu sehen.“ (Landschaftsarchitekt, ZH)

Regenwaldhallen sind fragile Systeme, in denen immer auch die Gefahr der Beschädigung und des Kontrollverlustes besteht. „

Auch dieses Zusammenspiel, ich könnte jetzt mit einem Stecken dieses Chamäleon totschiagen, da ist kein Glas dazwischen, aber ich muss meine Gefühle und meine Emotionen auch kontrollieren und ich muss Verantwortung tragen. Ich könnte das Tier töten, wenn ich wollte; ich könnte es klauen, aber ich tue es nicht. Weil eine Emotionalität da ist einerseits, andererseits, weil die Gesellschaft mitkontrolliert. Vielleicht [...] weil es eben als Erlebnis ankommt und wir dann in der Amygdala eine Barriere haben so zu handeln, weil wir soziale Wesen sind.“ (Kurator, ZH)

Um dieses System zu schützen und die Kontrolle über Menschen und Tiere zu behalten, bedarf es Regeln, an die sich die Besuchenden, die Mitarbeiter*innen und auch die Tiere halten.

Auch wenn der Zoo diese scheinbare Grenzenlosigkeit als Inszenierungsweise verwendet, ist ihm weiterhin daran gelegen, dass der Abstand zwischen den Zootieren und dem Publikum eingehalten wird. Die Versuchung, ein Tier zu streicheln oder es zu

füttern, ist groß, und damit dies nicht vorkommt, wird streng darauf geachtet, dass die Tiere nicht zu stark an Menschen gewöhnt werden. Tiere, die zu zutraulich sind und ihrerseits nicht auf Abstand bleiben (bspw. Handaufzuchten), werden mit verschiedenen Mitteln wie etwa durch Sprühen von Wasser oder durch laute Geräusche vergrämt, damit sie irgendwann das Interesse an den Zoogästen verlieren. Gegen manche Disziplinierungsversuche widersetzen sich die Besucher*innen, wenn sie beispielsweise den Weg, der als Einbahnstraße ausgezeichnet ist, doch in die entgegengesetzte Richtung ablaufen; oder wenn sie versuchen, Tiere zu füttern, was immer wieder vorkommt. Dennoch halten sich die meisten Besucher*innen an die Vorgaben der Zoos, dies auch zum Erstaunen der Mitarbeitenden beider Regenwaldhallen:

„Grundsätzlich haben wir in dem Haus ja eigentlich überhaupt keine Probleme mit Vandalismus oder mit dem Betreten von Anlagen, es ist alles irgendwie überkletterbar, aber [...] auf die Idee kommt eigentlich niemand oder dass irgendjemand wo raufklettert. Insgesamt funktioniert das fast überall ganz wunderbar in Wirklichkeit.“ (Techniker II, SCH)

„Und Masoala-Regenwald, was mich erstaunt, ich glaube wir konnten mit der Bepflanzung wirklich diesen Schritt machen von Umgebungsgrün zu etwas, wo die Besucher merken ‚hah, das ist speziell‘. Und das hat einen solchen Wert erhalten, dass eigentlich vieles auch nicht heruntergerissen wird. Es gibt da Dinge, wo Ästchen und Blätter in den Lichtraum des Weges reinragen und ich mir immer denke, erstaunlich, erstaunlich, dass das Zeug noch da ist. Du musst dich bücken, dass du dran vorbeikommst, und wenn wir da so 5.000, 6.000 Besucher haben, dass das nicht einfach [...] heruntergerissen ist. Da haben wir schon einen Quantensprung an Bepflanzungsqualität hingebracht, der bei den Besuchern eine Emotion erzeugt, von ‚Ah speziell, da müssen wir Sorge tragen dazu, das dürfen wir nicht herunterreißen, da verlieren wir was.‘“ (Kurator, ZH)

Der Zoo versucht zwischen Natur und Mensch eine emotionale Bindung herzustellen, die für ihn ausschlaggebend für das Funktionieren dieser Anlagen mit minimaler Kontrolle ist:

„Vielleicht ist die Qualität so hoch, dass es auch emotional irgendwo als schützenswert verstanden wird und man dem dann einen gewissen Respekt entgegenbringt oder das auch so erhalten haben will und es dann nicht zerstört.“ (Kurator, ZH)

Das emotionale Verhältnis und der Respekt für die Natur, die der Zoo bei den Besucher*innen evozieren will, sollen letztendlich auch für die gesamte Tier- und Pflanzenwelt außerhalb des Zoos gelten. Es zeigt sich, dass neben den disziplinierenden Momenten dem Zoo auch ein erzieherischer Anspruch unterstellt werden kann und dass dieser subtiler als über Ansprache funktioniert.

Um die Tiere zu sehen, müssen die Menschen über spezifische Praktiken verfügen oder sich diese aneignen. Es geht eben nicht mehr um den Konsum der Tiere, der durch die Ausstellungsform älterer Gehege leicht und im Vorbeigehen möglich war. Vielmehr werden Anforderungen an die Besucher*innen gestellt; sie müssen aktiv suchen, ausdauernd beobachten, sich Zeit nehmen, verweilen, immer wieder kommen und die Aufmerksamkeit auf das Gezeigte, auf die präsentierte Welt richten. Die angemessene Verhaltensweise ist hier die eines wissbegierigen Menschen, der es versteht, frustrationstolerant auszuharren und zu beobachten. Sie oder er kann und sollte in die Rolle des wissbegierigen Forschers, der Wissenschaftlerin, der Abenteuerin, des Entdeckers schlüpfen, um das Erlebnis, das ihm die Regenwaldhalle bieten kann, adäquat zu erfahren und auch zu würdigen. Manche Ausstellungsstücke in den Anlagen, wie etwa das Forschercamp in der Masoalahalle, können sogar als Requisiten verstanden werden, die es den Personen erleichtern, sich in diese Rolle hineinzusetzen. Wenn nur ausreichend Zeit und Geduld seitens der Gäste investiert wurde, sei das Erfolgserlebnis, tatsächlich einem Tier zu begegnen, umso größer und „emotional sehr viel stärker“ (Kurator, ZH).

Der Zoo spielt gewissermaßen den Ball an die Besucher*innen zurück und nimmt sie in die Verantwortung. Es liegt bei ihnen, ob sie Tieren begegnen oder nicht, sie müssen sich nur entsprechend verhalten. Im Prinzip soll hier ein Verhalten eingeübt und imitiert werden, dass der Beobachtung von Tieren in freier Wildbahn entspricht. Auf diese Weise erzieht der Zoo die Besuchenden zu einem von ihm erwünschten und als angemessen betrachteten Umgang mit der Natur, der im Idealfall außerhalb des Zoos fortzusetzen ist.

Schilder

Die Masoalahalle weist im Vergleich zu anderen zoologischen Anlagen eine große Besonderheit auf: Die Beschilderung ist innerhalb der Halle sehr zurückhaltend, sie findet außerhalb der Halle statt. Die Tafel mit dem Dank an die Sponsoren sowie

klassische Verbotsschilder in roter Umrandung befinden sich *vor* den Eingängen zur Regenwaldhalle. Auf Verbote wird nur selten und zurückhaltend hingewiesen; in der gesamten Halle sind keine Abfallbehälter aufgestellt, was laut Leiter der Zooedukation erstaunlich gut funktioniert. Der Fremdzwang scheint sich relativ problemlos in Selbstdisziplinierung des Publikums zu übersetzen.

In Zürich wurde bewusst darauf verzichtet, erklärende Tafeln und Schilder zu installieren. Ausdrücklich im Gegensatz zu einem Botanischen Garten, in dem die Pflanzen und Bäume mit ihren umgangssprachlichen und wissenschaftlichen Namen benannt werden, stehen sie hier ohne jegliche Bezeichnung. Ebenso wenig gibt es Erläuterungen zu den Tieren, die in der Halle leben. Die Schilder, die hier aufgestellt sind, sind in erster Linie ein Teil der Inszenierung, wie die gesamte Halle eine ist. Sie sind aus natürlichen Materialien, sie sind in braunen und grünen Farben gehalten, so dass sie nicht im Kontrast zur Umgebung stehen. Im Vergleich zum restlichen Zoo, der an vielen Stellen mit erklärenden Tafeln und Beschilderungen arbeitet, sind hier in der Halle auffällig wenige Schilder installiert, die lediglich den Weg weisen oder den Hinweis geben, dass sich die Besucher*innen nun im Nationalpark befinden. Auch an den Installationen wie dem Wohnhaus und der Forscherhütte befinden sich keinerlei Erläuterungen, so dass diese für sich selbst sprechen müssen und einen großen Interpretationsspielraum lassen.

Lediglich an einer Stelle wird dieses Konzept nicht eingehalten. Am Treppenaufgang zum Aussichtsturm des Baumkronenpfades warnt eine Tafel vor der „gesundheitsgefährdenden Hitze“, die oben herrschen kann. Die angezeigten Temperaturen für den Boden und für den Aussichtsturm machen deutlich, dass es hier mehrere Grad Unterschied geben kann. Und oben auf dem Aussichtsturm befindet sich ein Schild mit Fakten zum Lebensraum des madagassischen Regenwaldes und eine Überblickstafel über die Vegetation, Vögel und Flughunde, die von hier oben zu beobachten sind.

Die auffällige Erklärungslosigkeit ist Teil des Konzepts. Der Zoo möchte in der Masoalahalle, die von jeglichem Beiwerk entschlackt ist, das Publikum nicht auf der kognitiven Ebene ansprechen, sondern über die sinnliche Ebene erreichen. Es soll von der schier maßlosen Fülle an Pflanzen und den multisensorischen Eindrücken überwältigt werden. Erklärende und edukative Momente verlagert der Zoo nach außen in das Informationszentrum. Auch dieses ist komplett durchinszeniert. Dunkelheit und

Ruhe bilden einen Gegenpol zum sprudelnden Leben in der Halle. Hatten die Besucher*innen durch ein Übermaß an Reizen eben noch ein fast rauschhaftes Erlebnis, so werden sie nun durch die Kargheit und offene Zurückhaltung der Ausstellung wieder nüchtern.

5.4.4. Informationszentrum der Masoalahalle

Das Informationszentrum im sogenannten „Annexbau“ konfrontiert die Besucher*innen nach Verlassen des quasi erklärungslosen Hallenraumes mit einem *overload* an Informationen. Es folgt damit dem allgemeinen Trend wissenschaftlich geführter Zoos zu gesonderten, komplexen Informationsbereichen. Zu den üblichen Informationen über Tiere und ihre Lebensräume addieren sich zahlreiche ökologische Themen: Naturschutz, Arterhaltung, Biodiversität, Klimawandel und nachhaltiger Umgang mit Ressourcen. Das Zentrum greift diese Themen auf, liefert Erklärungs- und Deutungsangebote und trägt Handlungsempfehlungen an das Publikum heran, die sie später (etwa im Zooshop) umsetzen können.

Die Ausstellung wirkt wie ein didaktisch gestaltetes Museum. Sie arbeitet mit in Naturkunde- oder Kunstmuseen üblichen inszenatorischen Praktiken: Punktuell Licht und die Abwesenheit von Farben (schwarze Wände, lehmroter Boden) lenken die Aufmerksamkeit der Besucher*innen auf exemplarisch ausgestellte Tiere. Aquarien und Terrarien sind dioramenartig im Raum installiert; durch den dunkel gehaltenen Hintergrund treten die Farben der Elemente in diesen Gehegen stark hervor. Das Licht von oben lässt Pflanzen und Tiere leuchten. Künstliche Felsen an der hinteren und den seitlichen Wänden strukturieren den Raum und geben der Szenerie Plastizität und Raumtiefe. Zugleich sind Pflanzen, Äste und Kunstfelsen so angeordnet, dass sie die Szenerie wie ein Bild rahmen, in dem sich die Tiere bewegen. Ähnlich funktionieren die komponierten Dioramen mit ausgestopften Tieren in Naturkundemuseen. Anders als in der Halle gibt es wieder Beschilderungen, die als Legenden das Gezeigte benennen und erörtern.

Texte, die sich mit den ökonomischen, sozialen und kulturellen Bedingungen und der Historie Madagaskars beschäftigen, sind direkt auf die Wände geschrieben, stehen auf Informationstafeln. Sie sind so zahlreich und teilweise so ausführlich, dass es Stunden

bräuchte, sie komplett zu lesen.⁸³ Die Themen sind breit gefächert: *Fady* (tradierte madagassische Regeln und Verbote) im alltäglichen Leben, Kolonialisierung und Ausbeutung der Ressourcen, der Regenwald als wichtige Basis des Lebens auf Madagaskar oder die Vielfalt der Flora und Fauna.

Zahlreiche historische und aktuelle Fotografien illustrieren die Texte, lockern die didaktische Informationsflut auf, sind Teil der Botschaften. Sie erfüllen einen zusätzlichen Zweck: Die Fotos (ob im Informationszentrum selbst oder im dunklen Tunnelgang zur Masoalahalle platziert) haben gewissermaßen einen Authentifizierungseffekt. Sie implizieren Wahrhaftigkeit und Echtheit der Informationen. Die gleiche Funktion wird auch von Hörspielen und Audiokommentaren sowie von Ausschnitten aus Fernsehnachrichten und Reportagen erfüllt.

Zur Vermittlung der Zoobotschaften werden vielfältige Medien genutzt: Zu den Texten, Fotografien und Filmen treten Ratespiele, Hörspielsequenzen, Anschauungsobjekte, Geruchsobjekte, Tierpräparate und -plastiken, Landkarten, schließlich: der original madagassische Kiosk.

Der Hauch des Authentischen haftet auch diesem Kiosk an (so wie dem original madagassischen Wohnhaus in der Halle). Die schlichte Holzhütte ist blau gestrichen und hat ein Wellblechdach. Waren des alltäglichen Bedarfs stehen hier in den Regalen: Gemüsekonserven, säckeweise Reis, Gewürze, Waschmittel. Der kleine Laden dient dazu, über den Alltag der Madagassen zu informieren: Was wird gegessen? Was getrunken? Wieviel kostet es? Dieser Kiosk wurde vom Zoo direkt aus Madagaskar in die Schweiz exportiert und stellt somit den Rückbezug zu dem *originalen* Madagaskar her. Dem Publikum vermittelt er mit seiner Deutungshoheit, die er in seinen Räumen besitzt, sein Bild über das Land und seine Bewohner*innen.

Das Gelernte kann dann in die Tat umgesetzt werden. Am Ausgang - Richtung Zooshop - informiert der Zoo noch einmal über Projekte, die die Besucher*innen mit Spendengeldern unterstützen können und gibt in Broschüren *Einkaufstipps fürs Ausland* und Hinweise zu Reisen nach Madagaskar. Im Zooshop selbst können die Kunden dann u.a. Gewürze, Schokolade, Kosmetika und kunsthandwerkliche Produkte

⁸³ Laut Kurator ist dem Zoo sehr wohl bewusst, dass er hier „[...] ein Überangebot an Informationen [...]“ liefert, aber er hofft, „[...] dass sich auf Grund des Informationsdefizites, dass wir in der Halle ja eigentlich auch schüren und aufbauen, sich dann Besucher*innen gezielt gewisse Informationen holen.“ (Kurator, ZH)

erstehen, die aus madagassischen Rohstoffen hergestellt wurden. Auch eine spezielle, stark limitierte Schokolade ist im Angebot: Die „Sélection Masoala“ wurde aus dem Kakao und der Vanille gefertigt, die der Zoo in der Masoalahalle selbst gezogen und geerntet hat (Zoo Zürich 2014a). Zudem können die Kunden ausgesuchte Pflanzen erwerben, die auch in der Halle stehen - quasi ein Stück Masoala für das eigene Heim. Ein Teil der Einnahmen geht direkt in die Finanzierung des Masoala-Nationalparks bzw. in die Unterstützung von Naturschutzprojekten vor Ort.

Der Zooshop selbst ist als extremer Gegensatz zum dunklen Informationszentrum gestaltet. Große Oberlichter tauchen alles in ein freundliches, helles Tageslicht. Regale aus Holz und große Baobab (Affenbrotbäume) aus Metall reihen sich in das *afrikanische* Designthema ein.

In den unterschiedlichen Designvarianten von Halle, Informationszentrum und Zooshop spiegeln sich die jeweiligen Funktionen der Räume wieder. Doch das Überthema ist *Madagaskar in Zürich*:

„Das ist auch wieder, dass man noch in dieser Welt ist, aber [...] hier [...] hat man nicht irgendwelche Hütten oder so nachgebaut, sondern hat mit Farben versucht, diese Stimmung rüberzuholen. Aber nicht so eine falsche Welt aufgebaut mit so einheimischen Dörfern und so, sondern einfach: das ist zwar Zürich und ich schaue da zurück.“ (Architekt, ZH)

Das Verlassen des Gebäudes ist ebenfalls als eine Passage des langsamen Übergangs gestaltet: Über eine lange, weiße Rampe verlassen die Besucher*innen den Zooshop. Der dunkle Tunnel zu Beginn des Rundgangs, führt tief in den schattigen Regenwald hinein; die helle, ansteigende Rampe führt zum Ausgang und wieder ans Licht hinaus. Die Gäste gelangen langsam aus den Tiefen des madagassischen Regenwaldes wieder auf den Züriberg. Der Architekt der Halle hat das explizit so angelegt: „[D]arum hat es auch keine Treppe, [...] man kann die Geschwindigkeit nicht erhöhen, man muss dann über die Rampe hinausgehen und man kommt über die Rampe hinein.“ (Architekt, ZH) Und er fügt an: „Das Hauptthema ist eigentlich, wie sich der Besucher bewegt. Wie er in diese Welt kommt und wie er diese Welt verlässt.“ (Architekt, ZH)

5.5. Making the Zoo

„Insofern ist das [...] ja eigentlich wirklich kein Park mehr, sondern es ist wirklich der Versuch ein Stück Natur oder Landschaft nachzubauen. [...] Also das ist auf der einen Seite im höchsten Maße künstlich und konstruiert und mit Maschinen und Technik eigentlich unterhalten und im Gegenzug eigentlich im höchsten Maße natürlich, weil es einfach in den Konditionen aus sich selber funktioniert.“
(Landschaftsarchitekt, ZH)

Die teils wohlstrukturiert-geordnete, teils wild-ungebändigte Welt, die der Zoo für seine Besucher*innen erschaffen will, teilt sich in Bereiche auf, die für das Publikum zugänglich sind - die Vorderbühne - und solche, die ihm verschlossen bleiben. Letztere sind Orte, an denen die Ordnungen und Strukturen, die den gesamten Raum Zoo durchziehen und die das vermeintlich „natürliche Chaos“ im Zaum halten sollen, konzipiert werden. Hier werden die Ideen und Pläne erdacht; hier - auf der Hinterbühne - wird diese Welt erschaffen und am Leben erhalten.

Die Präsentationen auf der Vorderbühne sind sorgfältig durchdacht, arrangiert und choreografiert. Damit die Inszenierung störungsfrei funktionieren kann und die gewünschte Darstellung erzielt wird, kommt der Hinterbühne eine zentrale Bedeutung zu - hier verbirgt sich quasi der Motor dieser *Illusionsmaschine* Zoo. Wie bei einer Theateraufführung wirkt die Illusion nur dann wirklich vollkommen, wenn der Produktionsprozess für die Zuschauer*innen im Verborgenen bleibt. Dementsprechend sind bestimmte Räume und Areale nur ausgewählten Personen zugänglich - der Zutritt auf die Hinterbühne bleibt dem Publikum in der Regel verwehrt:

„Da die entscheidenden Geheimnisse des Schauspiels hinter der Bühne sichtbar werden, und weil Darsteller aus der Rolle fallen, solange sie dort sind, muß man erwarten, daß der Zugang von der Vorderbühne zur Hinterbühne dem Publikum verschlossen ist oder daß der gesamte Bereich hinter der Bühne vor dem Publikum verborgen wird. Das ist eine weitverbreitete Technik der Manipulation von Eindrücken [...]. Offensichtlich spielt die Kontrolle über die Hinterbühne eine bedeutsame Rolle im Prozeß der ‚Arbeitskontrolle‘; durch die Hinterbühne versucht man sich gegen die deterministischen Ansprüche abzupuffern, von denen man umgeben ist.“
(Goffman 2013: 105f.)

Im folgenden Kapitel sind die Fragen nach dem Herstellungs- und Entstehungsprozess dieses *anderen Raumes* Zoo von zentralem Interesse: Wie werden die Anlagen und

Gehege erzeugt? Wie sieht die Hinterbühne bzw. sehen die diversen Hinterbühnen aus? Was spielt sich auf ihnen ab? Wer befindet sich dort, wer gehört zum Ensemble und wer ist an der Entstehung und Umsetzung dieser „Aufführung“ beteiligt? Welche Arbeit muss getan werden und welche Mittel werden eingesetzt, um die Heterotopie Zoo tagtäglich herzustellen und zu reproduzieren?

5.5.1. Im Verborgenen I: Räume für Menschen und Tiere

„[...] der Besucher ist eben wirklich ein Besucher in dieser Halle
[...] und hat nur ganz klar ausgewiesene Bereiche, wo er sich bewegen darf [...]“
(Landschaftsarchitekt, ZH)

Während beim Bau und der Gestaltung der Präsentationsbereiche stets darauf geachtet wird, dass sie den gegenwärtigen Anforderungen und Standards der modernen Tierhaltung entsprechen, bleibt dennoch ein grundlegendes Qualitätskriterium die Attraktivität für das Publikum. Die Gehege und Anlagen sollen nicht nur funktional sein, sondern sie müssen auch den Zuschauer*innen gefallen. In den Bereichen der Hinterbühne, die in der Regel nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind, geht es weniger um Repräsentativität, sondern vor allem um Funktionalität. Sie müssen, ihrer Funktion gemäß, praktikabel und zweckmäßig sein.

Grundsätzlich lässt sich der Zoo in Areale einteilen, die durch unterschiedliche Zugangsberechtigungen charakterisiert sind, zu denen nur Eingeweihte Zutritt besitzen, Unbefugte - Menschen *und* Tiere - müssen draußen bleiben. Es gibt Räume sowohl für Menschen als auch für Tiere, Räume ausschließlich für Menschen, die sich wiederum aufteilen in Räume, die für alle Menschen zugänglich sind und solche, die nur für Zoomitarbeiter*innen vorgesehen sind. Ebenso gibt es Räume, die ausschließlich den Tieren vorbehalten bleiben.

Räume für Tiere

Viele Gehege und Anlagen - insbesondere die älteren - sind so konzipiert, dass sie in zwei Bereiche untergliedert werden können: Erstens der Schaubereich (Vorderbühne), auf dem die Tiere dem Publikum präsentiert werden und zweitens der rückwärtige Bereich (Hinterbühne), der in der Regel nicht einsehbar ist und den Tieren als Rückzugsgebiet dienen soll. Außerdem befinden sich in diesem Bereich, der treffend als *Hintergrundhaltung* bezeichnet wird, weitere Gehege, in die die Tiere wenn nötig,

gesperrt werden können, damit die Pfleger*innen die Anlagen gefahrlos betreten und anfallende Arbeiten verrichten können. Zudem können die Tiere hier intensiver versorgt werden, sollte dies notwendig sein.

Die Immersionsgehege, die scheinbar nicht in Publikums- und Tierbereich unterteilt sind, besitzen ebenfalls solche störungsarmen Zonen. Hier sind sie vor dem Zugriff - optisch, akustisch, haptisch - der Besucher*innen geschützt, der zu Stress führen könnte.⁸⁴ In der Masoalahalle ist etwa ein Drittel der gesamten Halle nicht für den Publikumsverkehr vorgesehen; diese Areale abseits des Hauptweges sind allein den Tieren und Pflanzen vorbehalten. Lediglich die Pfleger*innen arbeiten hier.

Die verborgenen Rückzugsbereiche dienen den Tieren nicht nur als Schutz vor den Zoobesucher*innen. In den Regenwaldhallen sind in diesen Rückzugszonen mehrere Käfige gut hinter üppigen Pflanzen versteckt. Damit die Pfleger*innen besser auf die Tiere zugreifen können, etwa zwecks medizinischer Untersuchungen, Markierungen oder Zählungen, können sie hier separiert werden.⁸⁵ Auch können Neuankömmlinge hier zur Akklimatisierung und Eingewöhnung getrennt von den anderen, dennoch innerhalb der Halle gehalten werden. Mithilfe dieser Volieren wird auch die Kontaktanbahnung zwecks Paarung unterstützt.

Kranke und trächtige Tiere werden zur Schonung in gesonderten Gehegen abseits des Publikumsverkehrs gehalten. Auch der Nachwuchs verbleibt hier für eine gewisse Zeit, bevor er in die Anlage kommt und für das Publikum sichtbar wird. In der Hintergrundhaltung werden die Nachzuchten und die seltenen Exemplare des Zoos - Pflanzen ebenso wie Tiere - gezüchtet und gepflegt. Nahezu jedes Revier besitzt einen solchen Bereich, in dem etwa die Eier von Pinguinen, Fidschileguanen oder Batagurschildkröten mit Wärmelampen und Inkubatoren ausgebrütet und die Jungtiere so lange gehegt werden, bis sie bereit für die eigentlichen Anlagen sind.

⁸⁴ Ob ein Rückzugsbereich notwendig ist oder nicht, dazu gibt es widersprüchliche Aussagen. Einerseits wird davon ausgegangen, dass Tiere einen Bereich benötigen, in dem sie vor Störungen durch die Zuschauer*innen geschützt sind, andererseits vertreten manche die Ansicht, dass Zootiere ohnedem an die Präsenz der Besucher*innen gewöhnt seien und dies keinen nennenswerten Stress für sie darstelle (Zooedukation, ZH).

Erwähnenswert ist auch, dass der Zoo in Bereiche, die nach menschlichen Maßstäben unumstößlich als zu schützender Rückzugsbereich gelten, Einblicksmöglichkeiten für das Publikum einbaut, bspw. eine Glasscheibe in der Schlafhöhle eines Fischotters im Zoo Zürich.

⁸⁵ In der Masoalahalle gab es zeitweilig in einer dieser Volieren eine Schicksalsgemeinschaft. Hier lebten gemeinsam ein Rotstirnmaki und ein Bambuslemur und wurden *vergesellschaftet*, da sie nicht mehr in die Halle hinausgelassen werden konnten. Der Bambuslemur war der letzte seiner Art in dieser Halle und schon recht alt und krank, der Maki war eine Handaufzucht und konnte nicht mehr richtig in die Gruppe der Rotstirnmakis integriert werden.

In Zürich gibt es bei den Pinguinen hierfür sogar ein eigenes „Nachzuchtzentrum“ - ein abgetrennter Bereich, für die Besucher*innen durch eine große Scheibe gut sichtbar - in dem die Eier der Königs- und Humboldtpinguine ausgebrütet werden. Im selben Gebäude befindet sich im Untergeschoss ein Betriebsraum, der eigens für das Ausbrüten von Reptilieneiern vorgesehen ist und eine Reihe von unterschiedlichen Inkubatoren und „Kinderbrütern“ beherbergt, die für verschiedenartige Eier (weich- und hartschalig; Schlangen, Leguane etc.) bestimmt sind.

Auch in den Kellerräumen des Schönbrunner Aquarienhauses stehen lange Reihen von Aquarien, in denen der Fischnachwuchs für die Schauaquarien herangezogen wird. Im Schönbrunner Regenwaldhaus stehen im rückwärtigen Gebäudeteil, der die Betriebsräume beherbergt, Terrarien und Aquarien dicht an dicht, in denen Schützenfische, Frösche und Fidschileguane nachgezüchtet werden. Auch einen Großteil des Pflanzennachwuchses für die Halle kultivieren die Pfleger*innen hier auf einer für das Publikum unzugänglichen Zwischenebene.

Im Revier der Masoalahalle werden im Hintergrund nicht nur Chamäleons gezüchtet und gehalten, bis sie groß genug sind, um in die Anlage ausgesetzt werden zu können. Es gibt abseits des Publikumsverkehrs, in einem Randbereich der Halle, auch eine kleine Baumschule. Dort werden nicht nur Arten kultiviert, die in der Halle wachsen, sondern auch Raritäten und streng geschützte Exemplare, deren Zucht allein Forschungs- und Arterhaltungszwecken dient.

Da Zoos einen Teil der notwendigen Nahrung selbst züchten - Mehlwürmer, Heimchen, Grillen, Fruchtfliegen usw. - finden sich in diesen Bereichen nicht nur Zootiere im engeren Sinne, sondern auch Futtertiere.

Die Hintergrundhaltung erinnert an einen Parallel- oder Reservezoo, bei dem es nicht auf Äußerlichkeiten ankommt. Hier wird auch nicht mehr auf eine bestimmte, sinnhafte Ordnung nach Themenwelten, Kontinenten oder Artenklassifikation geachtet, sondern er ist darauf ausgerichtet, Tiere optimal zu halten und zu züchten. Voll ausgestattet mit Aquarien, Terrarien, Kleingehegen und Brutanlagen und allerlei technischem Gerät dient er als Zucht-, Kranken-, Überwinterungs- und Übergangsstation.

Räume für Technik

Die Technik, die für das Funktionieren des Zoos notwendig ist, wird in der Regel vor dem Publikum gut versteckt, da sie sonst die Illusion, die der Zoo zu erzeugen versucht, zerstören würde. Technik soll so wenig wie möglich für die Besucher*innen sichtbar sein: Apparaturen und Maschinen sind stellenweise so umfangreich, dass ihnen eigene Räume zugewiesen werden.

Die Regenwaldhallen stellen in diesem Kontext ein besonderes Beispiel dar, da in ihnen ein eigenes Klima erzeugt wird und der technische Aufwand dementsprechend hoch ist. Im Schönbrunner Regenwaldhaus durchziehen Rohre, Leitungen und technischen Anlagen für Strom, Bewässerung und Belüftung wie Lebensadern den kompletten rückwärtigen Betriebsteil des Gebäudes. Ein großes Kontrollpanel zeigt den Betriebsstatus und allfällige Störungen an. In der Masoalahalle befinden sich unsichtbar im seitlichen Fundament des Gebäudes alle Belüftungs- und Wasserrohre. Im Untergrund arbeiten Heizung und Wärmepumpe, hier wird Regen- und Kondenswasser aufgefangen und wieder in die Halle zurückgeführt. Ein unterirdischer Maschinenraum der Halle beherbergt verschiedene Pumpen, Filteranlagen und Wasserbecken, die dafür sorgen, dass die Seen und der Wasserfall stets mit der gleichbleibenden Qualität und Menge an Wasser versorgt werden.

Er wolle einen 2CV und keinen Rolls Royce, so der Wunsch des Zoodirektors Alex Rübel für die Planung der Masoalahalle. Dementsprechend grundständig wurde die Haustechnik geplant. Dennoch nehmen Technik und das notwendige Zubehör für eine Anlage manchmal mehr Platz in Anspruch als die dazugehörige Anlage selbst. Um etwa ein Meerwasseraquarium mit einem Volumen von 10.000 Litern Wasser und anspruchsvollen Lebewesen wie Korallen und exotischen Fischen adäquat unterhalten zu können, wird in der Masoalahalle ein eigener Hinterraum auf der Rückseite des Aquariums benötigt. In diesem befinden sich Messstationen für die Überwachung der Wassertemperatur, der Wasserzusammensetzung insbesondere des Salzgehaltes, ein großer Tank für den Wasseraustausch sowie Dosierungsanlagen mit Nährstofflösungen und Spurenelementen. Daneben gibt es mehrere kleinere Aquarien, um Korallen und Fische zu züchten; des Weiteren befinden sich hier Filteranlagen, Nährlösungen, Reinigungsmittel und vieles mehr.

Technikräume, in denen Artefakte beherbergt werden und *Naturräume*, die den Lebensraum von Zootieren, Pflanzen und anderen Lebewesen bilden, sind eng

miteinander verzahnt. So etwa im Rahmen der *Nachzuchträume*, wo technische Apparate eingesetzt werden, um Tiere zu züchten und zu hegen. Es zeigt sich, dass die *Naturräume* des Zoos stark technisierte, maschinell und manuell hergestellte Räume sind, die durch Technik und menschliche Anstrengungen am Leben erhalten werden. Zoos figurieren hier als Mischräume oder hybride Räume, die sowohl von Artefakten als auch von tierischen und pflanzlichen Lebewesen geprägt werden. Hinzu kommen zudem die menschlichen Lebewesen, die diesen Raum erschaffen und gestalten.

Räume für Menschen

Der Zoo versteht sich als Raum für (Wild-)Tiere in der Stadt, aber gleichzeitig ist er auch ein Ort von Menschen für die Menschen. Der Publikumsbereich - die Vorderbühne - der generell allen zahlenden Besucher*innen offensteht, wurde schon ausführlich in den vorangegangenen Kapiteln 5.3 und 5.4 besprochen. Hinzuzufügen sind noch zwei weitere Aspekte:

Die Publikumsbereiche (Zonen vor den Anlagen und Gehegen, Restaurants, Zooshops, Ausstellungsräume und Informationszentren) bleiben in der Regel allein den Zoogästen vorbehalten. Zootiere befinden sich hier nur in Ausnahmefällen, etwa zu Präsentationszwecken im Rahmen spezieller Veranstaltungen. Es passiert durchaus einmal, dass ein Zootier in diesen Bereich eindringt und damit für Aufregung sorgt. Handelt es sich um Raubtiere wie etwa Tiger oder Bären, müssen diese Tiere notfalls getötet werden, wenn sie eine Gefahr für die Zoobesucher*innen darstellen.⁸⁶

Nicht immer sind solche Szenarien gefährlich, dennoch erschreckend für Menschen. Wie der Zwischenfall in der Masoalahalle, als es einem Roten Vari gelang, durch die Automatiktür von der Anlage in den Zooshop zu gelangen und morgens die Reinigungskraft erschreckte, als diese ihn zwischen Madagaskarsouvenirs und Plüschtieren entdeckte.⁸⁷

Um allzu furchtlose Tiere von den Publikumsbereichen fern zu halten, bedarf es in immersiven Anlagen strikter und kreativer Maßnahmen. Die fehlenden Grenzen verleiten Besucher*innen dazu, die Tiere zu füttern und anzufassen, die Tiere suchen ihrerseits die Nähe zu den Menschen, sobald sie ihnen als Nahrungsspender bekannt

⁸⁶ Solche Fälle gibt es immer wieder. Meist ist menschliche Unachtsamkeit der Grund dafür, dass die Tiere ihre Gehege verlassen können.

⁸⁷ Dieser Vorfall findet auch in einem Artikel der NZZ Erwähnung, scheint also eine beliebte Anekdote zu sein (Troxler 2013).

sind. Um den Abstand zwischen Mensch und Tier möglichst groß zu halten, wird der Handkontakt zwischen ihnen untersagt, was auch strikt für Pfleger*innen gilt; so soll die natürliche Scheu der Tiere vor den Menschen bewahrt bleiben. Sollten sich die Tiere doch zu nah an die Gäste heranwagen, wird versucht, sie mit Wasserspritzflaschen oder lärmenden Dosen zu vergrämen.

Das Zoopersonal hält sich nur selten und eher zurückhaltend in den Besucherzonen auf. Hier ist nur ein kleiner Teil der täglichen Arbeit zu verrichten. In der Masoalahalle sind die Tierpfleger*innen zudem dazu angehalten, möglichst wenig Schnitt- und Grünpflegearbeiten vor Publikum durchzuführen. Sie sollen ihre Arbeiten im Hintergrund fast unsichtbar und schnell verrichten, so dass die Besucher*innen so wenig wie möglich von dem Aufwand bemerken, den die Herstellung dieser Heterotopie erfordert.

Neben dem Publikumsbereich, der für externe Gäste reserviert ist, gibt es einen *Backstagebereich* nur für die Tiere und das Zoopersonal. Der Großteil ihrer Arbeit findet hier statt. Zu sämtlichen Betriebsräumen und -anlagen - wie Futterküchen, Werkhöfe, Umkleideräume u.v.m. - haben nur interne Zoomitarbeiter*innen Zutritt. Diese Räume dürfen externe Personen nur dann betreten, wenn sie quasi Mitarbeiter*innenfunktionen haben: ehrenamtliche Freiwillige, die die Tierpfleger*innen bei Tierpräsentationen und Führungen unterstützen, Volontär*innen und Gäste mit Erlebnisgutschein. Sie dürfen sich nur für einen begrenzten Zeitraum hier aufhalten.

Die Personen, die sich auf der Hinterbühne aufhalten und unterschiedliche Bewegungs- und Handlungsräume besitzen - je nachdem, ob sie der Gruppe der Externen oder der Internen angehören - sind in der Regel leicht identifizierbar. In Zürich wird die Gruppenzugehörigkeit durch verschiedenfarbige Kleidung signalisiert: Mitglieder der Zooleitung und das leitende Fachpersonal sind in Beigebraun gekleidet. Tierpfleger*innen und Haustechniker*innen sowie Mitarbeiter*innen der Zooedukation erkennt man an T-Shirts in markantem Ultramarinblau. Servicemitarbeiter*innen aus den Zooshops und den Restaurants tragen weiße oder braune Shirts. Kennfarbe des Freiwilligenteams ist ein leuchtendes Limonengrün. Die Volontär*innen tragen das Ultramarinblau der Pfleger*innen.

Auch wenn Futterküche und Betriebsräume streng genommen den Menschen vorbehalten sind, so sind diese Orte doch auch Teil des Zootieralltags. In Schönbrunn

wird die Futterküche zur Kinderstube umfunktioniert, wenn die jungen Flughunde an einer quer durch den Raum gespannt Leine hängen und schlafen. Menschliche und tierische Bereiche überschneiden sich, wenn etwa die Tierpfleger*innen die Küche, in der üblicherweise das Tierfutter zubereitet wird, zeitweilig zur Teestube für ihr Znüni (9-Uhr-Frühstück) umfunktionieren.

Wie für die Tiere gibt es auch für die Tierpfleger*innen Orte, die als Rückzugszonen dienen können. Im Masoalarevier ist der Werkhof direkt bei der Halle ein wichtiger Rückzugsbereich für die Tierpfleger*innen. Hier finden offizielle und inoffizielle Arbeitsbesprechungen statt. Hier wird in den Pausen Kaffee getrunken, gegessen, geraucht und Privates ausgetauscht. Der Werkhof ist ein zentraler und geschützter Kommunikationsort, an dem die Pfleger*innen in der Regel unter sich sind, so dass hier auch Vertrauliches besprochen werden kann.⁸⁸

Die verschiedenen Räume des Zoos adressieren verschiedene Akteure und Subjekte. Die Besucherzonen sind Präsentationsräume, die sich in erster Linie an die Zoobesucher*innen richten. Die Gehege und Anlagen, die vor allen Dingen die Funktion eines tierischen Lebensraums erfüllen, sind gleichzeitig Räume der illusionären Darstellung für die Menschen als Publikum. Die Betriebsräume, die eine sehr spezifische Funktion zur Unterhaltung des regulären Zooalltags erfüllen, sind sowohl Räume für die Zoomitarbeiter*innen als auch für die Zootiere.

Am Beispiel der verschiedenen Räume und Bereiche der Hinterbühne zeigt sich die ordnende und die kontrollierende Rolle des Zoos. Indem er Menschen und Tieren einen Platz zuweist, ihnen Raum zubilligt oder nicht, übernimmt er eine disziplinierende Funktion. Gleichzeitig kontrolliert er den Kontakt von Menschen und Tieren und von Tieren miteinander, wobei er ebenfalls definiert, in welchem Verhältnis sie zueinander stehen. Er gestaltet und diktiert die Rahmenbedingungen, in denen die Individuen zueinander in Beziehung treten. Der Zoos ordnet zu und kategorisiert, schreibt Bedürfnisse und Verhaltensweisen zu (bspw. Stress, Rückzug, Fortpflanzung), interpretiert diese und gesteht sie zu oder eben nicht.

⁸⁸ In Zürich gibt es neben den Kommunikationsorten auch Ruheräume mit Schlafmöglichkeiten für die Mitarbeiter*innen, in die sie sich in ihrer Mittagspause komplett zurückziehen können.

*Protagonist*innen*

Der Zutritt zur Hinterbühne wird im Regelfall nur ausgesuchten Personen und Tieren gewährt. Darüber hinaus gliedert sich der gesamte Raum Zoo in Bereiche, die durch unterschiedliche Zugangsberechtigungen für die verschiedenen Gruppen von Personen, Tieren und Pflanzen charakterisiert sind. Entscheidend ist der Status, der Tieren und Menschen vom Zoo zu- oder aberkannt wird - entsprechend sind sie von bestimmten Zonen und Räumen aus- oder in diese eingeschlossen. Dementsprechend bemisst sich auch ihr jeweiliger Bewegungs- und Handlungsspielraum.

Die Tiere und Pflanzen, die im Zoo leben oder sich in ihm aufhalten, lassen sich in verschiedene Gruppen unterteilen, die einen unterschiedlichen Stellenwert besitzen. Zunächst sind dies die *Zootiere* im weitesten Sinne. Hierzu lassen sich die „Wildtiere“ zählen, die im Zoo leben. Aber auch die „Futtertiere“, die nicht zu Anschauungszwecken gehalten werden, sondern allein als Nahrung für die Zootiere dienen.

Neben diesen Tieren gibt es die Gruppe der „Eindringlinge“, also die Tiere, die im Zoo unerwünscht sind.⁸⁹ Neben Schädlingen wie Mäusen, Ratten oder Kakerlaken, die sich bei einer Tierhaltung dieser Größe grundsätzlich nicht vermeiden lassen, sind dies auch andere „einheimische“ Tiere aus der Umgebung, wie Eichhörnchen, Krähen, Katzen, Schlangen, Frösche sowie Füchse und Marder.⁹⁰ Insbesondere die Raubtiere unter ihnen können für den Zoo sehr problematisch werden, da sie die Zootiere wesentlich gefährden können. In Zürich kommt es öfter vor, dass Marder oder Füchse die Gelege der verschiedenen Wasservögel plündern. Ein Einzelfall, aber dennoch - aus monetärer Perspektive und aus Artenschutzsicht - einschneidend für den Zürcher Zoo war der Verlust der zwei einzigen und sehr wertvollen Hyazintharas, die vermutlich von einem Marder getötet wurden.

Zwar schützt ein Zaun den Zoo vor den meisten unerwünschten Eindringlingen, aber dieser kann nicht alle Tiere abwehren. In den Regenwaldhallen sind asiatische Ameisen ein generelles Problem, die vermutlich mit der Erde in die Halle gelangen sind, in der die Pflanzen angeliefert werden. Diese Ameisen sind nicht nur problematisch, weil sie sich relativ ungehindert vermehren können, sondern auch, weil sie das Futter besetzen, das für die Zootiere vorgesehen ist und diese es dann nicht mehr fressen. In

⁸⁹ Ebenso gibt es auch immer wieder Menschen, die unbefugter Weise in einen Zoo oder ein Gehege eindringen.

⁹⁰ In den Ökosystemhallen lassen sich insbesondere kleinere Tiere wie Mäuse, Frösche, Kröten, Spatzen, Äskulapnattern u.v.m. nicht vermeiden.

Schönbrunn machte eine Gespenstschrecke Sorgen, die ursprünglich als Futter dienen sollte und sich dann rasant vermehrte. Für den Zoo wurde sie zum Problem, da sie die Blätter der meisten Grünpflanzen verzehrte und dies sowohl die Pflanzen schädigte als auch die Attraktivität der Regenwaldhalle bedrohte. Gerade in relativ abgeschlossenen Anlagen ist es schwierig, Schädlinge - sind sie erst einmal in der Halle - einzudämmen, da hier nur sehr zurückhaltend und wenn, dann nur mit biologischen Mitteln gearbeitet werden kann, um die anderen Lebewesen nicht zu gefährden.

Der Zaun soll Lebewesen nicht nur ausschließen, sondern auch in die umgekehrte Richtung dafür Sorge tragen, dass keines der Tiere unkontrolliert aus dem Zoo hinausgelangen kann. Gelegentlich verlässt trotzdem ein Zootier den ihm zugewiesenen Platz. So etwa entfloh 2012 der Kapuzineraffe „Kelso“ aus dem Zoo Zürich und wurde nicht wieder aufgefunden (Tagesanzeiger 2012a; 2012b).

Es gibt aber auch Fälle, in denen unerwartete Eindringlinge den Zoomitarbeiter*innen sehr gelegen kommen, etwa ein Bienenvolk, das eines Nachmittags in der Nähe der Masoalahalle landete und als Ersatz für zwei verstorbene Bienenvölker in die Halle gesetzt wurde, auch wenn es europäischer Herkunft war.

Ab und an gelangen unerwünschte Tiere auch durch Menschen in den zoologischen Garten. Es gibt immer wieder Besucher*innen, die Tiere in der Regenwaldhalle aussetzen. Der Zoo versucht dies zu verhindern, da diese Tiere meistens nicht in die inhaltlich-zoologische Thematik passen und weil sie ein hygienisches Problem darstellen, da sie die Zootiere durch Krankheiten gefährden könnten.

Aber nicht nur Tiere können im Zoo unerwünscht sein, sondern auch für andere Lebewesen wird der Zugang durch den Zoo reglementiert. Pflanzen werden unterschieden in wertvolle Pflanzen (Nutz- und Zierpflanzen und für die Erhaltungszucht vorgesehene Arten) und in Unkraut, dass eingedämmt, zurückgeschnitten und entfernt werden muss. Damit die Pflanzen sich über den ihnen zugewiesenen Platz nicht ausdehnen, werden ihnen Grenzen gesetzt. So verhindert in der Masoalahalle eine Durchwachsfolie im Boden, dass der schnell wachsende Bambus die Grenzen der Halle überschreitet und sich außerhalb verbreitet.

Der Stellenwert, der den Pflanzen und Tieren zugewiesen wird, ergibt sich aus ihrem Status innerhalb der Zoos, der Zoofachwelt und beim Publikum. Dieser hängt von verschiedenen Faktoren ab:

Bei Tieren, ob sie als Zootiere, Futtertiere oder Eindringlinge gesehen werden. Bei Pflanzen, ob sie als wertvolle Arten oder als Unkraut identifiziert werden. Weiterhin kommt es darauf an, ob es sich aus Artenschutzsicht bei Fauna und Flora um seltene oder wertvolle Arten handelt, ob ihr Bedrohungsstatus (etwa laut *Roter Liste* der IUCN) alarmierend ist oder eben nicht.

Ein weiterer Faktor ist, ob es sich bei Tieren um eine für das Publikum besonders attraktive Art handelt oder nicht. Der Schauwert bzw. der Beliebtheitsgrad eines Tieres und sein Wert für den Artenschutz sind nicht immer deckungsgleich. Eisbären, Elefanten und Pandabären sind beliebt bei den Zoobesucher*innen (sog. Zeigearten) und gleichzeitig wichtige Vorzeigetiere von Artenschutzprojekten. Seehunde und Erdmännchen sind zwar auch Publikumsmagneten, aber nach IUCN-Status nicht besonders gefährdet. Vice versa sind zahlreiche Reptilien (wie die Batagurschildkröte in Schönbrunn), Amphibien und Fische (wie die Menarambo-Buntbarsche in Zürich) zwar massiv bedroht und für die Zoowelt oder einzelne Mitarbeiter*innen von besonderem Interesse, doch ihr Schauwert gilt als sehr gering:

„Wegen denen kommt keiner in den Zoo. Aber er sieht sie auch. Und er ist vielleicht auch interessiert oder erstaunt. Das ist jetzt so etwas, mit dem kannst du niemanden herlocken, aber wenn er es da sieht, kann er es interessant finden. Sie kommen schon eher wegen Elefanten und Pandabären.“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH)

Zoologische Gärten müssen dementsprechend ein Gleichgewicht finden zwischen ihren Zuchtbemühungen zur Arterhaltung und der Attraktivität für Besucher*innen.

Die räumlichen Strukturen des Zoos sind durch ein System von Öffnungen und Schließungen für die diversen Personen, Tiere und Pflanzen charakterisiert. Der Zugang wird durch den Zoo reguliert, reglementiert und kontrolliert, wobei er gleichzeitig eine ordnende und kategorisierende Rolle einnimmt: Subjekte werden aufgrund ihres ihnen vom Zoo zugewiesenen Status aus- oder eingeschlossen. Der Zoo weist ihnen Raum und Platz zu, ermöglicht und begrenzt Bewegungsradius, Handlungs- und Verhaltensspielraum.

Die Funktionen und Aufgaben bestimmter Akteure, die Befugnisse auf der Hinterbühne besitzen, werden im folgenden Kapitel näher aufgeschlüsselt. Es wird beleuchtet, wie der Alltag auf der Hinterbühne aussieht, welche Prozesse stattfinden und welche

Arbeit(en) hier verrichtet werden, um die Heterotopie herzustellen, tagtäglich zu reproduzieren und weiterzuentwickeln.

5.5.2. Im Verborgenen II: „Schmutzige Arbeit“ auf der Hinterbühne

„... wir rotieren jeden Tag und wir kommen nicht nach.

Und wir sind noch nicht da wo wir sein wollen ...“

(Pfleger I, ZH)

Die Hinterbühne ist der Bereich, in dem die Illusion, das Schauspiel, die Realität der Vorderbühne entsteht und produziert wird. Dies geschieht weitestgehend im Verborgenen, ohne die Blicke der Zuschauer*innen, denn laut Goffman „[...] neigen wir dazu, alle Anzeichen ‚schmutziger Arbeit‘ vor dem Publikum zu verbergen [...]“ (Goffman 2013: 42).

Routine, Geplantes und Spontanes

Die schmutzige Arbeit, - hier nicht nur metaphorisch, sondern wörtlich verstanden - die auf der Hinterbühne verrichtet wird, dient dazu, die Heterotopie Zoo zu dem zu machen, was sie ist, diese zu erhalten und zu reproduzieren. Diese Arbeit lässt sich auf verschiedene Weisen charakterisieren. Einerseits sind es täglich sich wiederholende Verrichtungen, die den Alltag und die Abläufe bestimmen und dafür Sorge tragen, dass der Zoo so bleibt, wie er ist. Andererseits sind es zahlreiche, spontan notwendige Tätigkeiten, die den Alltag im Zoobetrieb bestimmen. Darüber hinaus gibt es stets Projekte der Mitarbeiter*innen, die nicht nur zum Erhalt des Status quo beitragen, sondern auch Verbesserungen, Neuerungen und eine Weiterentwicklung der Anlagen, der Tierhaltung und generell des Zoos bewirken sollen. Das Ziel der Arbeit scheint im ersten Moment klar zu sein:

„Das Ziel ist einfach, zufrieden nach Hause gehen zu können. Und das Gefühl zu haben, wir sind jetzt den Grundvoraussetzungen gerecht geworden, den Tieren gerecht geworden, den Pflanzen gerecht geworden, dem Besucher gerecht geworden, uns gerecht geworden, ja. [...] Es ist einfach wie ein Mosaik. Das Gesamtziel ist einfach, es funktioniert alles super auf hohem Niveau. Und ist gleichzeitig eine Utopie. So. Und Ziel ist einfach an diese Utopie möglichst heranzukommen, aber je näher man auf ein Ziel zusteuert, desto ... also eben, es verändert sich ja auch.“ (Pfleger I, ZH)

Der Zooalltag besteht in erster Linie aus Routinearbeiten. Zentrale Teile des Tagesgeschäftes sind *Planung und Organisation*. Während der täglichen Kontrollgänge durch das Revier nehmen die Revierleitung oder deren Stellvertretung anstehende Arbeiten auf. Ebenso werden auf regelmäßigen Rundgängen und Arbeitstreffen mit den Vorgesetzten (meist die Revierleitung, verantwortliche*r Kurator*in und Leitung der Tierpflege) aktuelle Themen, Entwicklungen und Notwendigkeiten erörtert. Es entsteht ein Depot an Arbeiten, die koordiniert, terminiert und aufgeteilt werden müssen. Tages-, Wochen- und Monatspläne müssen abgearbeitet werden. Zwecks besserer Überschaubarkeit werden für den Tagesdienst im Masoalarevier auf einer Karte der Halle an den jeweiligen Stellen die aktuellen Arbeiten markiert, so dass stets jede*r weiß, welche Aufgaben anstehen und die Revierleitung den Überblick behält. Allabendlich wird der Tagesrapport für die Zooleitung geschrieben.

Ein essenzieller Bestandteil der täglichen Arbeit ist die *Tierpflege*, die Versorgung der Tiere: Fütterung, Reinigung und ggf. die medizinische Versorgung. Das Futter für die Vormittags- und die Nachmittagsfütterungen muss vor- und zubereitet und im Anschluss verteilt werden. Für eine Anlage wie die Regenwaldhallen heißt dies, verschiedene Futterteller mit Obst, Gemüse, Insekten, Mäusen, Spezialfutter und Zusatzvitaminen und -mineralien herzurichten. Je nach Tier, Art und Situation - Jahreszeit, eventuelle Paarungszeit etc. - werden verschiedene Futterzusammenstellungen und -rationen zugeteilt, die gewissenhaft in Futterplänen verzeichnet werden, so dass immer genau im Blick behalten wird, wer was wann und wieviel bekommt. In Immersionsgehegen und Anlagen, in denen verschiedene Tiergruppen gemeinsam leben, ist dies nur begrenzt überprüfbar, da das Futter nicht eindeutig adressiert werden kann. Um hier dennoch den Überblick zu behalten und unwissenden Neulingen die Arbeit zu erleichtern, wurden in Zürich Kataloge angelegt, in denen anhand von Bildern und Listen die Zusammensetzung der unterschiedlichen Futterteller nachvollzogen werden kann.

Für die Fütterungen der Tiere in der Masoalahalle braucht es aufgrund der Hallengröße gerade am Anfang Orientierungssinn und Ausdauer. In der dortigen Futterküche hängen gerasterte Übersichtskarten, mit der sich Ablöser*innen (Mitarbeiter*innen, die keinem Revier fest zugeordnet sind, sondern zwischen verschiedenen Revieren hin- und herwechseln) und ständig wechselnde Volontär*innen zurechtfinden und einen Überblick verschaffen können. Auf ihnen sind sämtliche

Wege, Notausgänge, Seen, der Wasserfall, Volieren und Trockenstellen (Stellen, an denen per Hand gegossen werden muss, da sie während der Hallenberegnung nicht genügend Wasser bekommen) verzeichnet. Auf der zweiten, identischen Karte sind mit farbigen Reißzwecken die Futterstellen für die Varis, Makis, Bienenfresser und Flughunde markiert.

Die Fütterungen selbst, die für die Pfleger*innen nur einen kleinen Teil ihres Arbeitstages ausmachen, gehören für die Besucher*innen zu den Highlights eines Zoobesuches. Aus diesem Grunde sind sie auch, in Form von Schaufütterungen zu regelmäßigen Uhrzeiten, Teil des Entertainmentprogramms. Sie sind zeitliche Bezugspunkte, die den Tagesablauf der Tiere und der Pfleger*innen sowie den Zoobesuch des Publikums takten.⁹¹

Bei Schaufütterungen wird Arbeit, auch in inszenierter Form wie etwa bei Tiertrainings und Präsentationen, direkt vor den Augen des Publikums verrichtet. Sie wird partiell von der Hinterbühne auf die Vorderbühne verlagert und für die Zuschauer*innen sichtbar gemacht, wodurch Tierpfleger*innen und ihre Arbeit selbst zu Ausstellungs- und Anschauungsobjekten werden. Dies führt dazu, dass diese Arbeit - gleich, ob es sich um Fütterung, Reinigung der Anlagen oder das Beschneiden von Pflanzen handelt - zum Objekt des Besucher*inneninteresses und entsprechend beobachtet und kommentiert wird, etwa:

„[...] wenn Sie durch die Halle gehen und sie haben offensichtlich einen Kübel in der Hand oder Futter oder sonst irgendwas, dann rennen ihnen eh viele Leute nach. [...] ‚Was wird da gefüttert?‘ Es wird ja die ganze Zeit was gefüttert oder so, weil das ist ja die Hauptbeschäftigung.“ (Techniker II, SCH & Pflegerin III, SCH)

Besonders in den Regenwaldhallen ist der Kontakt zu den Besucher*innen so eng, dass die Pfleger*innen hier auch Präsentations- und Informationsfunktionen erfüllen und mit Fragen, Bemerkungen und Ratschlägen von den Besucher*innen konfrontiert werden. Nicht jede*r Pfleger*in mag den direkten Publikumskontakt, andere

⁹¹ Bei stark routinierten Abläufen, gleichen Fütterungszeiten und Unterbeschäftigung neigen manche Tiere dazu, aufgrund von Langeweile sog. Stereotypen zu entwickeln - Verhaltensauffälligkeiten wie etwa das ständige Hin- und Herlaufen (pacing). „A stereotypy is a behaviour pattern that is repetitive, invariant and has no obvious goal or function.“ (Mason 1991: 1015) Durch Fütterungen zu wechselnden Zeitpunkten wird dies zu vermeiden versucht. Desgleichen wird Futter als eine weitere Anregung im Rahmen des Behavioral Enrichment, zur Beschäftigung der Tiere in den Tagesablauf integriert.

wiederum heben dies als besonders positiven Aspekt der Arbeit in der Regenschaukelhalle hervor, denn dort gibt es

„[...] so schöne Momente, auch gerade mit Kindern oder so. Diese Rückmeldungen, diese Begeisterung, dieses Feedback von den Besuchern, dass man dann unmittelbar direkt bekommt, wenn man mal ins Gespräch kommt. Das ist ja auch sehr schön.“
(Techniker II, SCH & Pflegerin III, SCH)

Während der Fütterung findet auch gleich ein Teil des täglichen Tiermanagements und Monitorings statt. Die Tiere werden gezählt, beobachtet und kontrolliert, ob sie sich anders verhalten als üblich. Kranke Tiere und sonstige Auffälligkeiten werden neben Zu- und Abgängen in Tierjournalen protokolliert und eventuell dem Kurator und dem Veterinärmediziner gemeldet. Ebenso gehört die Zucht - mit Organisation der Pärchen, der Paarung und Betreuung der Nachzuchten - zu den zentralen Aspekten des Zooalltags.

Das Tiermanagement ist zeit- und ressourcenintensiv. Beobachten und Dokumentieren sind elementare Praktiken für die Funktionsfähigkeit des Zoos. Tierverhalten muss registriert, verstanden und eingeordnet werden, so dass reagiert werden kann, wenn Tiere sich anders verhalten als gewöhnlich oder wenn Störungen auftreten. Die Mitarbeiter*innen müssen sich untereinander austauschen, um gegebenenfalls Korrekturen im Tagesplan vorzunehmen, Konkurrenzen unter den Tieren zu vermeiden oder zu beseitigen, das Brut- und Paarungsverhalten zu beeinflussen und insgesamt für den reibungslosen Betrieb des Ökosystems zu sorgen. Dies erfordert Geduld und Wissen - besonders bei komplexen Immersionsgehegen und Tierhaltungen. Mittels Dokumentation werden Erfahrungen und Erkenntnisse gesammelt und weitergegeben, so dass auch andere Zoos diese nutzen und davon profitieren können. Gerade im Hinblick auf Formen der Tierhaltung, mit denen Neuland betreten wird und bei denen es erheblich an Erfahrungswerten fehlt, ist dies ein wichtiger Aspekt.

Im Anschluss an die tägliche Versorgung der Tiere folgt die *Reinigung* - aus hygienischen Gründen eine der häufigsten Tätigkeiten im Zoo. Sämtliche Utensilien für die Futterzubereitung, gebrauchte Teller, Näpfe und Wassertränken werden gereinigt. In den Anlagen müssen die Futterplätze gesäubert und das alte Futter sowie andere tierische Hinterlassenschaften entfernt werden. Die technischen Apparaturen müssen geprüft, die Wasserfilter der Seen, Wasserfälle und Aquarien gereinigt oder

ausgetauscht werden. Böden müssen gewaschen, Besucherwege und Plätze gefegt und Abfälle entsorgt werden. Für den ungestörten Blick werden in den Anlagen sämtliche Glasabsperrungen und -wände, Scheiben und Fenster sowie die Aquarien und Terrarien regelmäßig geputzt. Am Ende des Tages werden in den Futterküchen alle Flächen und Böden geschrubbt und gewienert. Alle Dinge - Putzschwämme, Bürsten, Reinigungsmittel, Futterschalen, Messer, Behältnisse etc. - haben einen festen Platz. Manche Räume stehen in Sauberkeit und Ordnung einem Labor in nichts nach.⁹²

Der Grund für den hohen Stellenwert von Sauberkeit liegt einerseits in der Tierhaltung selbst. Etwaige Erkrankungen bei allen Lebewesen sollen verhindert werden. Bei manchen Tieren, die besonders empfindlich reagieren können - wie etwa Königspinguine, die besonders anfällig für Pilzerkrankungen sind - müssen die Hygienestandards penibel eingehalten werden. Andererseits sind diese Standards auch in der Geschichte und Tradition des Berufes begründet. Früher war die Sauberkeit ein wichtiges Kriterium der tierpflegerischen Arbeit. Die Tierpfleger*innen verrichteten ihre Tätigkeit in erster Linie dann gut, wenn das Tiergehege sauber und die Tiere gesund waren. Heute haben sich die Prioritäten verschoben, so dass Pfleger*innen einer jüngeren Generation das Pochen auf Sauberkeit teilweise kritisch betrachten und es wichtiger finden, dass die Tiere ein breites Spektrum ihres „natürlichen“ Verhaltens ausleben können.

Eine Besonderheit innerhalb der Zoos stellen die Regenwaldhallen dahingehend dar, als dass hier die *Grünpflege* den Hauptanteil des Arbeitstages ausmacht. Pflanzen müssen kultiviert, neu gesetzt, nachgepflanzt und gewässert werden. Sie benötigen nährstoffreiche Erde und Dünger. Aber dem scheinbar unbändigen Wachstum soll auch Einhalt geboten werden: Pflanzen müssen stetig beschnitten, Bäume gefällt und Unkraut muss permanent gejätet werden. Schon beim morgendlichen Kontrollgang durch die Halle werden überstehende Äste entfernt und Triebe zurückgeschnitten. Es soll erst gar nicht dazu kommen, dass die Halle überwuchert wird, jeder dahingehende Ansatz wird von Anfang an eliminiert. Es „[...] hat sich ein gewisser Pflegestil rausgeschält, wo man frühzeitig kleine Eingriffe macht [...].“ (Pfleger I, ZH) Auch hier gilt es, immer die richtige Balance zu halten,

⁹² Die Sauberkeit entspreche höchsten hygienischen Standards, wie ein Zoomitarbeiter nicht ohne Stolz erzählt - eine ehemalige Volontärin, von Beruf Köchin, habe ihm dies anerkennend versichert.

so „[...] dass ich die Pflanzen, die gut wachsen, permanent zurückschneiden muss, dass die anderen nachher Licht haben. Aber halt so, dass es trotzdem gut aussieht. Also das Schlimmste [...] sind Kampagnen.“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH)

Kampagnen, in deren Rahmen sämtliche Pflanzen rigoros zurückgeschnitten werden, sind deswegen unbeliebt, weil sie die Illusion eines Regenwaldes für die darauffolgenden Wochen oder Monate zerstören können.

„Das soll ja eine Landschaft sein, du musst dort reingehen und musst einmal den Ast wegzwicken, morgen zwicke ich den ab, morgen breche ich den einmal weg, lass ihn dürr werden und schneid ihn weg ja. Also du musst im Kopf schon verstehen, wie viel darf der Baum, dass die anderen da unten auch ein Licht bekommen ja. Und musst das halt sehr elegant, sehr unauffällig permanent regulieren ja.“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH)

In der Zürcher Masoalahalle werden solche Kampagnen in Form von Schnitttagen durchgeführt. Hierbei werden vor allem die meterhohen Bäume zurechtgestutzt, da sie so stark wachsen, dass sie in wenigen Jahren das Hallendach erreichen würden. Um aber das simulierte Biotop so aussehen zu lassen wie sich Besucher*innen und Zoomitarbeiter*innen einen Regenwald vorstellen, muss das richtige Maß gefunden werden. Bäume und Pflanzen müssen zurückgeschnitten werden, ohne einen Kahlschlag zu betreiben, und Unkraut und gefallenes Laub so entfernt, dass die Halle nicht wie ein Botanischer Garten aussieht. Im Idealfall sollen die Besucher*innen nichts von den Grünpflegearbeiten mitbekommen - so als würde sich der Regenwald selbst regulieren.

„[W]ir haben natürlich auch eben einen Stil entwickelt, wo man Eingriffe macht, wo es hinterher trotzdem noch natürlich aussieht und nicht wie eine Parklandschaft. Trotzdem eigentlich nichts damit mehr zu tun hat, wie sich die Halle natürlich entwickeln würde. Einfach alles überwuchern, zusammenwachsen, unten dran kahl, oben dran dicht und dunkel.“ (Pfleger I, ZH)

Es soll nicht zu aufgeräumt wirken, soll aber ebenso wenig zu unordentlich sein, als würde die Anlage ungepflegt verwildern - ein Regenwald light sozusagen. Die Pfleger*innen folgen dabei ganz ihrem Gefühl, denn objektive Kriterien, wie ein

Regenwald auszusehen hat, gibt es nicht.⁹³ Die gesamten Schnittarbeiten sind eine permanente Arbeit am Design und der Gestaltung der Anlage. Die Pfleger*innen müssen dementsprechend ein Gefühl dafür entwickeln und antizipieren können, wie sich die Pflanzen nach einem Schnitt entwickeln und wie sie in zehn, fünfzehn oder zwanzig Jahren aussehen werden. Dabei müssen sie stets auch die künftigen (Ein)Blicke der Zuschauer*innen berücksichtigen. Es ist ein permanentes Arbeiten mit und gegen die Pflanzen. Eine Sisyphusarbeit, die in dem Versuch besteht, die Natur unter Kontrolle zu bringen und ihr Grenzen zu setzen.

Der organische Weg

Während in dem meisten Zoorevieren der Arbeitstag sehr stark durchgeplant und strukturiert verläuft, ist dies in solch großen Immersionsanlagen wie dem Masoala Regenwald nur selten der Fall. In diesen komplexen Gehegen, in denen es starke Interdependenzen zwischen den einzelnen Variablen gibt, fallen zahlreiche Arbeiten spontan an und müssen auch meist sofort erledigt werden. Der Tag ist bestimmt aus einem Mix an bereits geplanten, terminierten Arbeiten und einem großen Kontingent an ad-hoc-Verrichtungen: Tätigkeiten zur Instandhaltung der Anlage wie die Sanierung der Wege, die Erneuerung der Absperrungen und das Reparieren von Futterplätzen. Ebenso das Managen von größeren und kleineren Notfällen wie etwa die Reparatur ausgefallener Pumpen und Lüftungsklappen, das Auffüllen zusammengesunkener Luftkissen des Hallendaches, das Beheben elektronischer Störungen und die Beseitigung von Algenbefall im Meerwasseraquarium.

Die Pfleger*innen der Masoalahalle beschreiben ihre Arbeitsweise als „organischen Weg“, da er häufig durch kurzfristig anfallende Arbeiten geprägt ist und sie im Laufe der Zeit durch Versuch und Irrtum einen Pflegestil entwickelt haben, der die Halle ihren Vorstellungen entsprechend aussehen lässt. Dies liegt auch darin begründet, dass Erfahrungen mit dem langfristigen Unterhalt solcher Anlagen und mit der Gemeinschaftshaltung von so unterschiedlichen Lebewesen rar sind und es noch kein (institutionalisiertes) Wissen dazu gibt.

⁹³ Als Garant für die Authentizität des Zürcher Masoala Regenwaldes gelten u.a. Aussagen von Besucher*innen, die bereits vor Ort in der Masoalaregion waren, ebenso natürlich die Expertise der Zooleitung und der am Bau beteiligten Personen, die mehrmals in Masoala waren, sowie Bildmaterial. Dazu mehr in Kapitel 6.

„Und ja da hat es schon einen Haufen Fehleinschätzungen gegeben, wo auch Tiere dann schlussendlich gestorben sind, weil es einfach nicht gepasst hat. Das ist aber fast nicht zu umgehen, weil man weiß es einfach vorher nicht. Aber das sind dann eben genau Phasen, wenn man neue Tierarten einführt oder neue Individuen, wo einfach Beobachtungszeit extrem hilfreich wäre, zum eben dann doch rechtzeitig unterstützen, gegensteuern oder die Notbremse ziehen und sagen, nein, den müssen wir wieder einfangen.“ (Pfleger I, ZH)

So viele verschiedenartige Lebewesen auf einem begrenzten Raum zu halten ist immer auch ein Vabanquespiel, denn „tatsächlich ist alles was du in die Halle rauslässt hochriskant“ (Techniker I, SCH & Techniker II, SCH). Ändert sich ein Parameter, kann es passieren, dass das ganze System gefährdet ist.⁹⁴ Die Entwicklungen in solchen Anlagen sind nur bedingt plan- und steuerbar, besonders die Tiere stellen einen unkalkulierbaren Faktor dar. So wurde etwa in der Masoalahalle die Haltung von Bambuslemuren aufgegeben, da diese Tiere Futter fraßen, das nicht für sie bestimmt war, und deshalb nicht optimal ernährt waren. Dies führte zu Übergewicht und schlechtem Fell. Da auch nach Diäten und Futterabwehrversuchen keine endgültige Lösung gefunden wurde, beendete der Zoo schließlich die Haltung.

Stets werden neue Dinge ausprobiert, getestet und wieder verworfen - sei es hinsichtlich Tierhaltung und Vergesellschaftung von Tieren oder Pflanzenkultivierung:

„Weil auf dem Weg macht man Erfahrungen, lernt dazu, merkt, was nicht funktioniert, muss den Weg ein bisschen ändern, in eine Richtung, dass es funktioniert. Muss irgendwo einsehen, da kommen wir nicht weiter ran, das können wir jetzt lassen, da konzentrieren wir uns auf einen anderen Bereich. Also das ist auch da [...] ja ein organischer Weg. Also das wächst und verändert sich stetig.“ (Pfleger I, ZH)

Es ist ein sog. „adaptives Management“ (Holling 1978), das hier betrieben wird. Da aufgrund mangelnder Erfahrungen bei diesen geschlossenen Immersionsgehegen stets Ungewissheiten existieren, müssen in einem stetigen Rückkopplungsprozess das Ökosystem beobachtet, die Probleme erkannt und die Bedingungen verändert und angepasst werden (vgl. Wensing 2000: 97; vgl. Rist, Felton et al. 2013).

Die Anforderungen, die der Betrieb der neuen Anlagenformen an die Zoomitarbeitenden stellt, sind hoch. Die Regenwaldhallen sind nicht einfach nur Häuser und Tiergehege, sondern sie werden zu einem „Kleinbetrieb“ (Kurator, ZH).

⁹⁴ Es sind nicht nur die Tiere, die hier schwer berechenbar sind, sondern, laut Aussage des Landschaftsarchitekten, sind auch Pflanzen in dieser Masse schwer zu kontrollieren.

Größe und Komplexität erfordern umfassende Kenntnisse über die Zusammenhänge zwischen den Tier- und Pflanzenarten, die das Grundwissen der reinen Tierpflege übersteigen, und bedingen ein Management, dass sich zwischen dem einer Voliere und dem eines Nationalparks bewegt (Kurator, ZH). Es gibt täglich dringliche Anliegen, unzählige Details müssen im Blick behalten und Zusammenhänge müssen erfasst werden. Stets muss dabei der Überblick über das große Ganze gewahrt bleiben. Dies kann manch eine*n überfordern, denn

„[...] gerade [in] ein[em] Regenwaldhaus, da passiert halt jeden Tag [...] was Schönes, aber auch was Negatives. Es sind eben sehr viele Tiere, es ist ein Zoo im Zoo und dadurch passiert auch so viel wie in einem ganzen Zoo und man muss dauernd reagieren. Viele Leute können das gut abfedern, aber andere sind halt zeitlebens verwirrt, dass das nicht so war wie gestern.“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH)

Die körperliche Belastung im Regenwaldbiotop ist größer als in den meisten anderen Revieren: Die hohe Luftfeuchtigkeit und die warmen Temperaturen machen gewöhnliche Tätigkeiten zu schweißtreibenden Angelegenheiten.⁹⁵ Die Anlagen sind wesentlich größer als die üblichen Gehege, die Wege weiter, und die Bewirtschaftung ist aufwendiger. Die Pfleger*innen müssen über Fertigkeiten verfügen, die nicht Teil des üblichen Berufsbildes sind - so kann der Baumschnitt in der Masoalahalle nur von Pfleger*innen ausgeführt werden, die schwindelfrei sind und über eine spezielle Kletterausbildung verfügen. Der physische, mentale und zeitliche Umfang der Arbeit ist höher als in einem übersichtlichen Käfig. Die Pfleger*innen können nicht wie sonst ein Tier aus dem Käfig holen oder „einfach so aus den Bäumen rauspflücken“ (Kurator, ZH), sondern sie werden zu „Jägern und Trappern“ (Kurator, ZH), die Dinge ausprobieren und erlernen müssen. Improvisationstalent und ein gewisses Maß an Kreativität sind erforderlich, um Problemlösungen zu finden. So mussten Vorrichtungen gebaut werden, die die Lemuren daran hindern, das Papageien- und Flughundfutter zu fressen. Ebenso musste eine technische Anlage entwickelt werden, die die Mausmakis in der Halle überwacht und regelmäßig zählt.

⁹⁵ Da die Arbeit unter diesen klimatischen Bedingungen den menschlichen Organismus sehr belasten kann, stellt der Zoo Zürich den Mitarbeiter*innen im Masoalarevier mineralische Getränke zur Verfügung. Einige Mitarbeiter*innen ziehen spezielle Funktionsunterwäsche an, die den Schweiß besser abtransportiert. Andere wechseln ihr Arbeitsshirt mehrmals täglich.

Die Pfleger*innen fühlen sich verpflichtet, diese Halle respektvoll, ja gar ehrfürchtig zu behandeln und für das große Ganze Sorge zu tragen, auch wenn es sie oft an ihre Grenzen bringt.

„Wir haben einfach von Anfang an das Gefühl gehabt, wie die Halle beschickt werden muss, dass man dem riesen Aufwand, wo der Zoo da gemacht hat, auch gerecht wird. Das ist was Phantastisches und es braucht einfach sehr viel Energie zum in den hunderten von Detailbereichen in der Tier-, Pflanzenhaltung auf ein Niveau zu kommen, wo es Wunschziel wäre. Also die Latte liegt relativ hoch und das schafft man einfach nicht, wenn man das gemächlich angeht. Das funktioniert nicht. Dafür ist es einfach zu viel.“ (Pfleger I, ZH)

Die Arbeit wird als unendlich wahrgenommen, sie scheint nie fertig zu werden, so dass sich die Pfleger*innen wie Don Quijote fühlen:

„Eigentlich ist es der Kampf gegen Windmühlen. Ja. Also wirklich am Ziel ist man da nie, wir können einfach nur näher an die Windmühle rankommen und insofern ist also wirklich der Weg das Ziel.“ (Pfleger I, ZH)

Die Pfleger*innen in Zürich müssen nicht nur Tierpfleger*innen und Gärtner*innen sein, sondern auch Techniker*innen. Vieles wird zwar automatisch gesteuert, aber für das einwandfreie Funktionieren der Halle ist es notwendig, ein Gespür für sie zu entwickeln, da die Automatisierung durch ihre Störanfälligkeit auch ihre Grenzen hat. In der Masoalalhalle werden Beregnung, Lüftung und Temperaturen durch die Haustechnik gesteuert, aber sobald eine der Messstellen defekt oder die Beregnungsmenge zu hoch ist, ist es Aufgabe der Mitarbeiter*innen, dies zu bemerken und dem entgegenzusteuern.

In Schönbrunn ist die manuelle Steuerung explizit „Philosophie“. Im dortigen Regenwaldhaus wird wenig maschinell bestimmt und „[...] diese automatisierten Dinge sind durch den Zugang, die Kenntnis, das Gefühl der Tuenden ersetzt.“ (Techniker I, SCH & Techniker II, SCH). Die Pfleger*innen sollen Parameter wie Temperatur und Luftfeuchtigkeit selber messen, um dann autonom, nach ihrem Gefühl zu entscheiden, ob sie bewässern, heizen oder lüften. Um dieses „[...] Gespür für das Klima, für den Raum, für die Pflanze, für das Viech [zu] entwickeln [...]“ (Techniker I, SCH & Techniker II, SCH) und um dann im Tagesbetrieb schnell wahrnehmen zu können, dass etwas nicht stimmt, braucht es Zeit. Langjährige Erfahrung trägt dazu bei, dass die Mitarbeiter*innen die Störungen schneller bemerken und beheben können. Diese

Anforderungen werden als positiver Aspekt wahrgenommen, weil sie den Gegensatz zur durchgeplanten und gesteuerten Arbeit in einem klassischen Zoorevier ausmachen.

„Aber das ist auch das Schöne an dieser Arbeit - diese Vergesellschaftung und dass man dann dafür ein Gefühl haben muss, was funktioniert, was nicht. Die Konsequenzen dann ziehen muss oder sich für was entscheiden muss. Und diese Bitzellarbeit. Genau das ist das Tolle am Haus insgesamt. Und nicht dieses Separierte, Kontrollierte. Und die Veränderungen, es arbeitet ja auch, also es entwickelt sich ja dann auch das Haus, wenn irgendwas Neues dazukommt.“ (Techniker II, SCH & Pflegerin III, SCH)

Die Immersionsanlagen bedeuten, dass der Zoo gewisse Unsicherheiten und unkalkulierbare Prozesse zulässt, die sich ein Stück weit seiner Kontrolle entziehen können:

„[...] da versuchen wir auch praktisch in allen neuen Anlagen Arten zu vergesellschaften und das birgt Risiken in sich. Die Risiken sind etwas größer, als in einer einzelnen Anlage, wo nur eine Tierart drin ist oder nur ein Individuum drin ist. Und ja, da gibt es Unwägbarkeiten. Sei es, dass sich Individuen nicht vertragen, individuell nicht [...]. Oder dass Arten sich gelegentlich nicht mehr vertragen. Das kann lange Zeit gut funktionieren, plötzlich, ob irgendeiner Veränderung [...] gibt es da Probleme.“ (Kurator, ZH)

Für Pfleger*innen und Zoo ist dies mit einem Lernprozess und einer Gratwanderung verbunden, wie weit sie Dinge passieren lassen, ohne einzugreifen. Denn auch wenn dieses System noch lange nicht sich selbst überlassen wird, bedeutet es ein gewisses Risiko, dass Kontrolle abgegeben und somit ein gewisses Maß an Verletzlichkeit zugelassen wird.

Damit die Regenwaldhallen so reibungslos funktionieren, wie es von der Idee her vorgesehen ist, müssen die Pfleger*innen ein gewisses Maß an abstrakten und analytischen Fähigkeiten besitzen.

„[...] Du brauchst eben [...] gerade in solchen Häusern, gute Pfleger, die jetzt nicht von irgendetwas, von einem Paradies träumen, sondern wirklich verstehen, was muss ich da machen [...].“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH)

Sie müssen die Halle als Ganzes betrachten und ein grundsätzliches Verständnis dafür entwickeln, wie dieses Biotop, dieses System funktioniert.

Das dazu benötigte Wissen über die Tiere und Pflanzen - wie sämtliche Elemente wechselseitig voneinander abhängen und miteinander interagieren und wo die jeweiligen Grenzen liegen - muss über die Zeit durch Erfahrung, Versuch und Irrtum generiert werden. Es ist ein permanenter Lernprozess, der stark auf die Eigeninitiative der Beschäftigten baut. Viele entwickeln eigene Spezialgebiete und bestimmte Steckenpferde - wie etwa eine Vorliebe für Pflanzen, Bepflanzungsformen oder ein besonderes Interesse für Frösche, Flughunde oder Chamäleons. Sie beschäftigen sich auch in ihrer Freizeit intensiv mit Themen ihres Arbeitsalltages, für die während der Arbeit wenig Zeit bleibt - wie Meerwasseraquaristik, Konditionierung von Fischen auf die Pfleger*innen oder Training von Pinguinen für ein artgerechtes Jagd- und Fressverhalten. Dieses Maß an Engagement legt einen gewissen Grad an Identifikation mit dem Zoo und seinen Zielen nahe. Die Mitarbeiter*innen eignen sich autodidaktisch Expertenwissen an und werden somit zu Spezialist*innen mit einem breiten Erfahrungsschatz, denen die Zucht von Tieren übertragen wird, auch wenn diese üblicherweise gar nicht zu ihrem Revier gehören:

„[...] wir haben auch Fidschi-Leguane dort [im Regenwaldhaus (Anmerkung der Autorin)] und warum haben wir dort Fidschi-Leguane? Weil dort die besten Leguan-Züchter-Pfleger sind. Also das ist mir dann ganz egal, bei allen Konzepten, wenn ein guter Handwerker dort sitzt, gebe ich ihm das Tier, auch wenn es überhaupt nicht ins Konzept passt und wenn die halt von Fidschi kommen.“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH)

Mit ihrer Arbeit generieren die Zoomitarbeiter*innen immer auch Wissen, dass dokumentiert und kommuniziert wird. Erfolge und Misserfolge, neue Ideen und Erkenntnisse werden auf Fachtagungen und Symposien ausgetauscht. Kommunikation und Zirkulation dieses Wissens innerhalb der Zoocommunity sind - über den Austausch von Tieren hinaus - von entscheidender Bedeutung für die Weiterentwicklung und die Transformation der Zoos und letztendlich für ihr Fortbestehen.

Die Arbeit der Zoomitarbeiter*innen ist immer auch ein Austarieren des Verhältnisses zwischen dem Laisser-Faire und der Kontrolle und Beherrschung der Natur. Auch wenn mittels Technik und Planung viele Unwägbarkeiten eingeschränkt werden sollen, ist in großen Immersionsanlagen ein stark reaktives Handeln erforderlich, weil das Personal dort häufiger als im klassischen Zooalltag auf unvorhersehbare

Geschehnisse reagieren muss. Die Kalkulierbarkeit und die Beherrschbarkeit der Natur, der Tiere und Pflanzen und auch der Technik werden zwar ausgelotet, kommen jedoch schnell an ihre Grenzen.

5.5.3. Schöpfungsphantasien

„Das bissl Wetter, das wir brauchen, machen wir uns selbst.“

(Techniker II, SCH)

Die Arbeit von Zoomitarbeiter*innen ist Teil eines permanenten Schöpfungsaktes, in dem eine eigene Welt mit dem dazugehörigen Weltgefühl erschaffen wird. Zoos versuchen mit Immersionsgehegen eine möglichst detailgenaue Nachahmung, eine nahezu perfekte Simulation eines Ökosystems herzustellen. Sie erschaffen hierbei aber nicht nur die Kopie einer real existierenden Vorlage. Diese Räume entwickeln ein Eigenleben und bringen eigene Logiken und Strukturen hervor. Sie überlagern bereits bestehende Logiken und Strukturen oder verbinden sich mit ihnen zu neuen.

Simulationen

Die Ökosysteme und Habitate, die der Zoo mit seinen Anlagen erschafft, sind nicht nur durch die Inszenierungsmittel und -weisen gekennzeichnet, wie sie in Kapitel 5.3 erläutert wurden, sondern sie zeichnen sich auch dadurch aus, dass mit ihnen ganze Welten mit Vegetations- und Klimazonen und eigener Zeit erzeugt werden, in denen alle Prozesse des Lebens stattfinden sollen.

Es gibt Parameter, von denen Zoos in hohem Maße abhängig sind, die aber bis zu einem gewissen Grad durch die Zoos beeinflusst und gesteuert werden können - etwa Tages- und Nachtzeiten, Jahreszeiten, Klimata. Indem Zoos die Tages- und Nachtrhythmen sowie das Wetter und die damit zusammenhängenden Variablen wie Temperatur, Licht, Niederschlag, Wind etc. in bestimmten Anlagen steuern oder sogar selbst herstellen, nehmen sie erheblichen Einfluss auf die darin befindlichen Lebewesen und regulieren diese.

Zeit spielt im Zoobetrieb eine elementare Rolle. Einerseits als Bedingung für Entwicklung: Die Regenwaldhallen sehen anfangs noch sehr neu und beinahe steril aus. Die Bepflanzung ist noch nicht dicht und lückenlos, Wege und Möblierung wirken unbenutzt und besitzen keine Patina, die sich erst mit den Jahren entwickeln wird. Diese Anlagen sind dadurch gekennzeichnet, dass sie erst im Lauf der Zeit ihre

spezifischen Eigenheiten entwickeln und so zu dem werden, was sie eigentlich sein sollen.⁹⁶

Andererseits ist für den Zoo die Tageszeit maßgebend. Tag und Nacht respektive die An- oder Abwesenheit von Licht sind wesentliche Elemente, die dem Zoo Grenzen setzen, die er sich aber auch zu eigen macht und für seine Präsentationsweisen manipuliert. Nacht- oder dämmerungsaktive Tiere, die sich tagsüber, während der Öffnungszeiten, in ihrer Ruhephase befinden und sich dementsprechend zurückziehen, werden mit technischer Hilfe sichtbar gemacht.

In den 1950er und 1960er Jahren begannen zoologische Gärten, Häuser für nachtaktive Tiere zu bauen (vgl. May 2014: 57). Wie diese Räume beschaffen sein müssen und welches die richtige Beleuchtung ist, damit Besucher*innen Tiere wie Ratten und Fledermäuse sehen konnten, musste über Jahrzehnte erforscht und getestet werden. Denn einerseits muss der Biorhythmus der Tiere so angepasst werden, dass er asynchron zur tatsächlichen Tageszeit verläuft und sie während der Besuchszeiten in ihrer aktiven Phase sind. Andererseits muss die Lichtatmosphäre so konstruiert werden, dass eine Variante zwischen Nacht und Dämmerung simuliert wird, die nicht zu hell für die Tiere ist - aber auch nicht zu dunkel für die Besuchenden, damit sie sich noch im Raum zurechtfinden und die Tiere betrachten können (vgl. Hancocks 1971: 136ff.; vgl. May 2014).⁹⁷ Künstliches Licht erzeugt hier nicht nur Tag-Nacht-Rhythmen und somit zoospezifische Eigenzeiten, sondern ist zudem ein elementares Inszenierungsmittel, das die Tiere in den Fokus rückt. Tageslicht- und Wärmelampen sorgen - ähnlich wie an strategischen Punkten platzierte Futterstellen - dafür, dass sich Tiere an gewünschten Positionen aufhalten, ins rechte Licht gerückt werden und somit für das Publikum sichtbar werden.

Ebenso wie durch die Tages- und Nachtphasen wird der Biorhythmus der Tiere und ihr Verhalten durch die unterschiedlichen Lichtintensitäten in den wechselnden Jahreszeiten und den entsprechenden klimatischen Bedingungen beeinflusst. Abhängig von der Jahreszeit befinden sich die Tiere gerade im Winterschlaf oder in der Winterruhe, in der Paarungs- oder Brutphase. Dementsprechend benötigen sie auch

⁹⁶ Der Kurator der Masoalhalle berichtet, dass er hin und wieder Komplimente für die Anlage bekomme. Sie sei „das einzige Zootiergehege, [...] das über die Jahre schöner geworden ist.“ (Kurator, ZH)

⁹⁷ In umgekehrter Weise praktizieren Zoos das Sichtbarmachen von Tieren jedoch nicht: Sobald die Dämmerung eintritt, schließen die Zoos und bleiben in der Nacht für Besucher*innen unzugänglich. Künstliche Beleuchtung kommt hier nicht zum Einsatz. Nur im Rahmen von speziellen Veranstaltungen mit abendlichen Sonderöffnungszeiten sind die Zoos auch noch später am Abend geöffnet.

unterschiedliche Arten und Mengen an Nahrung, weshalb es in vielen Revieren Sommer- und Winterfütterungspläne gibt. Ähnliches gilt auch für die Pflanzen, die je nach Saison unterschiedliche Mengen an Nährstoffen bekommen. Der Zoo kann auf das Verhalten, die Lebensweise und Entwicklung der Flora und Fauna einwirken, indem er einzelne Variablen wie Futter oder Dünger verändert und somit den Lebewesen den Zeitpunkt für Paarung signalisiert oder das Wachstum steuert.

Die Besonderheit, die der Zoo mit den Ökosystemhallen schafft, ist die Erzeugung und Gestaltung eines eigenen Klimas. Er erschafft Räume, deren klimatische Bedingungen gänzlich unabhängig von ihrer Umgebung sind und die sich zu Räumen mit hybriden Klima- und Vegetationszonen entwickeln - Räume, die quasi eine ganz eigene Zeit bzw. Zeitlichkeit besitzen. Diese Regenwaldhallen werden als Abbilder einer klimatischen Region realisiert, die sich stark von mitteleuropäischen Regionen unterscheidet. Im tropischen Regenwald gibt es keine unterschiedlichen Jahreszeiten. Durch die Bauweise mit großen Glas- oder Foliendächern werden die Regenwaldhallen aber Teil der klimatischen Bedingungen Mitteleuropas und erleben die wechselnden Temperaturen und Lichtintensitäten des Sommers und Winters:

„Die Schwierigkeit ist einfach [...], dass die sowas wie Herbst, was sie ja eigentlich auch in Madagaskar nicht kennen, in der Form mit Laubabfall und so weiter, dass die Pflanzen sich hier durchaus umstellen. [...] Also die Halle ist im Winter deutlich kahler als im Sommer, einfach dadurch, dass weniger Licht da ist und Hochnebel in Zürich verstärkt es dann einfach noch, dass man fast vier, fünf Monate kein richtiges Sonnenlicht hat. Und das merkt man an den Pflanzen, dass sie lichter werden und heller vom Laub.“ (Landschaftsarchitekt, ZH)

Im Sommer wachsen die Pflanzen merklich schneller und das Blattwerk ist üppiger und grüner als in den Wintermonaten. Für den regelmäßigen Wechsel des Laubes, wie er im Regenwald stattfindet, fehlt aber der teilweise sehr starke Wind, der totes Blattwerk aus den Bäumen entfernt. Um die klimatischen Bedingungen des tropischen Regenwaldes zu simulieren, müssen diese lokalen Jahreszeiteinwirkungen möglichst abgeschwächt und Defizite durch Menschenhand und technische Anlagen ausgeglichen werden.

Die Klimatisierung solch großer Regenwaldhallen ist grundsätzlich ein schwieriges und aufwendiges Unterfangen. Da es eben „kein statisches System“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH) ist, gilt es, das Zusammenspiel verschiedener Variablen zu beachten und zu verstehen: Es muss zum richtigen Zeitpunkt und in der richtigen

Menge berechnet werden. Die Entfeuchtung und die Belüftung der Anlagen müssen richtig reguliert werden, damit sich Wärme und Nässe nicht übermäßig stauen und aus dem geschlossenen System abtransportiert werden können. Durch Heizungen und Lüftungsanlagen werden die Temperaturen jeweils nach oben oder unten angepasst. Die Feuchtigkeit lässt sich automatisch über softwarebasierte Berechnungsanlagen oder per Hand regulieren. Sogar ein Gewitter wird in Schönbrunn jeden Tag per Zeitschaltuhr ausgelöst. Sollte es zu warm werden oder die Luftfeuchtigkeit zu hoch sein, können Lüftungsklappen und Fenster geöffnet werden, so dass Hallenluft mit externer Luft ausgetauscht wird und Wärme und Feuchtigkeit nach außen abgegeben werden. Der Wind, der auf Madagaskar zu Zeiten des Monsuns herrscht, kann allerdings nicht simuliert und nur schlecht durch das Belüftungssystem kompensiert werden. Belüftung ist ein grundlegendes Problem solcher Anlagen. Auch in Schönbrunn wird versucht, Wärmestaus und fehlende Luftzirkulation durch manuelle Lüftung zu vermeiden.

Da Glas nur einen gewissen Prozentsatz an UV-Strahlen durchlässt, werden in Hallen mit Glaskonstruktionen wie in Schönbrunn UV-Lampen eingesetzt, damit vor allem die Tiere mit notwendigen Vitaminen versorgt werden. Generell ist es aber nicht möglich, das geringere Tageslicht in den Wintermonaten komplett zu kompensieren.

Auch wenn Zoos viel Kosten und Mühe investieren, um in den Ökosystemhallen einen Regenwald zu simulieren, gelingt ihnen das dennoch nicht vollkommen:

„Es ist einfach weit weg von einer perfekten Simulation, also weil einfach da müsste man wie in einem holländischen Gewächshaus da Strahler unter die Decke hängen und dann im Winter dazu buttern, müsste vermutlich noch ein eigenes Kraftwerk daneben haben zum den Strom generieren. [...] es ist allein die Tatsache, dass kein Wind oder Sturm in der Halle weht, hat einen riesen Einfluss. Kronen, wo da schön nebeneinander wachsen, wo sich bei Sturm die Äste gegenseitig abschlagen, wachsen in der Halle einfach ineinander, durcheinander. Blätter, wo runterfallen, bleiben einfach Wochen oder monatelang am selben Ort auf halber Höhe hängen, weil einfach kein Wind durchbläst, wo das bis am Boden transportiert. Was wir dann eigentlich auch wieder auffangen, in dem wir dann eben die größeren Sachen eigentlich täglich zusammen sammeln zum eigentlich das Originalbild und das Originalgefühl zeigen zu können, das eben nicht ein Drittel vom Ganzen oder ein Viertel braun und abgestorben ist, sondern dass man da in eine vitale Kulisse reinguckt, so wie da, wo eben auch keine braunen Blätter und toten Äste drinhängen.“ (Pfleger I, ZH)

Nicht nur in den Regenwaldhallen, sondern auch in anderen Tieranlagen werden Habitate und dazugehörige Klimata erzeugt, wenn auch in kleinerem Maßstab und bisweilen nur punktuell. Wärmelampen oder Nebelungsanlagen sorgen in Terrarien für Wüstenklima oder feuchtwarme Tropenatmosphäre. In Zürich und Schönbrunn leben die Königspinguine hinter Glas, um die benötigten antarktischen Temperaturen zu ermöglichen.⁹⁸ In Wien lässt sich das Dach des *Polarium*-Gebäudes öffnen, so dass bei Schnee dieser direkt in die Gehege fallen kann. Um das Klima nahezu perfekt zu simulieren und die Pinguine artgerecht halten zu können, sind auch hier die Anlagen mit Lüftungs- und Filteranlagen ausgestattet, die die empfindlichen Tiere vor Pilzen und Bakterien schützen, die sich bei zu warmen Lufttemperaturen ausbreiten und zu Erkrankungen führen können. Auch muss für ein ausreichendes Lichtspektrum und die richtige Lichtintensität gesorgt werden, damit die Tiere gesund bleiben (vgl. AZA 2014: 7-11).

Die Haltung bestimmter Tierarten und das Betreiben mancher Anlagen ist technisch, finanziell und personell sehr aufwendig und zeitintensiv. Einerseits, weil die Haltung gewisser Arten per se anspruchsvoll ist. Andererseits aber auch, weil die Produktion und Aufrechterhaltung eines ganzen Ökosystems und die dazugehörige Simulation des Klimas mit den richtigen Verhältnissen von Temperatur, Licht, Wasser und Wind ein höchst diffiziles Unterfangen ist.

Leben und Sterben im Zoo

In den Immersionsgehegen versucht der Zoo, Welten zu erschaffen und dem Publikum natürliche Abläufe und Prozesse zu präsentieren, die es sonst nur selten hautnah in dieser Form sehen und erleben kann. Die Zoos versuchen dabei, dem Leben und dem Verhalten der Tiere, wie es sich in ihren ursprünglichen Habitaten gestalten würde, so nahe wie möglich zu kommen. Dennoch stößt dieser scheinbar konsequente Realismus an Grenzen. Dann, wenn der Zoo seinen Besucher*innen etwas nicht zeigt oder sogar absichtlich vorenthält:

Außerhalb des Zoos sind Wildtiere den größten Teil des Tages mit Nahrungssuche, Jagen und Fressen beschäftigt. In den Zoos fallen diese Elemente des tierischen Verhaltensrepertoires weg. „Und grundsätzlich ist die Umwelt für Zootiere eigentlich,

⁹⁸ Neuerdings werden auch solch antarktische Ökosysteme in Immersionsgehegen erlebbar. Im Hamburger Tierpark Hagenbeck gibt es mit dem *Eismeer* eine weitläufige Anlage mit Temperaturen um die 7°C, in der das Publikum direkt durch die Anlage der antarktischen Pinguine gehen kann.

verglichen mit dem, was sie im Naturraum haben, langweilig.“ (Kurator, ZH) Es fehlen zahlreiche Reize und wesentliche Stressfaktoren, denen die Tiere in ihrer Umwelt außerhalb des Zoos stets ausgesetzt wären. Es sind keine Nahrungskonkurrenten und Fressfeinde vorhanden, die die Tiere zu permanenter Aufmerksamkeit zwingen. Dies kann zu Unterforderung, Langeweile und Stereotypen führen. Zoos versuchen einige dieser Defizite zu kompensieren und „[...] einen Teil des Berufes von Tieren in den neuen Anlagen miteinzubauen.“ (Kurator, ZH) Eine Möglichkeit ist die Vergesellschaftung von mehreren Tierarten in einem gemeinsamen Gehege. Ökosystemhallen, die sich thematisch an einer Region orientieren, bieten hierfür eine besonders gute Möglichkeit und zeichnen sich durch den zusätzlichen Vorteil aus,

„[...] dass, wenn Tiere vom gleichen Ort kommen, dass sie dann eigentlich evolutiv gesehen sich schon kennen. Für mich war es phantastisch zu sehen, dass ein so kleines Chamäleon, frisch geschlüpft, zwei drei Tage alt, und da kommt dann ein großer Taggecko, wo das als Happen passen würde, das hat sich richtig verhalten. Und das macht es natürlich einfacher, in solchen gemischten Tierhaltungen, wenn Tiere aus den gleichen Räumen kommen und eigentlich schon, eben evolutiv aneinander angepasst sind, vom Verhalten her.“ (Kurator, ZH)

Eine weitere Möglichkeit ist die Simulation der Nahrungssuche, die normalerweise, je nach Wildtier, einen Großteil des Tages dauern kann. Computergesteuerte Futterboxen, die sich nur zu unterschiedlichen Zeiten öffnen, zwingen die Tiere dazu, diese Boxen mehrmals täglich anzusteuern, wodurch die Suche nach Nahrung imitiert werden soll und die Tiere sich automatisch mehr bewegen. Ebenso gibt es technische Anlagen, mit deren Hilfe die Beutejagd simuliert werden kann, so dass, wie etwa in Schönbrunn, Jaguare in entsprechend hoher Geschwindigkeit ein Stück Fleisch ergreifen können.

Auch wenn den Regenwaldhallen eigentlich die Idee zugrunde liegt, ein autarkes Ökosystem zu simulieren, existieren hier in der Regel keine direkten Nahrungsketten. Das Nahrungsangebot würde nicht genügen, um alle Tiergruppen ausreichend zu versorgen, und außerdem vermeiden Zoos wie etwa Zürich dies meist bewusst.

„Und auch [in] Masoala-Regenwald wollten wir natürlich nicht direkte Nahrungsketten einbauen, dass die sich gegenseitig fressen. Aber Rote Varis fressen gelegentlich Chamäleons. Madagaskar-Taggeckos, große, fressen gelegentlich kleine Chamäleons. Größere Vögel machen sich auf die Jagd nach Fischen, [...] das wollten wir schon keine ganz geraden Nahrungsketten machen, aber ein gewisses Risiko besteht.“ (Kurator, ZH)

Während in Zürich diese Tatsachen als unvermeidbar und naturgemäß gehandhabt wird, werden sie im Schönbrunner Regenwaldhaus nicht toleriert. Als beobachtet wurde, wie eine Langschwanzagame einen Brillenvogel fraß, protestierte die Pflegerin, die sich vornehmlich um die Vögel kümmert, und die Agamen wurden aus dem Regenwaldhaus genommen.

Ebenso wenig wie eine direkte Nahrungskette wird auch meist der Akt des Tötens nicht gezeigt. Es gilt zwar die Prämisse, den Zootieren ihr gesamtes Verhaltensspektrum zu ermöglichen. Aber Tierschutzgesetze und gesellschaftliche Normen setzen den Zoos hier Grenzen: Selten werden Futtertiere als Ganzes verfüttert. Wenn doch, kann dies für Aufsehen sorgen wie im Kopenhagener Zoo (Spiegel Online 2014), der im Jahr 2014 medienwirksam einen kompletten Giraffenbullen vor Publikum zerlegte und ihn dann an die Löwen verfütterte.⁹⁹ In der Regel werden große Tierkörper zerteilt; die Fleischstücke sind Individuen meist nicht mehr zuzuordnen. Kleine Tiere wie Hühner oder Mäuse werden üblicherweise nicht zerteilt, sondern im Ganzen verfüttert. Zoos scheinen uneinig in der Frage, was dem Publikum in dieser Hinsicht zuzumuten ist. Manche bekunden ihre Absicht, dies auch öffentlich zu problematisieren:

„Ja, das klinisch rein machen: ‚Es ist die Beste aller Welten, es stirbt kein Tier, es wird Wurst verfüttert, das ist ja kein Tier‘. Da sind wir doch, dass wir sagen: ‚Doch, wir machen das gelegentlich sichtbar.‘ Und wir sprechen auch darüber, dass wir gelegentlich eben auch überzählige Tiere schießen und verfüttern müssen.“
(Kurator, ZH)

Leben, Töten und Sterben sind zentrale Themen, die im Zoo und durch ihn auf unterschiedliche Weise verhandelt werden. Geburten werden einer breiten Öffentlichkeit als freudige Ereignisse kommuniziert. Pressemitteilungen und Newsletter informieren regelmäßig über den niedlichen tierischen Nachwuchs und erfolgreiche Nachzuchten. Der Tod hingegen wird weit weniger prominent verhandelt - es sei denn, es handelt sich um nicht ganz alltägliche

⁹⁹ In dieser Debatte vermischten sich verschiedene Themen. Ein zentraler Punkt war neben der Medienwirksamkeit der Aktion auch der Hintergrund, dass der Giraffenbulle aus Zuchtgründen im Zoo Kopenhagen überzählig war. Laut Aussage des Zoos war nicht genügend Platz vorhanden, und es habe sich kein anderer Zoo gefunden, der ihn hätte aufnehmen können.

Todesfälle bzw. -ursachen oder um bedeutsame Einschnitte im Hinblick auf den Artenschutz¹⁰⁰.

Aber auch der Tod existiert in der „besten aller Welten“ und gehört zum Zooalltag. Er wird – je nach Spezies – unterschiedlich bewertet; je nachdem, ob der Zoo sein Augenmerk eher auf die Population oder auf das Individuum legt: Bei den

„[...] Webervögeln, bei den Agapornis, da interessiert uns die Population, bei den Madagaskartaggeckos, da interessiert uns die Population. Natürlich beringen wir einmal im Jahr möglichst viele Individuen, können ein Follow Up haben. Sehen, sterben uns alle weg, sehen wir, dass von den Jungtieren keines ein halbes Jahr überlebt und so. Das sind schon Dinge, die wir dann sehen und überprüfen können. Aber so lange wir sehen, dass die Population im Gleichgewicht ist, ist dann, wenn ein Madagaskar-Weber stirbt, gibt es weder ein Begräbnis noch einen Eintrag im Zuchtbuch oder einen Austrag. Sondern die Population, wir sehen, sie ist stabil.“ (Kurator, ZH)

Der Tod wird hier nüchtern als unvermeidlicher, natürlicher Teil des Lebens verstanden, besonders bei Zootieren, die in großer Zahl vorhanden sind (Chamäleons, Geckos, madagassische Tauben etc.).

„[...] dass ein Tier von dieser Größenordnung, wenn es ihm schlecht geht, wenn es alt wird, dass es sich verkriecht und dort stirbt und dann im System verstoffwechselt wird, das ist so was von natürlich. Hingegen bei den größeren Tieren, dann eben Lemuren, Flughunde und so, die kennen wir dann individuell.“ (Kurator, ZH)

Welchen Stellenwert der Tod eines Tieres bekommt, ist von verschiedenen Faktoren abhängig. Einerseits geht es um die Bedeutung, die ein Individuum für das Publikum hat, wie hoch sein Beliebtheitsgrad ist und wie weit seine Popularität reicht. Zudem betrifft der Tod die Zoomitarbeiter*innen auf einer individuellen Ebene, wenn sie eine emotionale Bindung zu den Tieren aufgebaut haben. Andererseits geht es um die Bedeutung des Tieres auf institutioneller Ebene: Hier ist die Relevanz der jeweiligen Spezies für den Arten- und Naturschutz entscheidend und ihr Wert, den der Zoo dem Tier beimisst.

¹⁰⁰ Ein besonders großes mediales Echo hat das Verschwinden eines Humboldtpinguins des Mannheimer Zoos hervorgerufen. Der Körper des toten Pinguins wurde ohne Kopf einige Tage später außerhalb des Zoos gefunden. Vermutungen, dass ein*e Besucher*in ihn gestohlen haben könnte, konnten weder abschließend bestätigt noch widerlegt werden. Die Obduktion ergab, dass er vermutlich durch ein Wildtier getötet wurde (Spiegel Online 2017).

Regulieren und Steuern

Die Idee, Lebensräume und Ökosysteme zu erschaffen, birgt ein stark regulatives Moment. Es zeigt sich, dass für die Aufrechterhaltung dieser Räume stets steuernde Eingriffe notwendig sind und dass permanente Optimierungs-, Innovations- und Interventionsprozesse stattfinden.

Eine große Schwierigkeit für zoologische Gärten ist der Verschleiß der Anlagen, da diese als Lebensräume der Tiere durch deren intensive Nutzung stark in Anspruch genommen werden.

„Ein Problem mit Zoos ist natürlich der Druck der Tiere auf Anlagen, [dass] das, was man gepflanzt hat, vielleicht eben auch als Futter oder als Enrichment erhalten muss und dann Anlagen zur Eröffnung wunderschön aussehen und dann werden sie, ja ausgeleiert.“ (Kurator, ZH)

Pflanzen und Möblierung dienen nicht nur als Enrichment, d.h. als Verhaltensanreicherung, mit der die Tiere sich beschäftigen, sondern werden ebenso zum Nestbau genutzt. In Schönbrunn verwenden die Reisfinken bevorzugt die Farnpflanzen als Nistmaterial, so dass diese immer wieder nachgepflanzt werden müssen, damit die Halle weiterhin ausreichend begrünt ist und nicht zu kahl erscheint. In der Masoalahalle nutzen Hammerkopfvögel die Trägerkonstruktion des Daches als Ort für ihre Nester, die regelmäßig entfernt werden müssen, damit sie die Beschichtung der Metallträger nicht beschädigen. Der Abnutzung der Anlagen und somit auch einem gewissen Attraktivitätsverlust versuchen die Zoos einen Perfektionismus entgegenzusetzen, der jedes noch so kleine Detail betrifft:

„Aber das ist dann so, dass [...] [wir] dann eben auch nach fünf oder zehn oder fünfzehn Jahren nicht müde werden, an gewissen Details zu arbeiten. Dass dann nicht, wenn die Bänke [...] kaputt sind, dass dann nicht Standardbänke reinkommen, dass da nicht plötzlich Standardmülleimer drinstehen. Dass die gestalterische Qualität mit den Weiterentwicklungen oder Innovationen nicht plötzlich über Bord geht.“ (Kurator, ZH)

Insbesondere diese Details sorgen dafür, dass die Inszenierung erfolgreich ist und die Illusion - eines Regenwaldes, einer südamerikanischen Polizeistation o.ä. - für das Publikum entstehen kann. Nachlässigkeit würde dies zerstören.

Einerseits soll die Qualität der Inszenierung gewahrt bleiben und der natürliche Verfall durch konstantes Eingreifen eingedämmt werden.

Dementsprechend „[...] muss permanent was umgestaltet werden. Also dieses Haus lebt auch grundsätzlich. [...] Das heißt man muss dauernd was machen oder so. Sowohl Gärtnerisch als auch Gestalterisch als auch dann letztendlich Technisch oder so. Also auch Bauten geben dann irgendwann auf.“ (Techniker II, SCH & Pflegerin III, SCH)

Andererseits soll eine stetige Verbesserung nicht nur bei der Tierhaltung, sondern auch in den Präsentationsweisen stattfinden. Es gilt die „[...] die Qualität aufrechtzuerhalten und weiterzuentwickeln, dass man nicht stehen bleibt und dann auch weitergeht.“ (Kurator, ZH) Entwicklung und Fortschritt kristallisieren sich als Existenz- und Überlebensbedingungen für zoologische Gärten heraus, um über einen langen Zeitraum Publikum anziehen zu können und auch, um bei der Tierhaltung immer auf einem gleichbleibenden Niveau zu sein.

Perfektionismus und Innovationsdruck erfordern beständige Intervention und das Regulieren jedweder Prozesse. Die Zoomitarbeiter*innen müssen

„[...] jeden Tag wirklich dranbleiben. Wenn man da ins Hintertreffen gerät, dann wächst einem die ganze Geschichte eben buchstäblich über den Kopf und dann hat man den Salat, ja. Und dann hat man irgendwann so ein Pensum vor der Nase, wo man ja fast nicht mehr durchkommt.“ (Pfleger I, ZH)

Mit der Maxime, die neuen Anlagen seien nicht mehr Hallen oder Häuser, sondern (Öko)Systeme, wandeln sich diese von einem statischen Konstrukt hin zu einem dynamischen Gebilde, das einem lebenden Organismus gleichkommt. Im Gegensatz zu klassischen Gehegen, in denen alles wie in einem Labor berechnet und überwacht werden kann, sind die Immersionsgehege unwägbarer und unkalkulierbarer.

„Naja, also es sind Anlagen, die schwer beherrschbar sind. Von meiner Grundkonzeption mag ich es überhaupt nicht, weil ich die Dinge einfach handeln will. Ich will reagieren, ich möchte nicht länger als zwanzig Minuten brauchen, um alle Tiere zu finden. Ich möchte wissen welche Messwerte, welches Klima ich den Tieren anbiete. Das weiß ich in der Halle nicht [...].“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH)

Der Wunsch, Natur berechenbar und kontrollierbar zu machen, muss hier ein Stück weit aufgegeben werden. Da in den Hallen viele Parameter voneinander abhängen und miteinander in Wechselwirkung stehen, sind sie multifaktoriell und somit sehr komplex, dementsprechend risikobehaftet und fragil. Für die Zoomitarbeiter*innen bedeutet dies, mit Unwägbarkeiten und auch mit Misserfolgen und Verlusten umzugehen.

Die Erschaffung eigener Klima- und Vegetationszonen, die Manipulation der Flora und Fauna sowie die kontinuierliche Aufrechterhaltung und Verbesserung dieser Anlagen erfordern ein hohes Maß an Regulierung und Steuerung. Für die möglichst perfekte Simulation müssen nahezu alle Variablen und Details kontrolliert werden. Komplexität und schiere Größe machen dies fast unmöglich.

„[...] ja man kann natürlich unendliche Anlagen bauen, net, nur wenn ich die Tiere nicht mehr finde, wenn ich es nicht mehr kontrollieren kann. Also man muss immer so einen Zwischenweg gehen ja. [...] und da geht es echt nicht um die Attraktivität für den Besucher [...]“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH)

Würden diese Anlagen sich selbst überlassen, entsprächen sie keineswegs mehr der ursprünglichen Idee, die der Zoo mit ihnen verwirklichen will. Ohne menschliche Intervention würde im Verlauf der Zeit Monokulturen von Pflanzen und Tieren entstehen, die nichts mit der Vorstellung eines autarken, vielfältigen Ökosystems gemein haben:

„Man muss beinhart arbeiten, GANZ viel schauen, ganz genau beobachten und permanent eingreifen. Das funktioniert einfach nicht von selber, so wie wir es wollen. Es tät super funktionieren, aber wir wollen ja immer diese Vielfalt, net. Also wir wollen ja viele Arten und nicht drei. Und drum muss man wirklich aktiv dahinter sein, ja.“ (Zool. Abteilungsleiter, SCH)

Diese Gehege bilden Räume, die in einem nie endenden Schaffens- und Schöpfungsprozess aktiv durch die Zoomitarbeiter*innen gestaltet werden müssen.

„Ja es ist immer ein sehr labiles Gleichgewicht insgesamt. Also gerade was [...] die Vogerln betrifft. Also da [...] höre [ich] es nur immer, dass die Kollegen da permanent auch eingreifen müssen mit Angeboten, mit Herausnahme von Tieren, mit Schauen damit eben keine Überhandnahme [gibt]. Also ein Gleichgewicht, wo man sagt ‚Okay, jetzt trage ich nur mehr Futter aus und nehme ein bissl Dreck weg.‘ DAS wird es nie geben. [...] Sondern es ist ein permanenter Prozess in Wirklichkeit, wo man auch permanent etwas probieren mag.“ (Techniker II, SCH & Pflegerin III, SCH)

Der komplexe Prozess, mittels Manipulation, Kontrolle, Beherrschung und Unterwerfung der Natur die Illusion eines Regenwaldes in Europa herzustellen, soll in Zürich am Rand und hinter den Kulissen geschehen. Die (Re)Produktion der Heterotopie wird hier möglichst unsichtbar gemacht.

6. Constructing Nature

„Unser Ziel - und auch die Vorgabe des Zoos - ist,
ein Eintauchen in eine andere Welt zu ermöglichen.

Es ist die andere Welt, die man sucht.“

(Gadient & Vogt 2001: 21)

Der Mensch simuliert nicht nur Natur, sondern er produziert und reproduziert sie, formt und passt sie an, ganz nach seinen Bedürfnissen und Vorstellungen. Im Zoo geht es darum, Welten zu bauen, zu formen, zu erschaffen. Solche Schöpfungsphantasien führten zum Aufkommen von Ökosystemhallen. Sie sind eng mit der gesellschaftlichen Entwicklung zum ökologischen Denken verknüpft.

Die zoologischen Anlagen stellen perfekte Welten dar, in denen der Mensch alles kontrollieren und steuern kann. Zoos formen Natur zudem nicht nur in ihren Räumen, sondern sie agieren mit Naturschutzprojekten, Reservaten und Schutzgebieten massiv über ihre Grenzen hinaus und unterwerfen Natur auch außerhalb zoologischer Räume ihren Vorstellungen.

Die Befassung mit der Heterotopie Zoo zwingt wie alle Heterotopien zu Rückschlüssen auf den Platz des Menschen in der Welt, sein Verhältnis und sein Umgang mit der Welt und anderen Menschen und das Erschaffen von Welt durch den Menschen.

6.1. Weltenbauer und Ökoingenieure

„Und wenn die Erde stirbt, und wenn die Sonne stirbt, werden wir dort oben leben.

Koste es, was es wolle - einen Baum, tausend Bäume, alle Bäume,
die das Leben uns gegeben hat.“

(Fallaci 1966: 462)

Im Juni 1988 wurde im niederländischen Burgers' Zoo die Regenwaldhalle Burgers' Bush eröffnet. Die 15.000 m² große Anlage sollte wie ein eigenständiges Ökosystem funktionieren, das - zumindest teilweise - in der Lage war, sich selbst zu erhalten. Darüber hinaus wollte der Zoo mit diesem sogenannten „Öko-Display“¹⁰¹ (eco display)

¹⁰¹ Bei der Recherche tauchte der Begriff des Öko-Displays nur in den Publikationen des Burgers' Zoos auf und scheint vor allem dort verwendet zu werden. Siehe etwa (Burgers' Zoo; Wensing 2000)

eine neue Form der Tierpräsentation verwirklichen, die es den Besucher*innen ermöglichte, das Zusammenleben hunderter Tierarten in ihrer natürlichen Umgebung zu beobachten. Die Halle in Arnheim war die erste Anlage ihrer Art in einem europäischen Zoo und eine konsequente und logische Weiterentwicklung der Zootierhaltung und der zooarchitektonischen Präsentationsweisen des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Gleichzeitig gingen diese zoohalterischen Entwicklungen mit gesellschaftlichen Prozessen einher, die zu einem tiefgreifenden Wandel des Verhältnisses zwischen den Menschen und dem Planeten Erde führten.

Die Möglichkeit, dass Besucher*innen eine Zooanlage betreten konnten - auch als *walk-through exhibit* bezeichnet - wurde in den 1960er Jahren mit großen, begehbaren Volieren geschaffen, die sich an Habitaten orientierten (vgl. Hancocks 1971: 169; vgl. Coe 1994). Die strikte Trennung zwischen Räumen für Zuschauer*innen und Räumen für Pflanzen und Tiere wurde in ihnen zwar nicht komplett aufgehoben, jedoch zumindest verschoben.

Die künstliche Erzeugung und Simulation von Klima- und Vegetationszonen innerhalb eines Gebäudes hatte ihre Vorläufer in Gewächshäusern, Orangerien und Palmenhäusern.¹⁰² 1962 wurde im Zoologischen Garten Berlin ein Vogelhaus mit Tropenhalle eröffnet, in dem die Vögel frei fliegen konnten und das für die Besucher*innen begehbar war (Mohnhaupt 2017). Ein Jahr später eröffnete im Tierpark Berlin das Alfred-Brehm-Haus mit einer 1.100 m² großen begehbaren Tropenhalle, in der Flughunde und Vögel lebten (Mohnhaupt 2015). Hier wurde versucht, die Flora und Fauna eines Regenwaldes nachzubilden; dies bedeutete einen entscheidenden Schritt auf dem Weg zu den komplexen Darstellungsweisen eines gesamten Biotops (vgl. Baratay & Hardouin-Fugier 2000: 218)¹⁰³.

Diese Zooanlagen können als Wegbereiter für die späteren Immersionsgehege betrachtet werden, die sich seit den 1970er Jahren immer stärker als Trend im Zoodesign durchzusetzen begannen (siehe hierzu Kapitel 2.2). Zunächst wurden die immersiven Gestaltungs- und Präsentationsweisen vor allem in Außenanlagen realisiert (vgl. Coe 1994: 4; vgl. Hancocks 2001: 118), später wurden diese auch in den

¹⁰² Bekannte Beispiele sind etwa das Palmenhaus im Botanischen Garten von Belfast (erbaut 1840), dasjenige der Londoner Kew Gardens (erbaut 1848), die *Grandes Serres* im Jardin d'Acclimatation von Paris (erbaut 1861) oder das Palmenhaus in Schönbrunn (erbaut 1882).

¹⁰³ In der deutschen Ausgabe wird eine Größe von „hunderttausend Quadratmetern“ (S.218) für die Halle angegeben, was nicht stimmen kann, da das Alfred-Brehm-Haus als Ganzes lediglich 5.300 m² groß ist.

Innenanlagen umgesetzt. 1985 wurde nach achtjähriger Planung im New Yorker Bronx Zoo die *Jungle World* eröffnet, eine ca. 4.000 m² große Anlage, die - eingeschlossen unter Glas - die tropischen Regenwälder Asiens simuliert. Die New York Times schrieb damals wenige Wochen vor der Eröffnung in einem enthusiastischen Artikel:

„It is a serious and highly experimental advance in the science and art of zoo-keeping, a major step forward in simulating a total environment and in drawing spectators into close proximity with the wildlife.“ (Gold 1985)

Zeugnisse für einen regelrechten Trend solch immersiver Zooinnenanlagen sind auch der *Lied Jungle* in Omaha und der *Biodôme* in Montréal, die beide 1992 eröffneten. Für letzteren wurde das ehemalige olympische Vélodrome in ein „Raum für das Leben“ (espace pour la vie) umgebaut. In ihm befinden sich fünf verschiedene Ökosysteme unter einem Dach, so auch ein tropischer Regenwald mit entsprechender Flora und Fauna auf über 3.100 m² (Davidson & Lincourt 1990: 39). Der *Biodôme* gilt als die erste Institution, die das Gestaltungskonzept nach Ökosystemen einführte (Estebanez 2006: 710). Zumindest hinsichtlich der theoretischen Planung, die Ende der 1970er Jahre begann, mag dies zutreffen. In der praktischen Umsetzung orientierte sich die *Jungle World* in New York an dem Ökosystemgedanken, und der *Burgers' Bush* in Arnheim operierte bereits explizit mit dem Ökosystemkonzept, wenn auch nicht in den Dimensionen wie der *Biodôme*.

Mit dem *Lied Jungle* im Omaha's Henry Doorly Zoo and Aquarium in Nebraska eröffnete eine der weltweit größten immersiven Regenwaldanlagen, die sich auf über 11.400 m² erstreckte. Nach jahrelanger Planung - erste Ideen hatte es bereits in den 1960er Jahre gegeben - wurde schließlich auch in Europa die erste Anlage dieser Art mit dem *Burgers' Bush* in Arnheim eröffnet (Wensing 2000: 93). Eine Halle, die mehr als dreimal so groß war wie die Tropenanlage in New York und die tatsächlich den Anspruch formulierten, einem Ökosystem gleichzukommen. Die hier leitende Idee war, ein selbstregulierendes System zu schaffen, so dass Pflanzen und Tiere fast ohne menschliche Eingriffe überleben konnten (ebd.: 93).

Der Bau solch großer Klimahallen wurde erst durch technische Neuerungen realisierbar. Seit den 1980er Jahren wird eine spezielle Kunststoffolie (ETFE) genutzt, die sehr stabile Hallenkonstruktionen bei gleichzeitig sehr leichten Tragsystemen ermöglicht.¹⁰⁴ Die ETFE-Folienkissen, als Dach und Außenhaut eingesetzt, sind gut

¹⁰⁴ Ein bekanntes Beispiel für einen Bau mit ETFE-Folienkissen ist die Allianz Arena in München.

isolierend, lange haltbar und wesentlich leichter als Glas. Mit ihrer hohen Plastizität und Flexibilität ist die Folie gut für unterschiedlichste Klimata und Temperaturbereiche geeignet. Im Gegensatz zu Glas lassen die Kissen über 90 % des Tageslichts und über 80 % der ultravioletten Strahlung - vor allem UVB-Strahlung - hindurch und sind deshalb besonders für Gewächshäuser und Ökosystemanlagen geeignet, da durch die UV-Strahlen Bakterien und Pilze abgetötet werden und somit auf Pestizide o.ä. verzichtet werden kann (LeCuyer 2008: 70). Laut einer Broschüre des Zoo Zürich war die Entwicklung dieser Folie Grundvoraussetzung für eine Anlage wie die Masoalalhalle, da nur sie genügend Licht für die Regenwaldpflanzen hindurchlasse (Zoo Zürich 2001: 16).¹⁰⁵ Der Burgers' Zoo war einer der ersten Zoos, der dieses Material für seine Tieranlagen einsetzte.

6.1.1. Das Ende der Welt und eine Arche aus Glas

Die technischen Entwicklungen machten - zumindest partiell - das möglich, was bereits seit Jahrzehnten als gesellschaftliche Utopie existierte: Die Schaffung eines komplett nach außen abgeschlossenen, sich selbst erhaltenden Ökosystems. Diese Idee wurde im Zuge der aufkommenden Raumfahrt von der aufkeimenden Vorstellung befeuert, den Weltraum und andere Planeten zu besiedeln (vgl. Anker 2005; vgl. Anker 2010). Die UdSSR hatten bereits 1965 mit der *BIOS-3* ein kontrolliertes, geschlossenes ökologisches System in Betrieb genommen. Die NASA experimentierte ebenfalls in diese Richtung, stellte die Bemühungen aber nach kurzer Zeit wieder ein und startete erst 1978 erneut ein Programm dieser Art (vgl. Salisbury, Gitelson et al. 1997: 575).

Die Frage wie geschlossene, autarke Umweltsysteme beschaffen und konstruiert sein müssen, damit Menschen in ihnen überleben können, beschäftigte Wissenschaftler*innen verschiedener Disziplinen, (Öko-)Ingenieur*innen und Architekt*innen auch abseits staatlicher Raumfahrtprogramme. So etwa Richard Buckminster Fuller, der seit den 1940ern spezielle Domes - geodätische Kuppeln¹⁰⁶ - entwickelte, die später die architektonische Basis für viele Gewächshäuser und Ökosystemhallen wurden. Auch er war ein früher Anhänger der „space ecology“ und

¹⁰⁵ Die innovativen Möglichkeiten durch den Einsatz dieses neuen Materials werden auch in den geführten Interviews als Voraussetzung für den Bau der Masoalalhalle angeführt. Siehe auch in Bauert & Reisinger (2007: 34).

¹⁰⁶ Diese sind sehr stabil und ermöglichen eine gute Verteilung und energieeffiziente Nutzung des Sonnenlichtes.

sah in der Entwicklung menschlich erzeugter, autonomer Ökosysteme die Lösung für etwaige Umweltkatastrophen (vgl. Anker 2005: 529).¹⁰⁷

Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre wurden die Vorstellungen von Überbevölkerung und der Endlichkeit der Ressourcen, von dem Eintreten eines globalen ökologischen Kollapses und dem drohenden Untergang der Erde - möglicherweise durch einen Atomkrieg - immer präsenter. Das Konglomerat aus diversen Bedrohungen und ihrer jeweiligen Wahrnehmung wurde durch Bücher wie Rachel Carsons „Silent Spring“ (1962), Paul R. Ehrlichs „The Population Bomb“ (1968) und dem Bericht „The Limits to Growth“ (1972b) des Club of Rome bestärkt (vgl. Anker 2010: 101).¹⁰⁸ Es sind die globalen Modernisierungsrisiken und „die Folgeprobleme der technisch-ökonomischen Entwicklung“ (Beck 1986: 26) in der später so genannten *Risikogesellschaft*, die virulent auf dem gesellschaftlichen Tableau erscheinen.

Für manch eine*n wird die Besiedlung des Weltraums ein denkbarer Ausweg, dem bevorstehenden Ende zu entkommen und einen Teil des irdischen Ökosystems retten zu können (vgl. Anker 2010: 101). Die Weltraumkolonien werden zu einem Gegenentwurf der „[...] irrational, disorderly, and ill-managed Earth.“ (ebd.: 113) Viele Anhänger*innen dieser Idee kamen aus der Gegenkultur, der Hippie-, Ökologie- und Umweltschutzbewegung oder waren Nutzer*innen des „Whole Earth Catalog“, der Publikation für alternative Lebenskultur¹⁰⁹:

„In the debate that followed among its readers, the overwhelming majority thought that space colonies could provide well-functioning environments for astronauts seeking to push human evolutionary expansion into new territories, while also saving a Noah's Ark of earthly species from industrial destruction and possible atomic apocalypse on Earth.“ (ebd.: 113)

Ob ein von seiner Umwelt abgeschlossenes Ökosystem mit Flora und Fauna autonom überlebensfähig war und in ihm auch Menschen existieren konnten, sollte - laut Meinung einiger Wissenschaftler*innen - zuerst auf der Erde getestet

¹⁰⁷ Buckminster Fuller ging in seinen Überlegungen sogar noch einen Schritt weiter und hatte die Vision von komplett unter Kuppeln eingeschlossenen Städten, die unabhängig von klimatischen Bedingungen und anderen Unwägbarkeiten wären (vgl. Morris 2008: 146).

¹⁰⁸ Als deutsche Erstausgaben erschienen die Texte wie folgt: Rachel Carson: „Der Stumme Frühling“ (1963); Paul Ehrlich: „Die Bevölkerungsbombe“ (1971); Dennis Meadows, et al.: „Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit“ (1972a).

¹⁰⁹ Erstmals erschienen 1968 sollte der Katalog ein „[...] survival manual for ‚citizens of planet Earth‘ and ‚hippie environmentalist spacemen‘ [...]“ (Kirk 2001: 383) sein. Er beinhaltete sowohl Produkt- und Literaturbesprechungen als auch Artikel und Essays zu aktuellen Themen.

werden (vgl. Anker 2010: 116). Das wohl bekannteste Experiment wurde in der Wüste Arizonas mit der *Biosphere 2* gestartet. Erdacht wurde das Projekt von Mitgliedern der Kommune *Synergia Ranch*, initiiert von John Allen und finanziert vom Milliardär Ed Bass. Sie wollten nicht nur den Beweis erbringen, dass die Besiedlung des Weltraums realisierbar war, sondern die *Biosphere 2* sollte auch als Vorbild für die richtige, rationale, nachhaltige Lebensweise auf der Erde dienen (vgl. Anker 2005: 113). Zwar ging es in erster Linie um die Generierung einer empirischen Basis für eine Weltraum-Arche Noah, die die potentielle Lösung für ökologische und soziale Probleme sein sollte. Darüber hinaus sollten aber auch das Wissen und das Know-how zu Umwelt- und Nachhaltigkeitsthemen - wie etwa Kompostierung, Recycling, Wasseraufbereitung etc. - kommerziell und profitabel genutzt werden.

„The goals of the privately financed Biosphere 2 project were to make a profit, to prepare for the ecological colonization of space, to build a shelter in which its owners could hide in the event of a serious ecological disaster, and most important, to provide a model for how humans should live within Biosphere 1 (Earth).“ (Anker 2010: 121f.)

Erbaut wurde die *Biosphere 2* zwischen 1987 und 1991 in der Wüste von Oracle, Arizona unter der Leitung der privaten *Space Biosphere Ventures*. Sie umfasste auf 12.000 m² mehrere Ökosysteme wie Savanne, tropischer Regenwald, Wüste, Süß- und Salzwassermarschland, einen Ozean und Landwirtschaft für den Nahrungsanbau sowie ca. 3.800 Tierarten (vgl. Salisbury, Gitelson et al. 1997: 576). 1991 startete das erste Experiment mit acht *Bionauten*, die zwei Jahre ununterbrochen dort lebten, immer auch unter großer medialer Aufmerksamkeit (Anker 2010: 124; Fisher Smith 2010). Relativ schnell stellten sich Probleme ein: Schon kurze Zeit nach dem Einschluss sank der Sauerstoffgehalt rapide; im Verlauf der zwei Jahre starben ca. 40 % der Tierarten und es gab ein immenses Problem mit Kakerlaken und Ameisen; auch die selbst produzierte Nahrung war nicht ausreichend.

Der wissenschaftliche Nutzen wird im Rückblick ganz unterschiedlich bewertet. Dass ab einem bestimmten Zeitpunkt Sauerstoff von außen zugeführt wurde und es Gerüchte gab, zusätzliche Nahrung würde von außen in die *Biosphere 2* hineingebracht, desavouierte das Experiment in der breiten Öffentlichkeit und unter Wissenschaftlern (vgl. Anker 2010: 124; vgl. Fisher Smith 2010; vgl. Rand 2016)¹¹⁰. Für einige der

¹¹⁰ Rand vertritt die Meinung, dass der erste Biosphere 2-Durchlauf generell nicht den heutigen allgemein anerkannten Standards für Wissenschaftlichkeit entsprochen habe. Für die Gründe siehe (Rand 2016).

ehemaligen Teilnehmer*innen bedeutet dies aber keineswegs das Scheitern der Unternehmung. Vielmehr müsse das Projekt als Experiment verstanden werden, bei dem gerade die Fehler zum Erkenntnisgewinn beitragen (Nelson 2017). Wenn auch die erste Versuchsanordnung in der *Biosphere 2* kein vollständig selbsterhaltendes Ökosystem war, so könnten wenigstens Einsichten über das Zusammenspiel von verschiedenen Umweltphänomenen, der Flora und Fauna und ihre Auswirkungen auf Ökosysteme gewonnen werden:

„Biosphere 2 was to model Earth's biosphere (Biosphere 1) as closely as possible to best fulfill its purpose as a laboratory for the intensive study of global ecological processes, including the impacts of people and their technologies.“ (Allen & Nelson 1999: 17)

Auch heute noch dient die *Biosphere 2*, mittlerweile durch die University of Arizona betrieben, der wissenschaftlichen Forschung. Vor allen Dingen wird sie für die Erforschung komplexer ökologischer Zusammenhänge der Erde, insbesondere des Klimawandels und der Rolle der Ozeane genutzt.

Die Idee von der Besiedlung anderer Planeten und die Entwicklung selbsterhaltender Ökosysteme hat einen weitreichenden Einfluss. Die Raumfahrt und der imaginierte Alltag von Astronauten im All wurde zum Vorbild für ein ökologisch-nachhaltiges und ressourcenschonendes Leben auf der Erde. Eine neue ökologisch-ethische Lebensführung mit neuen Technologien und Praktiken - Biotoiletten, Geräte mit geringerem Energieverbrauch und Solarzellen, Sparen von Energie, Wiederverwertung von organischem und anorganischem Material (Kompostierung und Recycling) - wurzeln hierin (vgl. Anker 2010: 83-95). Ebenso entwickelte sich ein Bewusstsein für die ökologischen Zusammenhänge des Systems Erde und für den Mangel an diesbezüglichem Wissen.

Bemerkenswert sind die Parallelen zwischen Weltraumkolonialisierung, der Ökologiebewegung, der Entwicklung der *Biosphere 2* und dem Aufkommen von Ökosystemhallen in zoologischen Gärten. Regenwaldhäuser wurden in den späten 1980er Jahren zur Mode und dieser Trend setzt sich auch nach den 1980er Jahren weiter fort. In zahlreichen Zoos entstanden Ökosystemhallen: in München (1995), Köln (2000), Leipzig (2011), Singapur (1998), Buffalo (2008), Paris (2014). Auch Schönbrunn und Zürich folgten diesem Trend und eröffneten Anfang der 2000er Jahre ihre Regenwaldhallen.

6.1.2. Ein Paradies unter Plastik

„The Masoala Rainforest at Zürich Zoo,
covering some 11,000 m²,
is as authentic a replication as possible of Madagascan rainforest.“
(Rübel 2004: 21)

Masterplan

In Zürich und Schönbrunn war der Bau von Regenwaldhallen integraler Bestandteil umfangreicher Masterpläne, die die Sanierung der etwas in die Jahre gekommen zoologischen Gärten bezweckten. Durch umfassende Modernisierungen versuchten die Zoos, die Tierhaltung zu erneuern, neue Attraktionen zu schaffen und so den rückläufigen Besuchendenzahlen entgegenzuwirken.

In Zürich begannen die ersten Überlegungen für den Bau einer Ökosystemhalle 1991. Mit dem Antritt des neuen Zoodirektors Alex Rübel wurde ein Masterplan zur Neuausrichtung des Zoos für die Jahre bis 2020 erarbeitet. Zentrale Punkte dieses Plans, der 1993 der Öffentlichkeit präsentiert wurde, waren die räumliche Erweiterung des Zoos von 13 auf 27 Hektar, die Anordnung und Umgestaltung in „zoogeografische Zonen“ (Zoo Zürich 1994: 9) und die Schwerpunktsetzung auf die Kontinente Asien, Südamerika und Afrika. Zudem sollten die Anlagen grundlegend modernisiert werden - weg von zahlreichen Kleingehegen hin zu der Darstellung ökosystematischer Zusammenhänge. Die Gestalter*innen sollten sich hierbei an den jeweiligen klimatischen Bedingungen orientieren und die Flora und Fauna darauf abstimmen.

Einerseits wurde der Zoo Zürich stärker als Unternehmen ausgerichtet, bei dem die wirtschaftlichen Aspekte einen neuen Stellenwert bekamen (vgl. Ruetz 2011: 88); andererseits wurde die inhaltliche Positionierung mit der Leitidee „Wir kümmern uns heute um das Leben der Tiere in der Welt von morgen“ (Zoo Zürich 1994: 4) neu bestimmt. Der Zoo sollte stärker auf den Naturschutz fokussieren, wie es genereller Entwicklungstrend und Konsens in der internationalen Zoogemeinschaft war.

„In 1991, the zoo [Zürich (Anmerkung der Autorin)] compiled a new strategic plan, in line with the first World Zoo Conservation Strategy which appeared the following year,

in which it resolved to develop a spectacular rainforest exhibit as the centerpiece of a new site development plan.“ (Hatchwell & Rübel 2007: 207) ¹¹¹

Die neue Ökosystemhalle stellte das erste wichtige Kernstück dieser Strategie dar und war nicht nur ein Prestigeprojekt, sondern auch eine Bewährungsprobe für die neue Zooführung. Für den Bau dieser neuen Anlage wurden folgende Gründe angeführt: Erstens stellte sie für den Zoo Zürich eine notwendige Existenzsicherung dar. Die neuen Anlagen sollten immersiv, „grosszügiger“ und möglichst „natürlich“ gestaltet werden (Zoo Zürich 1994: 8), um ausbleibende Besucher*innen anzuziehen, die einen typischen Zoo mit Gitterkäfigen und gekacheltem, antiseptischen Badezimmerambiente nicht mehr akzeptierten (vgl. Dittrich 2008: 343).¹¹² Zürich folgte einer weltweiten Entwicklung, um neuen Rezeptions- und Sehgewohnheiten Rechnung zu tragen. Begriffe wie „Ökosystem“, „Lebensraum“, „Naturnähe“ entwickelten sich zu Schlagworten, die seit den 1970ern mit dem Trend, ökologische Zusammenhänge in einem Gehege darstellen zu wollen, in die Zoosprache Eingang fanden.

„Some of these claims of environmental correctness boasted more style than substance, as buzzwords like ‚ecology‘, ‚ecosystem‘, and ‚interdependence‘ sprang up like weeds in mission statements and master plans.“ (Hyson 2000: 38)

Auch wenn es manchmal nur Absichtsbekundungen waren, schien das Kalkül für die zoologischen Gärten aufzugehen. Die Besucher*innen nahmen diese Entwicklungen äußerst positiv auf und erfuhren, laut einer Untersuchung von 1975, im Zoo ein anderes Verhältnis zur Natur. Durch ihn spürten sie die Schönheit des Lebens und fühlten sich an diesen Orten der Natur näher (ebd.: 38).

Der zweite Grund für die neue Anlagengestaltung war das Fehlen ansprechender Gebäude, die den Zoo Zürich auch bei schlechtem Wetter und im Winter attraktiv für Besucher*innen machten. Die Regenwaldhalle sollte dieses Defizit ausgleichen und

¹¹¹ Erwähnenswert ist, dass hier der neue Masterplan Zürichs mit der Welt-Zoo-Naturschutzstrategie in Zusammenhang gebracht und legitimiert wird, obwohl diese erst zwei Jahre später publiziert wurde. Da diese Strategie aber von einem Gremium, bestehend aus internationalen Zoofachleuten, entwickelt worden war, kann davon ausgegangen werden, dass die Leitung des Zoo Zürich bereits vor der offiziellen Veröffentlichung von den neuen Leitlinien Kenntnis hatte. Inwieweit sie selbst an der Entwicklung der Strategie beteiligt war, ist nicht bekannt. Mehr zur Welt-Zoo-Naturschutzstrategie im folgenden Kapitel 6.2.

¹¹² Der Anstieg und das Abflauen der Besuchendenzahlen kann durchaus mit bestimmten Ereignissen wie etwa Tiergeburten, Sonderausstellungen oder Eröffnungen neuer Anlagen in Zusammenhang gebracht werden. Siehe dazu (Zoo Zürich 2004: 6).

kontinuierlich Eintrittsgelder generieren (vgl. Troxler Loeliger 2003: B 9, Interviews mit dem Kurator und dem Landschaftsarchitekten der Masoalalahalle).¹¹³

Der dritte Grund war didaktischer Natur und hing mit der neuen „Welt-Zoo-Naturschutzstrategie“ zusammen, auf die sich Zoos weltweit immer wieder berufen. Die Strategie benennt immersive Anlagen als geeignetes Mittel, um die Naturschutzanliegen an die Zoobesucher*innen zu vermitteln.

„Immersion exhibits involve zoo visitors in the environmental circumstances of the animals, and such experiences are conducive to favourable reception by visitors of strong conservation messages.“ (IUDZG & CBSG (IUCN/SSC) 1993: 5)

Das Erlebnis und die unmittelbare Erfahrung für die Besucher*innen bekommen einen zentralen Stellenwert in der Zoophilosophie, und dieser Idee folgen die meisten Mitglieder der *World Association of Zoos and Aquariums (WAZA)*¹¹⁴, so auch Zürich und Schönbrunn. Der Zürcher Masterplan ist ganz in diesem Sinne formuliert und bedient sich der gängigen Rhetorik: Es „[...] sollen anstelle vieler kleiner Einzelanlagen großzügige Grünräume entstehen, die einen natürlichen Ökoausschnitt aus dem Lebensraum der entsprechenden Tiere darstellen [...]“ (Zoo Zürich 1994: 8). Die Besucher*innen sollen in „[...] eine naturnahe Welt der Tiere mit einer exakten Nachbildung der natürlichen Gegebenheiten verschiedener Kontinente“ (ebd.: 9) einbezogen werden. Als Freizeitinstitution will der Zoo „[...] das Verständnis für Tier und Natur [...]“ fördern (ebd.: 8).

Die Motive für den Bau des Schönbrunner Regenwaldhauses ähneln denen Zürichs. Nach einem Sanierungsstau wurde mit Beginn 1990er Jahre eine Runderneuerung des Tiergartens eingeleitet, da die Besucherzahlen sanken und Kritik an der Tierhaltung geäußert wurde. Die Planung der Regenwaldanlage, die 2002 ein Jahr vor der Masoalalahalle eröffnet wurde, begann Mitte der 1990er Jahre, wobei die Besonderheit darin bestand, der bereits bestehenden Schloss- und Gartenarchitektur Rechnung zu tragen, die Bestimmungen des Denkmalschutzes einzuhalten und die Regeln moderner Tierhaltung zu beachten (Sommersacher & Schratter 2002: 265). Das Regenwaldhaus wurde als Highlight zum 250. Jubiläum des Tiergartens geplant, im Rahmen dessen eine höhere Finanzierung für ein so aufwendiges und kostenintensives Projekt

¹¹³ Die Zahlen stiegen nach der Eröffnung der Halle im Jahr 2003 stark an: Von 1,2 Mio. Besucher*innen im Jahr davor auf 1,8 Mio. im Jahr 2004 (Bauert, Furrer et al. 2007: 206).

¹¹⁴ Früher mit dem Namen *International Union of Directors of Zoological Gardens (IUDZG)*.

möglich war. Ähnlich wie in Zürich ist auch für Schönbrunn die Entwicklung von Leitlinien erkennbar. Auch hier folgte man dem Zeitgeist, Lebensräume darzustellen und diese in ihrer Ganzheit in immersiven Anlagen erfahrbar zu machen. Dementsprechend möchte der Tiergarten mit dem Regenwaldhaus „einen Ausschnitt eines Südostasiatischen Bergregenwaldes“ präsentieren (Sommersacher & Schratter 2002: 259). Als Alleinstellungsmerkmal wird die thematische Fokussierung auf den Regenwald in Ostkalimantan auf Borneo hervorgehoben, womit sich der Tiergarten von der „Von allem ein bisschen“-Schau“ (Verein der Freunde des Tiergartens Schönbrunn 2002) anderer Regenwaldhäuser abheben möchte. Der Titel der neuen Anlage macht deutlich, welche Programmatik ins Zentrum der Zooarbeit rückte - das Regenwaldhaus sollte als *Botschaft der Regenwälder* die Naturschutzanliegen des Zoos an die Besucher*innen transportieren und somit seine neue Rolle als Naturschutzzentrum verdeutlichen und festigen:

„[...] was ja nach wie vor ein Thema ist und leider nicht an Aktualität verloren hat, ist einfach die Gefährdung der Regenwälder ne. [...] [D]ie Zoos entwickeln sich ja immer mehr dorthin, dass sie nicht eine Sammlung von Tieren sind, die man halt irgendwelchem Publikum präsentiert, [...] sondern dass man immer mehr dazu übergeht, zu erkennen wie gefährdet [...] nicht nur die Tierart selber ist, sondern wie gefährdet einfach ganze Lebensräume und unsere eigene Welt eigentlich ist ne.“
(Techniker I, SCH & Techniker II, SCH)

Erlebnis und Emotionen

Die Idee, über das Erleben die Natur- und Artenschutzanliegen an die Besucher*innen eindringlicher zu vermitteln, wird von Schönbrunn und Zürich gleichermaßen geteilt. Am Zürcher Masterplan und dem Beispiel der Masoalalahalle zeigt sich sehr deutlich, wie der Zoo dies zu realisieren sucht, indem er Erlebnisse, direkte Erfahrungen und damit verknüpfte Emotionen ins Zentrum der Planung zukünftiger Anlagen rückte. Die Masoalalahalle, in der das „[...] ‚Guckkastenprinzip‘ [...] durch das unmittelbar sinnliche Erlebnis eines gleichermaßen künstlichen und natürlichen Umweltausschnittes [...]“ (Gautschi 2003: 61) abgelöst wird, fungiert diesbezüglich als Pionierprojekt. Sie wurde unter dem Motto geplant, den Besuch und die Erkundung der Halle zu einem Erlebnis zu machen (Gadient & Vogt 2001: 19). Für den Zoo ist sie ein „[...] wegweisender Versuch, natürliche Zusammenhänge der Tier- und Pflanzenwelt unter künstlichen Bedingungen erlebbar zu machen.“ (Zoo Zürich 2001: 6)

Schönbrunn verfolgt eine ganz ähnliche Strategie: „Primär soll der Besucher nicht eine Ausstellung von Pflanzen und Tieren sehen, sondern einen Regenwald richtig erleben können.“ (Tiergarten Schönbrunn 2002: 64) Der Tiergarten inszeniert in und durch das Regenwaldhaus ein Abenteuer für die Zoogäste - „Gehen Sie mit uns auf eine Expedition und erleben Sie den Regenwald!“ - und simuliert eine gesamtkörperliche Erfahrung, indem durch die verschiedenen Parameter wie Licht, Temperatur, Gerüche etc. „[...] der intensive Eindruck eines Urwaldspaziergangs“ (Schwammer 1996: 12) entstehen soll.

Aufgrund dieser neuen ‚Erlebnis- Programmatik‘ etablierte sich in Zürich eine Vorgehensweise für die Entwicklung und Planung neuer Projekte, die durch folgenden Grundgedanken geleitet wird: „Was ist die Botschaft, die wir vermitteln wollen? Das steht ganz am Anfang und um das herum entsteht der ganze Rest.“ (Kurator, ZH) Der Zoo suchte mit der Masoalalhalle ein „unverfälschtes Naturerlebnis“ (Zoo Zürich 2001: 14) zu verwirklichen und konzipierte dementsprechend einen roten Faden, an dem entlang alle weiteren Ideen entwickelt wurden. Die leitenden Fragen hierbei lauteten:

„Was soll der Besucher erleben? Was haben wir für Ziele? Was für Emotionen? Was für ideelle Ziele? Aber auch: Was für kommerzielle Ziele? Wo möchten wir, dass er einen Beitrag in einem Naturschutzprojekt abliefert? Wo wollen wir, dass er vielleicht etwas einkauft? Wo wollen wir, dass er vielleicht etwas konsumiert? Wo wollen wir, dass er Begeisterung für ein Tier empfindet? Wo wollen wir ihn reinnehmen für die Begeisterung für Ökosysteme, für Tiere, um sich zu engagieren? Wo soll er auch was lernen und sagt denn 'Ok, ah Palmöle.'" (Kurator, ZH)

Zwei zentrale Motive werden hier deutlich: (i) Der wirtschaftliche Aspekt der Anlage spielt eine entscheidende Rolle, da der Zoo gewinnorientiert arbeitet. Er finanziert sich zu einem Großteil über Spenden sowie über Einnahmen aus den Eintrittspreisen, den Zooshops und den Restaurants; dementsprechend wichtig ist der erwartete ökonomische Nutzen einer neuen Anlage. Aus diesem Grunde wird bei der Planung Wert auf die Konsummöglichkeiten für die Zoobesucher*innen gelegt. Mit Merchandising und Gastronomie wird ein erheblicher Teil des Umsatzes erzielt. Durch den Verkauf in den Zooshops und Restaurants werden die Naturschutzprojekte des Zoos mitfinanziert. So etwa im Fall der Masoalalhalle, bei der zwei Prozent des Umsatzes aus Shop und Restaurant in die entsprechenden Projekte des Masoala Nationalparks fließen (Zoo Zürich 2005).

(ii) Ebenso ist die affektive Beeinflussung der Besucher*innen von Bedeutung. Die Masoalahalle fungiert als Stellvertreterin - oder gar als Surrogat - für den madagassischen Regenwald, so dass sie bei den Besucher*innen ein Gefühl *als ob* entstehen lässt: „Mit dem ‚Masoala Regenwald‘ will der Zoo Zürich erreichen, dass wir den Regenwald auch weitab des originalen Schauplatzes erleben, begreifen und genießen können.“ (Zoo Zürich 2001: 7) Der Zoo will die Besucher*innen insbesondere emotional tangieren. Die Halle soll als ein „[...] attraktives Naturerlebnis mit Tieren und Pflanzen im Mittelpunkt [...] die Herzen der BesucherInnen erobern.“ (Zoo Zürich 2003e: 3) Das, was sie sehen, was sie erleben, was sie mental und emotional aus einem Besuch der Masoalahalle mitnehmen sollen, wird bereits im Vorfeld geplant, choreographiert und dann gezielt evoziert. Halle und Tiere sollen die Gäste „begeistern“ (ebd.: 3), wobei den Tieren und Pflanzen die Rolle von Vermittlern zugewiesen wird. Im Gegensatz zu anderen Zoos, die für eine neue Anlage zuerst das Tierprogramm und dann das dazu passende pädagogische Konzept zusammenstellten, sei Zürich bei der Planung der Masoalahalle genau umgekehrt vorgegangen:

„Wir haben gesagt, welches Besuchererlebnis, welches Engagement wollen wir schaffen. Das war für uns egal, ob jetzt da Gibbons oder Rote Varis, Lemuren oder was auch drin ist.“ (Kurator, ZH)

Für den Zoo ist die Botschaft, die er durch die Tiere an seine Gäste transportieren will, maßgeblich.

Die Vision des ehemaligen Schönbrunner Zoodirektors war es, mit dem Regenwaldhaus „[...] Liebe und Begeisterung zu diesen fernen und fremden Lebensräumen [zu] wecken [...]“ (Pechlaner 1995: 4) Auf ähnliche Weise zielt der Zoo Zürich darauf ab, bei den Besucher*innen Empathie zu wecken und „[...] eine emotionale Bereitschaft [zu] schaffen, Regenwald als was Schönes und Interessantes wahrzunehmen.“ (Kurator, ZH) Die Aktivierung der Besucher*innen und ihre Sensibilisierung für die Regenwaldthematik wollen sowohl Zürich als auch Schönbrunn über die emotionale Ebene erreichen:

„Natürlich muss man das über das Erlebnis machen, das geht auch nur über das Erlebnis ja. Weiß ich warum. Weil sonst kann man gleich irgendwie eine Betonhalle machen und drauf schreiben ‚Regenwald‘ ne. Weil dann muss man den Regenwald spüren und merken und sehen.“ (Zoolog. Abteilungsleiter, SCH)

Zürich geht hierbei sogar noch einen Schritt weiter, indem es die rein rational-intellektuelle Ebene ausklammern und ein „Vakuum im Verstand“ (Kurator, ZH) erzeugen will.

Die gezielte Verknüpfung von Erlebnis, Emotion und Engagement wird in einer Broschüre zur Masoalahalle (Zoo Zürich 2001) deutlich: „Der Besucher soll mit dem ‚Masoala Regenwald‘ beeindruckt und dazu motiviert werden, einen Beitrag für die Erhaltung des Regenwaldes auf Madagaskar zu leisten.“ (ebd.: 7) In einem ersten Schritt sollen bei den Gästen Aufmerksamkeit und Begeisterung für Tiere und Natur evoziert werden, die sich idealiter in einem zweiten Schritt in ein aktives - monetäres oder anderweitiges - Naturschutzengagement transformieren.

Entsprechend dieser Programmatik werden in der Halle Erlebnis und Information voneinander getrennt (Troxler Loeliger 2003: B 11). In der Regenwaldanlage selbst wird geflissentlich auf Elemente verzichtet, die sonst charakteristisch für einen Zoo sind: Schilder mit Bezeichnungen, Erklärungen oder kontextualisierenden Informationstexten sind nirgends vorhanden. „Authentic natural experience, using all the senses of smelling, seeing, hearing and feeling has absolute priority.“ (Graf 2005: 29) Theoretische Inhalte und Hintergrundinformationen, Erklärungen und Deutungen werden aus der Halle in das daran anschließende Besucherzentrum ausgelagert. Es geht primär um ein entdeckendes Erkunden und um die „[...] Vermittlung von Eindrücken einer tropischen Landschaft mit den darin lebenden Tieren [...]“ (Sprecher 2005).¹¹⁵

Zwischen Authentizitätsanspruch und Phantasiemadagaskar

In Zürich ist das Bestreben, für die Gäste ein bestimmtes Erlebnis zu erzeugen und damit gezielt spezifische Emotionen zu provozieren, eng mit einem Anspruch auf größtmögliche Authentizität verknüpft. Der Zoo will nach eigenem Bekunden die Halle zu einem „[...] nahezu authentische[n] Ausschnitt des Tropischen Regenwaldes Madagaskars [...]“ (Zoo Zürich 2013c, Eintrag zu "Dimension") kreieren: „Im ‚Masoala Regenwald‘ sollen die ökologischen Zusammenhänge so naturnah und authentisch wie möglich nachvollzogen werden.“ (Zoo Zürich 2001: 14) Die Halle - „[...] das Fenster in die Wildnis [...]“ (Schnyder 2013c: 4) - soll als eine authentische Darstellung (*authentic*

¹¹⁵ Diese, von Zooexpert*innen als „emotionale Pädagogik“ (Wensing 2000: 93) bezeichnete Methode, wurde bereits Jahre zuvor in Arnheim eingesetzt.

representation) des Masoala Nationalparks fungieren und den Besucher*innen einen möglichst realistischen Eindruck von diesem vermitteln (Bauert, Furrer et al. 2007: 203f). Im Idealfall erfährt „[d]er Besucher [...] ein möglichst unverfälschtes Naturerlebnis. Konstruktionen, Technik und Abtrennungen verschwinden in der Wahrnehmung des Besuchers.“ (Zoo Zürich 2001: 14) Der Tiergarten Schönbrunn operiert ebenfalls mit der Idee einer „authentischen Atmosphäre“ (Kunze 2000: 194), wenn auch weitaus weniger offensiv als Zürich. Hier wird ebenfalls eine technische „Kulisse“ beworben, vor der die Gäste einen „authentischen Regenwald mit hoher Luftfeuchtigkeit, tropischen Temperaturen, Gewittern und Nebelschwaden“ erleben und für den „aufwändigste Haustechnik und komplizierte Computersteuerung“ von Nöten sind.¹¹⁶

Das Authentisch-Sein bzw. der authentische Charakter scheinen für den Zürcher Zoo von besonderer Relevanz zu sein, darauf lassen seine Publikationen und Statements (Pressemitteilungen, Broschüren, Fachartikel, Konzepte etc.) schließen, in denen wiederholt einschlägige Begriffe und Formulierungen verwendet werden. Vor allen Dingen in Bezug auf die Gehegegestaltung und die dazugehörige Flora und Fauna wird ihre „Authentizität“ bzw. ihr „authentisch sein“ betont. Das Ziel sei es, ein „[...] Naturerlebnis in einem möglichst authentisch gestalteten ‚Ökosystem Regenwald‘ [...]“ (Graf, Bauert et al. 2003: 84) zu generieren. Dass dieses anspruchsvolle Vorhaben tatsächlich gelungen sei, darüber besteht für den Zoo wenige Jahre später kein Zweifel, wenn er, nicht ohne Stolz, feststellt, dass „[d]er Masoala Regenwald [...] bezogen auf seine Grösse und die Authentizität des abgebildeten Lebensraumes weltweit einzigartig [ist].“ (Zoo Zürich 2006) Auch zu ihrem zehnjährigen Jubiläum wird die Halle in einem Artikel der hauseigenen Zeitschrift ZOOJOURNAL mit den Worten gelobt: „Authentischer als mit intensiven Gerüchen, sich frei bewegenden Tieren und schweisstreibender Atmosphäre können wir die Besucher nicht an einen Lebensraum heranzuführen.“ (Schnyder 2013c: 6)

Die Zoos sprechen aber nicht nur explizit von „Authentizität/authentisch“, sondern sie verknüpfen semantisch mit diesem Begriff weitere Attribute wie „natürlich“, „naturnah“ und „original“. Der Zoo Zürich betont wiederholt, dass er möglichst „lebensechte Anlagen“ (Zoo Zürich 1994: 17) bauen möchte, die „[...] die Tiere in ihrer natürlichen geografischen Einbettung [...]“ (ebd.: 9) zeigen. Die Gehege fungierten als

¹¹⁶ <https://www.zoovienna.at/anlagen/regenwaldhaus/> (Letzter Zugriff am 20.03.2018).

„natürlicher Lebensraum“ (Zoo Zürich 1994), sie repräsentierten eine „naturnahe Welt“ (ebd.: 9), in der „[...] natürliche Zusammenhänge der Tier- und Pflanzenwelt [...]“ (Zoo Zürich 2001: 6) gezeigt würden. In der Masoalahalle, dem „funktionierenden ‚Mini-Regenwald-Ökosystem‘“¹¹⁷ (Zoo Zürich 2013a; Zoo Zürich 2017d), werde versucht, ein „natürliches Gleichgewicht“¹¹⁸ unter „künstlichen Bedingungen“ (Zoo Zürich 2001: 14) zu erreichen, indem „[h]inter der natürlichen Kulisse [...] eine hochkomplexe Technologie [...]“ (Schnyder 2013c: 7) arbeite. In gleicher Weise wird auch „wild“ - im Sinne von ungezähmt und frei - mit „authentisch“ gleichgesetzt. Mit beiden Begriffen wird Echtheit, Ursprünglichkeit, Unverändert-Sein assoziiert.

„In both professional and popular literature, this equivalence of design and nature is frequently reinforced through a clever rhetorical gambit, by which observers attest to a landscape’s ‚authenticity‘ by mistaking it for the wild.“ (Hyson 2000: 41)

In einer dichotomen Unterscheidung wird das „Natürliche“ dem „Künstlichen“ gegenübergestellt. Technik, von Menschenhand Hergestelltes und Kontrolliertes - also alle Artefakte - gelten nicht als „natürlich“ oder der Natur zugehörig, ganz im Gegensatz zu Pflanzen, Tieren und deren Wirk- und Lebenszusammenhang, die das „Natürliche“ per se darstellen. Plastikpflanzen und naturalistische Landschaftsmalereien sind in Schönbrunn mittlerweile ein Tabu, denn nur „lebende Pflanzen, lebende Tiere“ (Zoolog. Abteilungsleiter, SCH) bewirken die besondere Dynamik, die auch von den Besucher*innen bemerkt werde. Authentisch ist, was lebendig ist.

Zürich möchte in den Anlagen, die „der Natur nachempfundenen“ (Zoo Zürich 2005; Zoo Zürich 2017e) sind, das „Naturerlebnis“ möglichst „realitätsnah“ (Graf, Bauert et al. 2003: 84) und „unverfälscht“ (Zoo Zürich 2001: 14) präsentieren. Für Stadtbewohner*innen gilt der Zoo als einer der wenigen Orte in der Stadt, an dem sie in natura wilde Tiere sehen können (Estebanez 2006: 722). Die Dichotomisierung von „künstlich“ und „natürlich“ - von den wilden, wahrhaftigen Tieren und ihren domestizierten Artgenossen - prägt ihre Vorstellungen. „En effet l’animal sauvage représente l’animal vrai parce que non dressé et donc libre de toute ‚déformation‘ humaine (au moins dans l’imagination du public).“ (ebd.: 722)

„Natürlich“ ist das, was nicht unecht oder gefälscht, was nicht bloße Imitation oder Kopie ist. Hier wird die semantische Verknüpfung mit der Authentizität deutlich.

¹¹⁷ So auch auf der Homepage des Zoo Zürich zur Masoalahalle

<https://www.zoo.ch/de/zoobesuch/anlagen/masoala-regenwald> (Letzter Zugriff am 26.01.2018).

¹¹⁸ <https://www.zoo.ch/de/zoobesuch/anlagen/masoala-regenwald> (Letzter Zugriff am 26.01.2018).

Als authentisch wird erachtet, was in irgendeiner Weise einem Original entspricht oder diesem so nahe wie möglich kommt. Die Regenwaldhalle wurde ausdrücklich mit „Originalpflanzen und Tieren aus Masoala“ (Zoo Zürich 2003a) bestückt, denn, „[...] wenn man Masoala nachbaut, dann müssen es auch die Pflanzen sein [...]“ (Landschaftsarchitekt, ZH) Diese gelten dann als authentisch, wenn sie genetische Abkömmlinge einer madagassischen Art sind oder, im Idealfall, direkt aus der Masoalaregion stammen.

„Und man wollte möglichst auch genetisch die richtigen Pflanzen haben, also nichts was über X Jahrhunderte, Jahrtausende vielleicht auf Umwegen schon woanders gelandet ist. Also eben gerade so etwas wie Ficus, die Gummibäume und so weiter oder auch Kaffee und so was. Das gibt es natürlich auch an anderen Orten auf der Welt. Aber man hat schon versucht [...] die richtigen Pflanzen zu bekommen, damit es eben wirklich dann auch mit den Tieren die optimale Zusammenwirkung gibt.“ (Landschaftsarchitekt, ZH)

Mittels der als echt und authentisch verbürgten Pflanzen und Objekte soll ein „Originalbild und das Originalgefühl“ (Pfleger I, ZH) bei den Zoogästen entstehen.

„Ich versuche schon die Pflanzen, die vom Erscheinungsbild den Wald prägen, dass wir diese Dinge auch hier haben. Und das hat ja ein Stück weit auch schon stattgefunden, dass wir eben genau, ganz gezielt solche Pflanzen dahaben, um diesem Ausdruck des madagassischen Regenwaldes ein Stück weit näher zu kommen.“ (Kurator, ZH)

Die Initialpflanzung bestand jedoch nur zu einem Teil aus madagassischen Pflanzen und aus Ablegern des Masoalaregenwaldes. Zu Beginn wurde die Halle mit tropischen Arten aus Baumschulen in Thailand, Malaysia und Florida befüllt, um von Anfang an den üppigen Bewuchs zu garantieren. Hierfür wurden auch bewusst Abweichungen vom Vegetationskonzept und dem Authentizitätspostulat in Kauf genommen, wie etwa ein schnell wachsender Baobab, der vom Kurator gepflanzt wurde, „[...] wohlwissentlich, dass es eigentlich nicht in den Regenwald hineingehört, aber dennoch das Potential hat, um wirklich eine Pflanze zu werden, wo man staunt.“ (Kurator, ZH)

Ähnliches gilt für die Tiere, die zu den zentralen Authentizitätsfaktoren der Anlage zählen und idealerweise madagassischer Arten sein sollten. Auch hier lassen sich Ausnahmen nicht immer vermeiden, wie im Fall der Europäischen Bienenfresser, auf

die zurückgegriffen werden musste, weil die „originalen Bienenfresser Madagaskars“ (VdZ 2014) nicht erhältlich sind.

Die Begriffe „Authentizität/authentisch“ - wie sie auch der Zoo gebraucht - werden üblicherweise im Sinne von *echt, zuverlässig, glaubwürdig* (Wahrig 1999) verwendet. Gleichzeitig sind Bedeutungen wie „Aufrichtigkeit, Urheberschaft, Ursprünglichkeit, Wahrhaftigkeit“ sowie „beurkundet, beglaubigt, verbürgt, genuin, unverfälscht, unmittelbar, natürlich, eigentlich“ (Saupe 2014a: 180), „zuverlässig, richtig“ (Knaller 2006: 18) impliziert.¹¹⁹ Der Authentizitätsbegriff verweist auf eine*n Urheber*in eines Objektes und die Möglichkeit, die Echtheit dieses Objektes zu belegen (vgl. Knaller & Müller 2005: 40; vgl. Saupe 2014a: 180). Authentisch kann demnach auch Original/original meinen, in dem stets die Bedeutung des „Ursprünglichen, nicht Kopierten“ enthalten ist (Knaller 2007: 116). Originalität birgt zusätzlich eine qualitative Steigerung, bei der das Neue, Schöpferische anklingt (ebd.: 116).

Die Beglaubigung, dass es sich um ein Original handelt und dieses auf eine*n Urheber*in zurückgeführt werden kann, ist ein zentraler Aspekt der materialen Authentizität bzw. Objektauthentizität.¹²⁰ „Sie ist nachweis- und garantierbar durch Institutionen oder Autoritäten, welche die Echtheit von Urheberschaft bzw. Zugehörigkeit bestätigen.“ (Knaller & Müller 2005: 45) Der Zoo knüpft genau an diese Bedeutung an, wenn er die Eigenschaft der Zoogehege, der „Möblierung“ - Pflanzen und Gegenstände - und auch der Tiere als authentisch hervorhebt. Hierdurch schreibt er ihnen eine besondere Qualität der Echtheit und der Originalität zu und betont gleichzeitig die Differenz zu anderen Anlagen und die Einzigartigkeit seiner Anlagen. Unter Authentizität sind nicht nur Eigenschaften von Dingen oder Personen zu verstehen, sondern auch „[...] abstrakte Zuschreibungen, die über empirisch-individuelle Attribute hinausgehen [...]“ (Knaller 2007: 100). In einer konstruktivistischen Lesart des Authentizitätsbegriffs wird davon ausgegangen,

¹¹⁹ Zur ausführlichen Auseinandersetzung mit der Thematik der „Authentizität/authentisch“ siehe vor allem Knaller & Müller (2005); Knaller & Müller (2006a); Knaller (2007); Rössner & Uhl (2012a); Saupe (2014a); Saupe (2014b); Saupe (2015).

¹²⁰ In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung wird grob zwischen Objektauthentizität (materiale Authentizität) und Subjektauthentizität (personale bzw. kollektive Authentizität) unterschieden. Siehe dazu (Knaller & Müller 2005: 40-47; Saupe 2014a: 180ff.; Saupe 2014b: 19f.). Vereinfacht gesagt handelt es sich bei der Subjektauthentizität um die Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit einer Person. Ist sie tatsächlich so, wie sie sich nach außen präsentiert? Ähnlich ist das Verständnis in den Künsten, wo es darum geht, dass der Künstler oder die Künstlerin ein genuines Werk schafft, dass aus ihm/ihr selbst heraus entstanden ist.

dass das, was authentisch ist oder als authentisch gilt, keine feststehende Größe, sondern vielmehr ein Ergebnis gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse ist.¹²¹

„Vorstellungen von Echtheit, Eigentlichkeit, Unmittelbarkeit, Ursprünglichkeit sind gesellschaftlich bedingte, kontingente Konstrukte, die kommunikativ generiert und im Rahmen von Machtbeziehungen verhandelt werden.“ (Rössner & Uhl 2012b: 9)

Personen, Tiere, Objekte werden durch Institutionen, Praktiken und Verfahren als authentisch autorisiert (vgl. Lethen 1996: 227; Saupe 2014b: 22). Durch die spezielle Ausstellungssituation im Zoo werden die Tiere und Pflanzen wie in einem Museum präsentiert. Somit wird ihnen durch den Zoo und qua seiner Autorität als wissenschaftliche Institution etwas - in sozialer, kultureller und ökologischer Hinsicht - Bedeutsames zugeschrieben. Durch die Betonung der Authentizität bestimmter Ausstellungsobjekte wird diese Bedeutsamkeit weiter sublimiert. Für den Authentizitätseffekt zentral ist aber, dass diese zugeschriebene Authentizität und die damit einhergehende Relevanz der Objekte vom Publikum anerkannt wird.

„In diesem Sinne kann Authentizität etwa als rhetorischer Modus begriffen werden, der im Rahmen von Ausstellungen durch einen ‚Pakt‘ zwischen Besuchern, Ausstellungsmachern und Institutionen hervorgerufen wird.“ (Saupe 2014a: 183)

Es ist interessant, wie es dem Zoo gelingt, den Effekt des Authentischen hervorzurufen. Der australische Zoodirektor David Hancocks betont, dass gerade die immersive Darstellung eines Regenwaldes ein schwieriges Unterfangen sei, da es oft nicht gelinge, das „Wesen“ eines Regenwaldes zu reproduzieren und lediglich versucht werde, in ästhetischer Hinsicht die Realität einzufangen.

„Sadly, they all tend to look vaguely alike, planted more like a decorative conservatory in a botanical garden, with an obsession for bamboo, palms, and banana, rather than the untidy complexity of a rain forest. They are generally enclosed by heavily engineered reinforced concrete and steel structures with artificial rockwork as the animal ‚habitats‘.“ (Hancocks 2001: 122)

Um das Habitat realitätsnah zu inszenieren, müssten die Details so genau und stimmig wie möglich sein, andernfalls ginge die Illusion der Wildnis verloren (ebd.: 118).

¹²¹ In einem vielzitierten Beitrag zur Authentizität schreibt Helmut Lethen von „Verfahren“, die den „Effekt des Authentischen auslösen können“ (Lethen 1996: 209).

Um eine „grüne Hölle“¹²² zu erschaffen, wie der Zürcher Zoodirektor sie sich wünschte, und um „[...] den Regenwald so authentisch, wie er ist“ (Architekt, ZH) zu zeigen, wurde ein detailliertes Konzept für das Planungsteam erstellt. Das Tierprogramm - mit den Anforderungen der unterschiedlichen Arten, ihr Platzbedarf, Beschäftigungs- und Vergesellschaftungsmöglichkeiten, klimatischen Bedingungen, Fütterungskonditionen u.v.m. - legte der Zoo fest. Die Landschaftsarchitekten planten die szenische Gestaltung der Halle, bestimmten das Vegetationskonzept und kreierten die gewünschte Atmosphäre. Um die „perfekte Illusion“ (Zoo Zürich 2003b), diese „künstliche Welt“ (Architekt, ZH) mit den angestrebten Effekten und Stimmungen zu erschaffen, orientierten sich die Planer*innen an Büchern und Bildmaterialien zu Madagaskar. Damit der Wasserfall in der Masoalahalle nicht wie ein schweizerischer Wasserfall, sondern wie ein madagassischer aussieht - „[b]ei einem Schweizer Wasserfall sieht man vor allem das Wasser, bei einem madagassischen vor allem Moose, Flechten, Farne und relativ wenig Wasser“ (Gadient & Vogt 2001: 21) - recherchierten sie vor Ort „[...] wie ein Bachlauf oder ein Wasserfall in Madagaskar aussieht, wie die Kulturpflanzen aussehen, die die Leute dort am Rand des Urwaldes anbauen.“ (ebd.: 19) Sie wollten ein Gespür für den madagassischen Regenwald bekommen, ihn „eins zu eins“ (Architekt, ZH) erfahren und sehen „[...] wie da auch die Vegetation steht, was die Arten sind, wie die Atmosphäre ist [...]“ (Landschaftsarchitekt, ZH).¹²³

Neben Flora und Fauna sollten auch die Felsformationen dem Vorbild entsprechen. „Der Weg da drin zum Beispiel ist dann nicht einfach Beton, sondern aus Roterde gemacht, damit das wirklich aussieht wie die Roterde, die man aus Afrika kennt.“ (Gadient & Vogt 2001) Da hier nicht nur die Optik, sondern auch die Haptik eine ganz entscheidende Rolle spielt, wurde für die Herstellung der Felsen ein Kunsthandwerker beauftragt, der zunächst Modelle erstellte, bevor sie aufwendig im Großformat gefertigt wurden (Sprecher 2005).¹²⁴ Auch der Boden wurde mit einem speziellen

¹²² Der Zoodirektor habe dem Kurator der Masoalahalle seinen Auftrag mit diesen Worten umschrieben. Unter anderem wird der Begriff zum zehnjährigen Jubiläum der Halle in einem Artikel im Zürcher ZOOJOURNAL (Schnyder 2013c) und in einem Beitrag des SRF verwendet <https://www.srf.ch/wissen/natur/die-gruene-hoelle-von-martin-bauert> (Letzter Zugriff am 09.11.2017). Manche Zoomitarbeitende stehen diesem Begriff durchaus kritisch gegenüber.

¹²³ Für David Hancocks ist der primäre Grund, warum Regenwaldhallen oftmals nicht funktionieren, dass die Zoodesigner*innen und die Kurator*innen nicht vor Ort recherchierten (Hancocks 2001: 122f.).

¹²⁴ Bereits Hagenbeck hatte, um die Kunstfelsen seines Afrika- und des Nordlandpanoramas möglichst echt erscheinen zu lassen, diese von dem Schweizer Bildhauer und Menageriebesitzer Urs Eggenschwyler konstruieren lassen (Rothfels 2002: 162; Bhattacharya 2015).

Substrat und Mikroorganismen der Bodenbeschaffenheit des madagassischen Vorbildes nachempfunden (Kienast 1997: 33; Zoo Zürich 2003a).

Der Authentizitätseffekt, der sich beim Besuch der Halle einstellen soll, ist Teil eines längeren Prozesses. Die Halle entwickelt mit der Zeit ein Eigenleben und kann sogar als autonomes Gebilde wahrgenommen werden, das seine eigenen Logiken ausbildet. Der Zoodirektor bezeichnet sie dementsprechend als „[...] ein Lebewesen, das nun erst zu leben beginnt.“ (Troxler Loeliger 2003: B 9) 2015, nachdem sich die Halle zwölf Jahre entwickeln konnte, beschreibt der Zoo den aktuellen Status wie folgt: „Zu Beginn war es kein ‚richtiger‘ Wald, in der Zwischenzeit ist nun ein relativ dichter Baum- und Pflanzenbestand herangewachsen, der immer authentischer wird.“¹²⁵ Die „nicht authentischen Arten“ (Bauert 2007: 19) und „Ausreißer“, die anfänglich für den üppigen Bewuchs notwendig waren, werden nach und nach entfernt und durch zoeigene Nachzuchten ersetzt, so dass mittlerweile immerhin 65 Prozent der 500 Pflanzenarten aus Madagaskar stammen (Zoo Zürich 2013b). Ebenso wurden von Anfang an mit staatlicher Genehmigung regelmäßig Samen in Masoala gesammelt, um so den Bestand immer weiter aufzustocken und dem Original anzugleichen (ebd.).

In gleicher Weise wird mit dem Tierbestand verfahren. Zu Beginn setzte sich dieser aus bereits im Zoo vorhandenen Arten zusammen. Später kamen Arten hinzu, die direkt aus Madagaskar importiert wurden, wie etwa Mausmakis und Plattschwanzgeckos (Zoo Zürich 2006). Wenn keine madagassischen Arten verfügbar waren, wurde auf ähnliche afrikanische Spezies ausgewichen. Erst nach und nach wird der Tierbestand fest etabliert. Manche Tierarten wie Flughunde oder Aldabra-Riesenschildkröten, auch wenn sie nicht aus Madagaskar kommen, verbleiben aus Artenschutz- und Nachzuchtgründen in der Halle (Sprecher 2005).

Ganz anders als in Zürich verlief die Entwicklung des Schönbrunner Regenwaldhauses. Zwar wurde auch hier ein Thema - der Bergregenwald Borneos - festgelegt, aber im Verlauf der Zeit wurde es zunehmend aufgeweicht. Die Selbstbeschreibung charakterisiert den Zugang als „ambitioniert, aber pragmatisch“ (Techniker I, SCH & Techniker II, SCH), denn die strikte Einhaltung eines Konzeptes bedeute auch, mehr

¹²⁵ http://www.zoo.ch/xml_1/internet/de/application/d2/d102/d1573/f216.cfm (Letzter Zugriff am 17.04.2015.) Die Homepage erfuhr in der Zwischenzeit einen Relaunch, weshalb der Text in der obigen Form dort nicht mehr zu finden ist. Die gleiche Formulierung findet sich aber noch auf der Homepage des Verbandes der Zoologischen Gärten e.V. (VdZ) http://www.zoodirektoren.de/index.php?option=com_k2&view=item&id=3451:bienenfresser-und-pflanzschule-masoala-regenwad&Itemid=501 (Letzter Zugriff am 05.03.2018).

Zeit und Geld zu investieren, ohne dass ein großer Nutzen dahinterstehe (Zoolog. Abteilungsleiter, SCH). Ebenso gehen Nachzuchten und Tierhaltung vor Authentizitätsanspruch. Daher gibt es bei der Flora mit tropischen Kulturpflanzen wie Reis und Kaffee und bei der Fauna mit südamerikanischen Brillenblattnasen (Fledermäuse) und Sugarglidern (Gleitbeutler aus Neuguinea) markante bis marginale Abweichungen. Es werden auch nicht-bornesische Fidschi-Leguane und Batagur-Schildkröten aus Bangladesch im Regenwaldhaus gehalten, weil die Kompetenz der Pfleger*innen und die passenden Bedingungen dafür entscheidend sind. Während Zürich bestrebt ist, den Authentizitätscharakter der Halle immer mehr zu perfektionieren, entwickelte sich das anfangs sehr puristisch geplante Wiener Regenwaldhaus zu einer Asienhalle, die den zu Beginn geäußerten Wunsch, gerade keine „Von allem ein bisschen“-Schau“ (Verein der Freunde des Tiergartens Schönbrunn 2002) sein zu wollen, konterkariert.

Authentizität ist kein gegebener, unveränderlicher Zustand, sondern ein Verhältnis zwischen dem Zoo, den ausgestellten Objekten und Lebewesen und den rezipierenden Besucher*innen, das sich formiert und über den Zeitverlauf immer wieder neu ausformt. Der Planungsprozess spielt hierbei eine entscheidende Rolle. Aber auch die Arbeit der Pfleger*innen lassen in der Halle die Effekte des Authentischen entstehen. Dabei sind die Vorbilder, nach denen sie die Halle gestalten, nicht eindeutig identifizierbar, da sie den Regenwald von Masoala nicht aus eigener Anschauung kennen. Anhaltspunkte bilden der Masterplan und mündlich kommunizierte Vorgaben der Zooleitung, die Recherchereisen nach Madagaskar unternommen haben. Die Kriterien scheinen weniger konkret ausformuliert und werden während der Arbeit selbst entwickelt. „Also es gibt eine ganz klare Vision, wie die Halle aussehen soll. Das ist also eigentlich der rote Faden.“ (Pfleger I, ZH) Die mögliche Differenz zwischen dem Regenwald in Madagaskar und der Regenwaldinszenierung in Zürich wird als solche auch von den Mitarbeitenden wahrgenommen. Es besteht eine leichte Skepsis, „[...] weil wir doch so ein bisschen Phantasiemadagaskar vor Augen haben, wo man einfach von Bildern und Filmaufnahmen kennt.“ (Pfleger I, ZH) Diese wird jedoch durch die positiven Rückmeldungen einzelner Besucher*innen, die selbst bereits Masoala bereist haben und die große Ähnlichkeit zwischen der Anlage und ihrem madagassisches Vorbild bestätigen, entkräftet.

Im Grunde genommen entsteht ein Schweizer Bild eines madagassischen Regenwaldes, und jede*r Pfleger*in erschafft diesen Regenwald ein bisschen nach seinen eigenen Vorstellungen. Eine identische Kopie wäre ohnehin nicht möglich, wie der verantwortliche Landschaftsarchitekt konstatiert:

„Wir müssen auf kleinstem Raum ein Stück Lebensraum zeigen, ganz fokussiert. Das ist mini, wenn man Masoala anschaut. Deshalb kann man das auch nicht eins zu eins aus der Natur übernehmen [...]. Man kann nicht einfach ein Stück herausnehmen und kopieren; es braucht eine Übersetzung oder eine Interpretation. Bis zu einem gewissen Punkt muss man das sogar inszenieren.“ (Gadient & Vogt 2001: 20f.)

In diesem Sinne gibt auch Hancocks zu bedenken, dass ein Regenwald aufgrund seiner Komplexität und der vielen Details nicht in einer immersiven Anlage präsentiert werden könne. Die Illusion, in einen Regenwald einzutauchen, würde - realistisch betrachtet - ja doch nicht entstehen, da die Darstellungsmöglichkeiten hier an ihre materiellen Grenzen stoßen. Am ehesten seien hierfür Anlagen geeignet, die eine Inszenierung, ähnlich der eines Theaters¹²⁶ erschaffen, und von vornherein nicht versuchten, immersiv zu sein (vgl. Hancocks 2001: 123).

An dieser Stelle treffen zwei Logiken - der Anspruch auf Authentizität und die Notwendigkeit der Interpretation und Inszenierung - aufeinander, die nur scheinbar im Widerspruch zueinander stehen, denn „authentisch“ schließt „immer den Willen zu - oder das Wissen um - Konstruktion und Inszenierung“ ein (Knaller & Müller 2005: 65). Dieser „inszenierte Naturraum“ (Kurator, ZH) lebt von dieser Ambivalenz und der Diffusität zwischen dem „Natürlichen“ und dem „Künstlichen“, zwischen dem „Original“ und der „Kopie“. Es ist gebaute Natur, bei der es sich letztendlich um eine Interpretation dessen handelt, was unter Natur und dem Natürlichen verstanden wird. Denn

„[...] letzten Endes ist [...] alles was wir bauen, was wir entwerfen, sind ja immer Abbilder von irgendwelchen natürlichen Vorbildern von Natur. [...] [E]s ist ja wirklich mehr als ein Park, der auch schon ein Abbild oder eine Interpretation von einem Stück Natur ist. [...] [E]s ist wirklich der Versuch ein Stück Natur oder Landschaft nachzubauen.“ (Landschaftsarchitekt, ZH)

¹²⁶ Eine interessante Randbemerkung ist, dass in der englischen Sprache recht früh der Gegensatz zwischen ‚theatrical‘ und ‚nature‘ aufkam und sich dementsprechend der Gegensatz ‚Theatralität - Authentizität‘ etablierte (Fischer-Lichte 2007: 16).

Genau genommen ist es „eine komplette Kunstlandschaft“ (Landschaftsarchitekt, ZH). Das Künstliche, die Nachahmung, der Fake ist dem Bestreben nach größtmöglicher Authentizität inhärent:

„Dabei ist entscheidend, dass das Falsche oft authentischer wirkt als das Echte, weil es von vornherein auf die wichtigen Stereotypen hin geeicht und gestylt ist und deshalb einen unfehlbaren Wiedererkennungseffekt hat.“ (Assmann 2012: 42)

Das ist ein grundlegender Widerspruch, der auch das Wesen des Zoos ausmacht und einen Aspekt seines heterotopischen Charakters darstellt: Auf der einen Seite wird die möglichst naturgetreue, teilweise hyperrealistische Darstellung von Lebensräumen verfolgt und perfektioniert. „Naturnah“, „authentisch“ und möglichst dicht am „Original“ sind die Attribute, die der Zoo mit seinen Anlagen anstrebt. Auf der anderen Seite steht aber die unauslöschliche Tatsache, dass der Zoo ein von Menschenhand erschaffenes Gebilde ist. Er wird sich seines artifiziellen Charakters nie entledigen können. Dass es auch niemals dem Original entsprechen wird, sondern eher einer paradiesischen, perfekten Version eines Regenwaldes, dessen sind sich wohl der Zoo als auch seine Besucher*innen bewusst.

Dennoch muss die Darstellung die Erwartungen der Besucher*innen erfüllen, damit sie den artifiziellen Regenwald als authentisch annehmen können. Das mitgebrachte Set von Bildern und Vorstellungen, wie die Natur und die Tiere zu sein haben, ist oftmals durch eine Romantisierungstendenz und durch zahlreiche TV-Naturdokumentationen geprägt (Silva 2006). Weicht das, was das Publikum im Zoo zu sehen bekommt, von diesen Erwartungen ab, können Zweifel an der Authentizität entstehen.

Authentizität wird für den Zoo zu einem wichtigen Kriterium, weil die Präsentation „wilder“ Tiere, „echter“ Pflanzen und „originaler“ Objekte nicht nur zu seinem Prestige beiträgt, sondern auch weil sie moralische Kraft verleiht und seine Glaubwürdigkeit untermauert, die für die überzeugende Vermittlung seiner Natur- und Artenschutzbotschaft wesentlich ist.

Authentizität stellt per se einen hohen gesellschaftlichen Wert dar und kann als anthropologische Konstante betrachtet werden (Knaller & Müller 2005: 65; Seidenspinner 2007: 2). Ferner wird Authentizität heute zu einem „Markenartikel“ (Knaller & Müller 2006b: 7), mit dem eine weltweite „Authentizitätsindustrie“ (ebd.: 8) auf das dringliche Bedürfnis nach dem Ursprünglichen, Unmittelbaren, Eigentlichen reagiere. Dieser Sehnsucht begegnet der Zoo einerseits, indem er das Bild der Natur,

das seine Gäste vermeintlich besitzen, tatsächlich bedient, ein Erlebnis erzeugt und mit entsprechenden Emotionen operiert. Andererseits erschafft er mit authentischen Ausstellungsobjekten eine „Erfahrungsmöglichkeit“ (Saupe 2014b: 23) für die Besucher*innen, durch die eine Beziehung zwischen ihnen und den Dingen entsteht. Ähnlich wie ein Museumsartefakt, das als Zeuge einer bestimmten Epoche fungiert (Hampp & Schwan 2015: 177), erfüllen die Tiere, Pflanze und Objekte im Zoo die Rolle eines Vermittlers. Durch sie können die Gäste Nähe zur Natur erfahren und eine emotionale und zumeist einseitige Verbindung zum Regenwald in Madagaskar und seinen Bewohner*innen spüren. An diesem Punkt kommt erneut das Paradoxon von Nähe und Distanz ins Spiel. Einerseits betrifft dies abermals die direkte Erfahrung von Natur. Andererseits wird die spezifische Nähe zu den weit entfernten Bewohner*innen des Regenwaldes, den dortigen Lebensweisen und Kulturen suggeriert.

Das Fremde und das Eigene

Da der Zoo Zürich auf möglichst authentische Artefakte für seine Darstellung des Masoalaregenwaldes Wert legt, ergeben sich besondere Implikationen, die mit der Geschichte westlicher zoologischer Gärten zusammenhängen. Vor allen Dingen sind das koloniale Erbe und die Nachwirkungen der Völkerschauen des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts u.a. in zoologischen Gärten von Bedeutung.¹²⁷ Hiermit verflochtene Topoi und Klischees, die mit den Vorstellungen des Authentischen und des Fremden eng verknüpft sind, spielen auch heute noch eine zentrale Rolle. Wenn der Zoo über die reine Tierschau hinausgehen und auch über „[...] die Kultur Madagaskars, insbesondere das Leben auf der Halbinsel Masoala [...]“¹²⁸ informieren will, treten in dem Moment, in dem er die „Kultur“ eines Landes zum Ausstellungsthema macht, diese Implikationen zu Tage.

Der Aspekt der Authentizität war ein zentrales Merkmal der damaligen Völkerschauen (Glick Schiller, Dea et al. 2005: 37) und ein wichtiger Erfolgsgarant. „What made

¹²⁷ Auch wenn die Schweiz keine Kolonien hatte, teilte sie dennoch das Weltbild des Westens, anderen, außereuropäischen Gebieten überlegen zu sein. „Doch auch die Schweiz verstand sich als Teil der europäischen Zivilisation und benutzte das koloniale Andere als identitätsstiftende Kontrastfolie. Auf einer kulturellen Ebene war sie damit durchaus Teil der kolonialen Weltordnung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts.“ (Dejung 2012: 347) Zwischen 1879 und 1939 fanden rund einhundert ethnologische Ausstellungen in der Schweiz statt. In Zürich gab es noch bis in die 1960er Jahre hinein regelmäßig Völkerschauen (ebd.: 350; Keller 2017: 32). Drei Schauen wurden in den 1930er Jahre im Zoo Zürich abgehalten (Keller 2017: 32).

¹²⁸ <https://www.zoo.ch/de/naturschutz-tiere/naturschutzausstellungen/masoala-regenwald> (Letzter Zugriff am 15.04.2018).

Hagenbeck's people shows such a success was their claim that they presented ,exotic' people *as they really were.*" (Rothfels 2002: 143 [Hervor. i. Orig.]) Dieser Authentizitätsanspruch findet sich auch heute in den zoologischen Ausstellungen wieder. Nicht nur, wenn Flora und Fauna der Masoalahalle als authentisch hervorgehoben werden, sondern auch, wenn seitens des Zoos betont wird, dass etwa die Häuser, die in der Masoalahalle gezeigt werden, direkt in Madagaskar hergestellt und in die Schweiz exportiert wurden (Graf 2005: 30).

Der Wunsch nach dem Authentischen im 19. Jahrhundert mündete in der Suche nach einem „[...] Reich ursprünglicher Wildheit, Ganzheit und Intensität [...]“ (Lethen 1996: 222), welches „[...] jenseits der europäisch-amerikanischen Kultur [...]“ (ebd.: 222) verortet wurde. Die Völkerschauen bedienten diese Sehnsucht und Neugier, indem sie mit genau diesen Attributen von „Echtheit“, „Ursprünglichkeit“, „Wildheit“, „Exotik“ operierten: „[...] the promise of authenticity attracted European spectators who were eager to see humans seemingly untouched by Western civilisation.“ (Purtschert 2015: 515) Mit dieser Idee eines authentischen, ursprünglichen Lebens, das im Regenwald zu finden ist, operiert der Zoo noch heute.

Wie die heutigen Inszenierungen und Vermittlungsbemühungen des Zoos von seinen Gästen aufgenommen und verstanden werden, hängt von den bereits bestehenden Vorstellungen und Annahmen ab, mit denen sie diesen Ort betreten. Ihre Rezeptionsweisen des Gesehenen und Erlebten finden entsprechend dieser Deutungsmuster bzw. „Schemata“ (Keller 2017: 63ff.) statt, die auch von den historischen Prozessen geprägt sind.

„Even if someone has never before consciously thought about Madagascar or the Malagasy people, her or his mind will already be equipped with ideas and assumptions about such notions as ,the tropics', ,the jungle', ,rainforests', ,wilderness', ,science', ,the Third World', ,civilisation', ,development', ,Nature', ,aesthetics' or ,Africa' as a result of previous inputs and influences throughout their lives. Such ideas and assumptions will bear on how people process what they meet at the Masoala exhibit.“ (ebd.: 63f.)

Wie sich diese komplexen Mechanismen auf die Rezeption durch die Besucher*innen auswirken können, wird am Beispiel verschiedener Ausstellungsstücke in der Masoalahalle deutlich. Das Betsimisaraka-Häuschen aus Holz und Bambus steht solitär und etwas zurückgesetzt am Rand des Hauptpfades. Die Besucher*innen können es nicht betreten, sondern lediglich durch eine halbhohe Tür hineinspähen. In dem

dunklen Raum befindet sich eine Feuerstelle; diverses Geschirr und Kochutensilien in einfachen Holzregalen lassen darauf schließen, dass es sich um eine Küche handelt. Da das spezifische Ausstellungs- und Edukationskonzept des Zoos vorsieht, Erlebnis und Information voneinander zu trennen, erfahren die Besuchenden nicht, woher dieses Häuschen stammt oder welchen Zweck es erfüllt. Ebenso wenig wird vermittelt, dass solch ein Haus in der Regel nicht einzeln steht, sondern traditionell Teil einer Gruppe von Häusern ist. Die fehlende Kontextualisierung kann für die Besuchenden ein Moment der Irritation bedeuten. Ohne jegliche Erklärung und Einordnung müssen sie allein versuchen, die Funktion zu erschließen und die Bedeutung zu interpretieren.

Die Ausstattung der madagassischen Küche mit Emaille- und Metalltöpfen, Aluminiumgeschirr, PET-Flaschen, Plastikschüsseln und Bambuskörben signalisiert sehr einfache Lebensverhältnisse in Subsistenz. Diese Darstellung kann bei den Besucher*innen das Klischee einer primitiven Lebensweise im Regenwald aktivieren (Purtschert 2015: 520; Keller 2017: 32). Nicht nur die Wahrnehmungen und die Vorstellungen der Zoogäste werden von bestimmten Klischees beeinflusst, sondern auch die Planer*innen, die mit der Konzeption dieser Zooanlagen und Ausstellungen betraut sind, sind nicht immer frei von Denkweisen, die durch Stereotypisierungen geprägt sind. Der Architekt der Masoalahalle unterstreicht die Feststellung, dass der Regenwald keineswegs unbewohnt sei, sondern dass in ihm auch Menschen leben, mit den Worten:

„[...] es gibt ja auch Leute, die wohnen da im Wald oder. Und das sind eigentlich Häuser von dort. [...] in solchen Häusern waren wir eingeladen. Wir haben da zwar im Zelt geschlafen, aber die leben wirklich dort so.“ (Architekt, ZH)

Hier wird die Abgrenzung deutlich, die der Architekt zwischen sich und den Personen, „die“ „dort“ im Regenwald wohnen, vornimmt. Die Kennzeichnung der Wohnungen als „solche Häuser“ hebt ihre Besonderheit und Andersartigkeit hervor. Die erstaunte Feststellung, dass „die“ „da“ wirklich „so“ leben, unterstreicht den exotischen Status, den er ihnen zuweist.

Ein derartiges Ausstellungsobjekt wie das Küchenhäuschen kann zu den „[...] rhetorischen Konstruktionen eines homogenen Anderen [...]“ (Geertz 1988; zit. nach Lethen 1996: 222) beitragen und eine Distanz erzeugen, die auf die Differenz zwischen den ‚Anderen‘ dort in Madagaskar und dem „wir“, hier in der Schweiz hinausläuft. Das Fremde, das „Andere“ wird wie zur Kolonialzeit zu einer

„identitätsstiftenden Kontrastfolie“ (Dejung 2012: 347) für die meist in der Schweiz wohnhaften Zoogäste, die sich hierdurch ihrer selbst vergewissern können.

Die Inszenierungen in der Masoalahalle und die teils exotisierenden Darstellungen¹²⁹ aktivieren bei den Besucher*innen das sog. „Coconut Schema“, wie Eva Keller konstatiert. „At its core, assumptions about deficiency, poverty, corresponding clothing, and a life as hunters and gatherers prevail.“ (Keller 2017: 109) Laut Patricia Purtschert (2015: 512) liegt hierin die Kontinuität zur kolonialen Wahrnehmung aus eurozentrischer Perspektive, denn die „einfachen“ oder „unterentwickelten“ Häuser werden als Indiz für eine niedrigere kulturelle Entwicklungsstufe verstanden und mit prähistorischen Lebensformen gleichgesetzt. Dementsprechend wird hier neben einer räumlichen und einer kulturellen Differenz auch eine „temporale Distanz“ (Dejung 2012: 345) erzeugt, wie es bereits früher bei Völkerschauen (und Weltausstellungen) der Fall war. Die Masoalahalle wird somit zu einem

„[...] ‘anachronistic space’, in which spatial difference is translated into historical difference (McClintock 1995, 40). According to this logic, ‘primitive’ and ‘semi-civilized’ people display different developmental stages that precede Western modernity.“ (Purtschert 2015: 512f.).

Der Zoo ist sich der Wirkungen inszenierter Ausstellungen in der Masoalahalle und des brasilianischen Polizeipostens im Pantanal durchaus bewusst. Der Leiter der Zooedukation erklärte, dass der Zoo das Klischee der „Dritten Welt“ vermeiden wolle, indem er darauf achte, dass im Bereich der Ausstellungen kein Abfall herumliege und es nicht zu schmutzig und ungepflegt aussehe (Zooedukation, ZH). Den Gästen werden implizit Vorurteile unterstellt, die der Zoo indirekt reproduziert.¹³⁰

Die in der Kolonialzeit herrschende Vorstellung von unterschiedlichen gesellschaftlichen Entwicklungsstadien, die Zuschreibung von Unzivilisiertheit und Rückständigkeit, ist von einer westlichen Fortschrittsidee gespeist, die dialektisch eng

¹²⁹ Neben diesen Ausstellungsobjekten gibt es immer wieder spezielle Veranstaltungen wie die Madagaskartage, an denen madagassische Künstler*innen auftreten, Musik und Tänze präsentiert und typische Speisen angeboten werden. Glick Schiller, Dea et al. (2005) kommen bei ihrer Untersuchung einer temporären Ausstellung namens „African Village“ im Augsburger Zoo 2005 zu dem Ergebnis, dass solche Veranstaltungen eine Kommodifizierung der „exotischen Kultur“ bedeuten (ebd.: 38) und „[...] if respect for others means valuing human equality as well as cultural differences, African crafts, food, and cultural performance should not be displayed in zoos.“ (ebd.: 42)

¹³⁰ Gisler (2015) hat sich eingehend mit dem Pantanal und den dort (re)produzierten Stereotypen beschäftigt. Interessant für eine weitergehende Untersuchung, die leider nicht im Rahmen dieser Arbeit stattfinden kann, wäre hier, der Frage nachzugehen, wie der Zoo mit solchen Zuschreibungen umgeht und welche Bemühungen er anstrengt, um diesen adäquat zu begegnen und sie aufzulösen.

mit den Begriffen des „Naturvolkes“ und dem des „Ureinwohners“ verknüpft ist. Diese Figur ist auch heute noch in Zoos, auch in der Masoalahalle präsent. Eva Keller zeigt in ihrer Untersuchung, dass die Zoobesucher*innen die madagassischen Einwohner*innen nicht als spezifische Bevölkerungsgruppe wahrnehmen, sondern diese als austauschbare Vertreter der Kategorie ‚Ureinwohner‘ verstehen.

„The evidence suggests that they primarily reflect about the human population of Madagascar in terms of a *type* or a *kind* of people rather than thinking about the Malagasy as a specific group. As such the Malagasy are interchangeable with other representatives of the kind they stand for.“ (Keller 2017: 87 [Hervor. i. Orig.])

Neben der Tatsache, dass für die Zoogäste die Menschen unspezifisch und austauschbar sind, tritt ein weiterer Effekt auf. Die Besucher*innen der Masoalahalle realisieren oftmals nicht, dass sie eine ganz spezifische Region Madagaskars präsentiert. Die Halle entspricht in ihrer Ausgestaltung dem Phänotypus eines Regenwaldes - warm, feucht und übertoll mit üppigen, exotischen Pflanzen - egal, ob es sich hierbei um den Regenwald auf Madagaskar, in Brasilien oder auf Borneo handelt. Wie Menschen werden auch Regionen austauschbar.¹³¹ Obwohl der Zoo Zürich viel Wert auf die sehr spezifische Madagaskarthematik legt und obwohl seit der Eröffnung der Halle der Bekanntheitsgrad Madagaskars in der Schweiz deutlich zugenommen hat, ist festzustellen, dass „Madagascar and the Malagasy people are, in fact, ‚invisible‘ to many of those from the general public who look through the lens offered by the zoo.“ (ebd.: 87) Nicht nur die Menschen im Regenwald, sondern auch die geographische Verortung bleiben für die meisten Zoogäste unspezifisch und austauschbar.

Von den Zoobesucher*innen werden die Menschen ohnehin nur selten mit dem Regenwald assoziiert. Die Vorstellung des Regenwaldes als „wilde“, „unberührte“ Natur schließt menschliche Präsenz weitestgehend aus.

„Cette nature sauvage se doit également d’être exotique. L’ailleurs exotique et sauvage devient le lieu de la quête de l’absolu, de vérité et de nouvelles opportunités. La forêt tropicale ou forêt vierge, dans l’imaginaire qu’elle suscite, est «intouchée», libre de l’emprise humain, synonyme d’abondance.“ (Estebanez 2006: 722-724)

Der Zoo versucht zwar, den Regenwald als menschlichen Lebensraum zu inszenieren:

¹³¹ So könnte die Mora-Mora-Bar in der Masoalahalle mit ihrer Holz-, Blätter- und Bambusbauweise genauso gut an einem Strand in Costa Rica stehen anstatt in Masoala verortet zu sein.

„In Zürich wird der Besucher, wie die Einwohner Masoalas, Teil dieser Anlage. Fussspuren im Wald, an Flussufern hochgezogene Einbäume, ein Küchenhaus am Wegrand sind alles kleine Zeichen, dass die Menschen überall auf der Welt Teil des Regenwaldes sind.“ (Sprecher & Bauert 2011: 5).¹³²

Dennoch nehmen dies erstaunlich wenige Besucher*innen wahr: „The absence of people in the imaginations of Madagascar of large numbers of zoo visitors is one of the most striking findings of the present study.“ (Keller 2017: 80)

Diese fehlende Wahrnehmung der Bewohner*innen des Regenwaldes hängt eng mit dem spezifischen Blick der Zoogäste zusammen. Es ist dies einen distanzierter Blick, den die Besucher*innen auf die präsentierten Objekte werfen. Wie in Kapitel 5.3.2 erörtert, wird dieser Blick durch die unterschiedlichen Formen der Grenzen zu den Gehegen evoziert. Auch wenn Immersionsanlagen versuchen, diesen distanzierten Blick aufzulösen und durch eine scheinbar direkte Nähe zu ersetzen, bleibt er doch der übliche, habitualisierte Modus für einen Zoobesuch (ebd.: 32).

Durch die Installationen und räumlichen Anordnung wird nicht nur Distanz erzeugt, sondern es werden auch Mechanismen des „Othering“ in Gang gesetzt.¹³³ „A distancing, ‚othering‘ gaze is encouraged by the very fact of presenting human beings within a zoo as well as by presenting them as part of a landscape.“ (ebd.: 32f.) Dies impliziert die Fragen, wer hier in wessen Blick gerät und wer zum betrachteten Objekt wird? Während die Zoogäste in die madagassische Küche einen voyeuristischen Blick werfen können, diese aber nur von außen betrachten und sie nicht betreten können, ist beim Forschercamp die Situation eine andere. In der geräumigen Hütte befinden sich neben diversen Campingutensilien wie Trinkflasche, Feldgeschirr und Schlafsack eine Sitzbank und ein großer Tisch. Auf ihm steht ein Laptop, der Nachtaufnahmen von Lemuren zeigt. Unterlagen und Papiere - Listen, Beobachtungsprotokolle, Fotos, Geld, Flugtickets - liegen verstreut herum, ein Maßband vervollständigt die Szenerie, die den Eindruck eines Forschungsalltags im Regenwald erwecken soll. Im Gegensatz zum Küchenhäuschen können die Besucher*innen die Forscherhütte betreten, sich am

¹³² Im Besucherkonzept der Masoalahalle (Zoo Zürich 2003e) wird erklärt, dass das Betsimisaraka-Haus die Präsenz von Menschen im Regenwald demonstrieren soll. Ebenso wolle der Zoo richtigstellen, dass der menschenleere Regenwald ein Mythos sei. Dies werde im Tunneldurchgang zur Halle thematisiert.

¹³³ Im folgenden Abschnitt beziehe ich mich, soweit nicht anders angegeben, auf Purtschert (2015: 519).

Tisch platzieren und somit die Stelle der oder des Forschenden einnehmen, ihre*seine Perspektive teilen.¹³⁴

„The postcolonial difference that this entails can be observed in the different ways in which the gaze is directed. While the visitor spies at the native’s home and never looks through her eyes, he looks at the researcher’s house but also at the forest through his eyes. The research base stages a scientific access to the forest, while the native’s hut remains a part of it.“ (Purtschert 2015: 519)

Es ist aber nicht allein der Blick, der einen Unterschied ausmacht. Durch die schriftliche Korrespondenz, die auf dem Tisch einsehbar ist, erhalten die Zoogäste private Informationen, so dass die Anonymität der*des Forschenden aufgehoben wird (Keller 2017: 35). Das Betsimisaraka-Häuschen hingegen ist höchst entpersonalisiert, die Zoogäste erfahren nichts über seine Bewohner*innen. Während Objekte wie der Laptop und die wissenschaftlichen Unterlagen für die Zoogäste bekannte Praktiken der Weltaneignung versinnbildlichen und somit als Referenzen für moderne Lebensverhältnisse dienen, bedeuten die Objekte aus dem traditionellen Haus das genaue Gegenteil. Zu der*dem Forschenden entsteht auf Basis des (Wieder)Erkennens eine gewisse Nähe und Identifikation, während die Fremdheit und gefühlte Differenz zu den unbekannten Einwohner*innen, zu den „Anderen“ weiter manifestiert wird (vgl. ebd.: 35).

Diese Mechanismen und die damit einhergehenden Zuschreibungen - die Madagassen, die ein primitives, vormodernes Leben verkörpern und der weiße Forscher, der für das moderne Leben steht - machen die Masoalahalle zu einem „racialised space“ (Purtschert 2015). Diese Eigenschaft ist hinsichtlich des Natur- und Artenschutzengagements des Zoos von zentraler Bedeutung, da dieses Engagement oftmals mit Entwicklungszusammenarbeit einhergeht und mit der kolonialen Vergangenheit sowie den damit verknüpften Praktiken und Denkweisen verflochten ist (ebd.: 511; 521).

¹³⁴ Dies erinnert an die in Kapitel 5.3.1 - *Reenactment* beschriebene Polizeistation des Pantanals, in der die Besucher*innen den Platz eines Polizisten einnehmen können.

6.2. Vom Arten- zum Naturschutz

„The first is the almost limitless capacity of human beings for building and creation, matched by equally great powers of destruction and annihilation. The escalating needs of soaring numbers have often driven people to take a short-sighted approach when exploiting natural resources. The toll of this approach has now become glaringly apparent: a long list of hazards and disasters, including soil erosion, desertification, loss of cropland, pollution, deforestation, ecosystem degradation and destruction, and extinction of species and varieties. This situation underlines the need for conservation, comprising the ecologically sound management of productive systems and the maintenance of their viability and versatility.“
(IUCN, UNEP et al. 1980: I)

Die wirtschaftlichen, technologischen und sozialen Entwicklungen in der Moderne, die immer schneller fortschreitende Industrialisierung und der sich durchsetzende Kapitalismus gingen mit einem massiven Zugriff auf natürliche Ressourcen und deren Verbrauch einher. Hier setzten sich Prozesse fort, die bereits zu früherer Zeit begonnen hatten¹³⁵. Die Industrialisierung dynamisierte diese Entwicklung und schuf

„[...] bis dahin unerhörte Umweltbelastungen, eröffnete ganz neue Bereiche der Nachfrage nach Produkten der Erde und stellte Technologien bereit, welche dem menschlichen Eingreifen in die Natur eine ganz neue Wirkungskraft verliehen.“
(Osterhammel 2010: 542)

Um Beispiele zu nennen: Holz war ein zentraler Rohstoff für die Energiegewinnung und elementar für den Bau von Transportmitteln wie etwa Eisenbahnschwellen und Schiffe. Die Baumbestände schrumpften erheblich. Im Zuge des kommerziellen Anbaus von Zuckerrohr, Tabak, Kakao, Kaffee, Tee und Kautschuk wurden der tropische Regenwald von Südamerika über Afrika bis Asien extensiv abgeholzt (vgl. Martin 2015: 25-28). Tran und Ambra, Rohstoffe von Walen, wurden für Lampen, Seifen und Kosmetika verwendet. Der industrielle Walfang sorgte für eine starke Dezimierung der Walpopulationen, so dass manche Arten beinahe ausstarben (Osterhammel 2010: 558). Bei der Großwildjagd, die im Zuge der Kolonialisierung einen Aufschwung erlebte, gerieten Tiger, Löwen und Leoparden oder Elefanten, Rhinocerosse und Zebras als Trophäen in den Fokus. Der aufstrebenden Bourgeoisie diente die Jagd

¹³⁵ Bereits vor der Zeit der Industrialisierung fanden tiefgreifende und nachhaltige Eingriffe durch den Menschen in die Natur statt, wie etwa die Begradigung und Stauung von Flüssen, die Urbarmachung von Sumpfgebieten oder die Rodung von Waldflächen (vgl. Blackbourn 2007: 95).

„[...] als Symbolbühne der Statusannäherung.“ (Osterhammel 2010: 551) Einst aristokratisches Privileg war sie nun ein Zeichen des Wohlstandes und des sozialen Aufstiegs. Für die zoologischen Gärten war sie von Bedeutung, da Jäger nun auch zu gewerblichen Tierfängern wurden, die die Tiergärten mit Tieren versorgten (vgl. Rothfels 2002: 44-80). Diese Praxis trug ebenfalls zu einer Dezimierung der Tierbestände bei, da es mangels Sachkenntnis zu erheblichen Verlusten beim Fang und Transport kam (vgl. ebd.: 44-80).

Parallel dazu gab es Ambitionen, tierische wie pflanzliche Lebewesen zu schützen und ganze Landschaften bewahren zu wollen. Spätestens zur Mitte des 20. Jahrhunderts setzte sich die Einsicht durch, dass der verschwenderische Umgang mit den natürlichen Ressourcen zu einem weitreichenden Problem für die Bevölkerung der Erde und für den Planeten als Ganzes werden würde. Nach und nach formierten sich Interessensgruppen, Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen, die die Ökologie des Planeten Erde zu einem politischen Thema machten und die Sorge um die Naturzerstörung und die Entwicklung von Nachhaltigkeitsstrategien auf nationale und internationale Agenden setzten. Naturschutz wurde zu einer globalen gesellschaftlichen Aufgabe. Bei dieser Entwicklung spielten die zoologischen Gärten eine wichtige Rolle.

6.2.1. Die Sorge der Zoos

„Ich glaube, wir sollten uns nicht selbst betrügen.

Wir haben hier die Vergangenheit nicht neu erschaffen.

Die Vergangenheit bleibt vergangen. Man kann sie nicht neu schaffen. Sie ist vergangen.

Was wir geschaffen haben, ist eine Rekonstruktion der Vergangenheit -
oder zumindest einer Version der Vergangenheit.“

(Crichton 2005: 149)

Zoologische Gärten haben seit ihrem Bestehen für sich in Anspruch genommen, auch gesellschaftliche Aufgaben zu erfüllen. Neben Bildung und Erholung bekam der wissenschaftliche Aspekt zunehmend Relevanz. In der zweiten Hälfte des

20. Jahrhunderts begannen sie, den Artenschutz¹³⁶ als zentrale Aufgabe für sich zu formulieren. Ein neues Narrativ etablierte sich: Zoos sind für den Schutz und den Erhalt der Tiere zuständig und zwingend notwendig.

„Nach Hagenbeck wurden Tiere nicht mehr allein für die Zwecke von Wissenschaft und Bildung, oder auch als Freizeitvergnügen für das Publikum gefangen. Tiere kamen von nun an hauptsächlich in Zoos, weil das nette, gesunde und sichere Orte waren und weil es den Tieren dort schlicht besser ging als in der echten ‚Wildnis‘.“ (Rothfels 2008: 219)

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden die ersten systematischen Zuchtprogramme initiiert, weil sich das Aussterben bestimmter Tierarten abzeichnete. Personen, die durch ihre Arbeit damit in Berührung kamen oder direkt davon betroffen waren wie etwa Biologen oder Zoodirektoren hatten ein erhöhtes Interesse daran, dieser Entwicklung entgegenzusteuern. Eines der ersten Programme dieser Art betraf das europäische Wisent, von dem zu Beginn der 1920er Jahre kaum noch freilebende Exemplare existierten. 1923 wurde die Internationale Gesellschaft zur Erhaltung des Wisents gegründet. Verschiedene Zoos und Wissenschaftler*innen arbeiteten für die Erhaltungszucht zusammen, die systematisch - mit dem ersten Zuchtbuch für ein Wildtier überhaupt - betrieben wurde (Strehlow 2001: 104). Neben der Zucht zur Vergrößerung und Stabilisierung der Population war es auch erklärtes Ziel, die Tiere wieder außerhalb von zoologischen Gärten anzusiedeln (ebd.: 104).

Netzwerke

Für die koordinierte und systematische Haltung, Zucht und Wiederansiedlung von Wildtieren ist der Austausch von theoretischem und praktischem Wissen in zoologischen Gärten von zentraler Bedeutung. Zu diesem Zwecke bildeten sich nationale und internationale Verbände, die nicht nur dem Erfahrungsaustausch dienen, sondern auch die umweltpolitischen Interessen ihrer Mitglieder organisieren, artikulieren und vertreten sollten. Bereits in den 1880ern entstand der *Verband Deutscher Zoodirektoren (VDZ)*. Zwischen den zwei Weltkriegen fanden regelmäßig internationale Treffen statt, an denen Direktoren verschiedener europäischer Zoos

¹³⁶ In dieser Arbeit wird zwischen Artenschutz und Naturschutz differenziert. Die beiden Konzepte hängen eng miteinander zusammen, besitzen aber unterschiedliche Schwerpunkte. Das Englische *conservation*, das häufig in älteren Publikationen und Dokumenten verwendet wird, wird sowohl für den Artenschutz als auch für den Naturschutz/Umweltschutz gebraucht. Daher ist im folgenden Kapitel an einigen Stellen etwas umständlich von „Arten- und Naturschutz“ die Rede.

teilnahmen (Kleina & Flock 2010: 35). 1935 formierte sich daraus die *International Association of Directors of Zoological Gardens*, die sich während des Zweiten Weltkrieges auflöste. Sie wurde 1946 unter Beteiligung der Zoodirektoren von Amsterdam, Antwerpen, Basel, Kopenhagen, Paris, Rotterdam und Warschau als *International Union of Directors of Zoological Gardens (IUDZG)* erneut gegründet (Fisher 2001: 1358). Aus der IUDZG ging später die heutige *World Association of Zoos and Aquariums (WAZA)* hervor, eine der wichtigsten Zusammenschlüsse von zoologischen Gärten weltweit. Die WAZA versammelt unter ihrem Dach mittlerweile 24 regionale und nationale Zooverbände wie etwa die US-amerikanische *Association of Zoos and Aquariums (AZA)*, die *European Association of Zoos and Aquaria (EAZA)* und die *African Association of Zoos and Aquaria (PAAZAB)* (Penn, Gusset et al. 2012: 41). Die WAZA bestimmt die Direktiven und Leitlinien für ihre Mitgliederzoos, betreibt Lobbyarbeit und entwickelt die grundlegenden Natur- und Artenschutzstrategien für die Zoowelt. Die einzelnen Verbände sorgen für Umsetzung und Einhaltung dieser Richtlinien bei den angeschlossenen Zoos und koordinieren sowohl regional als auch international die Zuchtaktivitäten und den Austausch zwischen den einzelnen Zoos.

Überleben durch Artenschutz

In der Darstellung ihrer Geschichte betont der Dachverband IUDZG (WAZA), dass er sich mit seiner Gründung den Arten- und Naturschutz auf die Fahne geschrieben habe. Aus seiner Perspektive scheint es, er habe sich von Anfang an hauptsächlich in den Dienst dieser Sache gestellt. „IUDZG members from the very first meeting of the revived organisation in 1946 expressed their concern about the protection of wildlife and wild places.“ (ebd.: 62) Bei genauerer Betrachtung ergibt sich jedoch ein differenzierteres Bild.

Die IUDZG gründete sich laut Artikel 2 ihrer Satzung¹³⁷ mit dem Ziel

„[...] to promote *cooperation* between directors of Zoological Gardens and Zoological Parks managed on a *scientific basis*, that is, entirely *non-commercial institutions* with

¹³⁷ Die Satzung wurde 1947 von den IUDZ-Mitgliedern befürwortet und 1949 ratifiziert. Die hier zitierte Quelle wurde der WAZA-Jubiläumspublikation von Penn, Gusset et al. (2012): *77 Years: The History and Evolution of the World Association of Zoos and Aquariums 1935-2012* entnommen. Da es sich hierbei nicht um eine objektive Darstellung handelt, muss diese kritisch betrachtet werden. Ich gehe aber davon aus, dass die dort abgedruckten Quellen, die als Originalquellen ausgewiesen sind, im Wortlaut unverändert wiedergegeben wurden.

cultural and educational aims in which the public is allowed to watch and study live animals and which promote zoological research in the widest sense and also the protection of the world's fauna. The Union shall be moreover an international body representing the aforesaid institutions and promoting their concerns." (ebd.: 35 [Herv. Autorin])

Aus diesem Artikel geht hervor, dass die IUDZG als Repräsentationsorgan die Anliegen ihrer Mitglieder nach außen vertritt und einen Rahmen für die Zusammenarbeit und den Austausch zwischen den verschiedenen Zoos bildet. Wissenschaftliche Fundierung und ausgewiesene Bildungsbemühungen gegenüber einem breiten Publikum werden als wesentliche Bedingungen für die Mitgliedschaft vorausgesetzt. Es ist durchaus eine Prämisse, dass sich die Zoos für den Artenschutz engagieren, aber diese wird hier erst an nachgeordneter Stelle genannt. Ferner ist mit „the world's fauna“ explizit nur von Tieren die Rede. Die Sorge und der Schutz um die gesamte Natur - „the protection of wildlife and wild places“ wie es in der Jubiläumspublikation von 2012 heißt - ist damit (noch) nicht gemeint.

Es ist fraglich, ob dem Artenschutz Ende 1940er Jahre die gleiche, umfassende Bedeutung beigemessen wurde, wie dies beim heutigen Naturschutz der Fall ist. Vielmehr liegt die Vermutung nahe, dass Artenschutz in einem sehr pragmatischen Sinn verstanden wurde. Zoos deckten zu dieser Zeit einen Teil ihres Tierbedarfes durch Entnahmen aus dem Freiland, denn die Nachzuchten waren nicht immer so erfolgreich wie gewünscht (IUCN 1964: 20). Im Bewusstsein, dass die Tierpopulationen weltweit zurückgehen und somit auch der künftige Tierbestand in den Zoos bedroht sein würde, war der Austausch von Zuchtmethoden sowie zur erfolgreichen, dauerhaften Haltung von Wildtieren in Gefangenschaft dringend notwendig. In diesem Sinne forderte die IUDZG von ihren Mitgliedern den Verzicht auf den Handel mit geschützten Arten und empfahl ihnen, vom Aussterben bedrohte Arten zu züchten, eine Liste seltener und geschützter Arten zu erstellen sowie eine Organisation zur Koordinierung von Nachzuchteinrichtungen („breeding centers“) zu installieren (Penn, Gusset et al. 2012: 63). Insbesondere in der Anfangszeit der IUDZG besaßen der Aufbau eines Zoonetzwerkes für den Wissens- und Erfahrungsaustausch und die Etablierung eines erfolgreichen Tierhaltungs- und Zuchtmanagements Priorität. Davon hingen das weitere Bestehen und die Zukunft der Zoos ab:

„It is essential and natural that zoos should take a deep interest in conservation because, in the logical extremity, a situation could be reached in which there would be no animals left for zoos.“ (IUCN 1964: 31)

Die Schlussfolgerung liegt nahe, dass in den Anfangsjahren der Artenschutz weniger auf ideellen als vielmehr auf pragmatischen Motiven gründete.

Die Verpflichtung zum Artenschutz erfüllt neben der Existenzsicherung eine weitere Funktion, wie aus einem Beitrag des damaligen Präsidenten Armand Surnier auf der Jahreskonferenz der IUDZG 1952 hervorgeht:

„Therefore, in the near future, the only excuse for the existence of a zoo will be that it fulfils adequately its educational task, which is wholly comparable with that of a museum, and that it contributes to the preservation of species of wild animals.“ (Penn, Gusset et al. 2012: 182)

Artenschutz bietet demnach eine Lösung für ein grundlegendes Problem zoologischer Gärten - die Legitimation ihrer Existenz. Die vom Verband definierten Kriterien der Wissenschaftlichkeit, der Bildung, der Forschung und des Artenschutzengagements besaßen eine grundlegende Legitimationsfunktion. Die Gefangenschaft von Tieren und die Existenz von Zoos waren moralisch vertretbar, da sie wichtige gesellschaftliche Aufgaben erfüllten. Der Artenschutz bot neben der Existenzsicherung eine Strategie für die Existenzrechtfertigung.¹³⁸

Anerkennung und Einflussnahme

Die Erfüllung der oben genannten Kriterien ist ein Weg, sich die Anerkennung als wichtige und unverzichtbare Einrichtungen zu sichern.

„Finally, I [Armand Surnier (Anmerkung der Autorin)] think I may in this connection refer once more to the need of a zoo, and also of our Union, having the sympathy of the public and the support of the authorities.“ (ebd.: 183)

Eine dieser wichtigen Autoritäten war die *International Union for the Protection of Nature (IUPN, heute IUCN)*¹³⁹. Die IUDZG war 1948 Gründungsmitglied der IUCN und

¹³⁸ Zu ähnlichen Schlussfolgerungen kommen beispielsweise auch Bayma (2012) und Grazian (2015) für die Zoos in den USA. Für diese verorten sie die Prozesse aber erst in den 1970er Jahren.

¹³⁹ IUCN - International Union for Conservation of Nature and Natural Resources (Internationale Union zur Bewahrung der Natur und natürlicher Ressourcen).

wurde ein Jahr später Mitglied¹⁴⁰ derselbigen (Penn, Gusset et al. 2012: 101). Die IUCN ist heute ein zentraler Akteur des weltweiten Arten- und Naturschutzes, indem sie als Dachverband sowohl staatliche Organisationen als auch Nichtregierungsorganisationen unter sich versammelt. Bekanntestes Instrumentarium der IUCN ist die *Rote Liste gefährdeter Arten*, in der Pflanzen- und Tierarten einem bestimmten Gefährdungsstatus¹⁴¹ zugeordnet werden.

Zwar war die IUDGZ an der Gründung der IUCN beteiligt, aber die Zoolobby fühlte sich in die „conservation community“ (ebd.: 102) zu wenig involviert. In einem Brief 1963 an den Präsidenten der IUDZG hatte der Sekretär des Verbandes die fehlende Akzeptanz innerhalb der Arten- und Naturschutzgemeinschaft moniert. Die Community habe kein Interesse an den zoologischen Gärten und zu wenig Kenntnis über ihre Kompetenzen im Bereich des Artenschutzes und der Zucht (ebd.: 102).

Die Zoofraktion strebte einen Austausch und Kooperationen mit Organisationen an, die eine ähnliche Zielstellung verfolgten (Fisher 2001: 1359). Jedoch waren die Ansichten über Zoos innerhalb der Arten- und Naturschutz-Gemeinschaft kontrovers. In den 1950er und 1960er Jahren, als sich diverse Interessensgruppen etablierten, ging es um die Aushandlung und das Abstecken von Kompetenz- und Einflussbereichen. Es ging letztlich um die Beteiligung an der Ausgestaltung einer immer relevanter werdenden Arten- und Naturschutzpolitik.

1959 hatte eine Unterabteilung der IUCN, die *Survival Service Commission* (heute *Species Survival Service Commission*) darüber beraten, welche Kriterien erfüllt sein müssen, damit ein Tier, dessen Art als gefährdet eingestuft ist, für die Zucht aus dem Freiland entnommen werden darf (IUCN 1964: 8). Dies hatte zur Folge, dass die Zoodirektoren darauf drangen, bei solchen Richtungsentscheiden involviert zu werden (ebd.: 8). In den Augen der IUDZG waren es schließlich die zoologischen Gärten, die aufgrund ihrer langjährigen Erfahrung, die notwendige Expertise für die Zucht von Wildtieren in Gefangenschaft besaßen.

Aus diesem Grund organisierten die IUCN, die IUDZG und der *International Council of Bird Preservation* (heute *BirdLife International*) 1964 ein Symposium zu dem Thema

¹⁴⁰ Laut eigener Darstellung der IUDGZ (WAZA) sei sie 1948 beim Gründungstreffen nicht Mitglied geworden, da der Mitgliedsbeitrag zu diesem Zeitpunkt nicht gezahlt werden konnte (Penn, Gusset et al. 2012: 102).

¹⁴¹ Die regelmäßig aktualisierte Liste weist sieben Kategorien zu: extinct (ausgestorben), extinct in the wild (in der Natur ausgestorben), critically endangered (vom Aussterben bedroht), endangered (stark gefährdet), vulnerable (gefährdet), near threatened (potentiell gefährdet), least concern (nicht gefährdet), siehe <http://www.iucnredlist.org/> (Letzter Zugriff am 28.05.2018).

„Zoos and Conservation“, an dem zahlreiche Vertreter*innen der zentralen Natur- und Artenschutz-Organisationen teilnahmen.¹⁴² Hier wurde deutlich zum Ausdruck gebracht, dass es gegenüber Zoos starke Widerstände gab:

„If conflict of opinion arises between conservationists and zoos about the publicity to be given to rare animals it causes confusion in the public mind. For instance, the exhibition of rare animals by zoos has led to criticism by some ardent conservationists and to demands for the total prohibition of imports of certain animals.“
(IUCN 1964: 21)

Die IUCN machte u.a. den (illegalen) Tierhandel für den Rückgang bestimmter Arten verantwortlich (IUCN 1960). Die Tiere wurden illegal exportiert, durften aber in die Zielländer legal eingeführt werden. Deshalb sollten die Regierungen der Importländer zu einem Einfuhrverbot bewegt werden. Dies wiederum hätte einen direkten Einfluss auf die zoologischen Gärten gehabt, die zu dieser Zeit in den Tierhandel involviert und auf ihn angewiesen waren.

„The percentage of animals in captivity which have been bred in captivity is still very small. At the same time the demand for wild animals is steadily rising because of the increase in the number of zoos and of other institutions which own animals either for research purposes or commercial purposes.“ (IUCN 1964: 20)

Die Idee eines kompletten Verbotes von Tierimporten lehnte die IUCN jedoch ab, da mit den Tieren für den Schutz gefährdeter Arten geworben werden konnte (ebd.: 21). Um aber der Entstehung eines „competitive market for endangered species“ (ebd.: 20) entgegenzuwirken, wurde eine stärkere Kooperation zwischen den Zoos und anderen Institutionen, die mit Wildtieren arbeiteten, empfohlen.

Zu Beginn der 1960er Jahre war deutlich absehbar, dass der Handel mit Tieren - insbesondere mit Arten, die als schützenswert eingestuft wurden - und deren Nachzucht in den kommenden Jahren durch Institutionen und Gesetze stark reguliert werden würde. Daher bemühte sich der Zoodirektorenverband um Einfluss bei der IUCN, die in Zukunft maßgeblich entscheiden würde, welche Tier- und Pflanzenarten als gefährdet eingestuft und dementsprechende Resolutionen und Empfehlungen

¹⁴² Neben den oben genannten waren außerdem die Zoological Society of London, der World Wildlife Fund, die Fauna Preservation Society, die American Association of Zoological Parks and Aquariums, die Royal Society of Scotland, das Institute of Biology und die Scottish Branch of the Institute of Biology vertreten (IUCN 1964: 3-6). Eröffnet wurde das Symposium vom damaligen Präsidenten der Zoological Society of London, Prince Philip, Duke of Edinburgh.

aussprechen würde. Umso dringlicher war es für die IUDZG, ihren Einfluss bei der IUCN zu etablieren, zumal die Datenerhebungen und die Empfehlungen für die Rote Liste bereits 1954 begonnen hatten (Meith 1998: 19).

Das Symposium 1964 endete mit der Empfehlung, dass zoologische Gärten, Tiersammlungen und Tierhändler im Rahmen eines *IUCN Zoo Liaison Committee* zusammenarbeiten sollten, um den Austausch seltener Tiere zwischen den verschiedenen Institutionen zu organisieren (IUCN 1964: 9). Es dauerte einige Jahre und Anläufe, bis sich die Zusammenarbeit zwischen den Zooverbänden und der IUCN fest etablierte (Penn, Gusset et al. 2012: 103-105). Immerhin erkannte die IUCN 1975 in einer Resolution an, dass zoologische Gärten eine wichtige Rolle „[...] in the conservation of wild species [...]“ (IUCN 1975) spielten. Wichtig war und ist die Kooperation mit der *Conservation Breeding Specialist Group (CBSG)*, eine Gruppe der IUCN, in der sich Expert*innen für die Zucht und das Populationsmanagement miteinander vernetzen (Nogge 1993: 101; Kleina & Flock 2010: 13-16). Es handelt sich bei der Unterstützung nicht nur um den Austausch von Theorie- und Praxiswissen, sondern diese findet auch in finanzieller Form statt.

„The act of giving to CBSG carved out a place for IUDZG at the heart of the international effort to breed endangered animals. It also solidified an important relationship between two organisations that were both in a position to make significant contributions to wildlife conservation.“ (Penn, Gusset et al. 2012: 74)

Diese Kooperation mündete in der ersten „Welt-Zoo-Naturschutzstrategie“, die die WAZA gemeinsam mit der CBSG 1993 herausgab und die einen weitreichenden Einfluss auf die zukünftige Ausrichtung der Zoos haben sollte.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass in den 1950er und 1960er Jahren der Zoodirektorenverband IUDZG und die Zoos sich nicht einem Naturschutz im heutigen Sinne - d.h. dem Schutz der Flora und Fauna als komplexem System - verschrieben. Anfangs galt das Interesse ausschließlich Tieren. Die Idee eines Natur- und Artenschutzes in Form eines umfangreichen Biotopsschutzes, wie es heute Ziel ist, begann sich damals erst zu entwickeln. Artenschutz um des Artenschutzes willen war nicht das einzige Motiv. Er erfüllte eine Legitimationsfunktion für die Zoos, die die Haltung von Tierarten, die vom Aussterben bedroht waren, moralisch rechtfertigen mussten. Ferner musste Artenschutz in Form von Nachzuchten betrieben werden, um

die Existenzgrundlage der Zoos zu sichern. Schließlich war das Artenschutzengagement - neben der wissenschaftlichen Arbeitsweise und dem Bildungsauftrag - ein wichtiges Mittel, um Anerkennung und Einflussnahme bei der Arten- und Naturschutzgemeinschaft und dem immer wichtiger werdenden Feld der Naturschutz- und Umweltpolitik zu erlangen. Der Pfad, der eingeschlagen wurde bedeutet eine wechselseitige Abhängigkeit:

„Zoos need the moral support of conservation organisations just as much as conservation needs the support of zoos. Their interests are complementary and in no way antagonistic.“ (IUCN 1964: 32)

Der Zoo als Arche Noah - Zuchtnetzwerke

Ein wichtiger Schritt für die Zoos der IUDZG und ein Zeichen dafür, dass ihr Engagement mehr als ein Lippenbekenntnis sein sollte, war 1967 der Verzicht auf jeglichen Handel mit Orang-Utans, Philippinenadlern, Sansibar-Stummelaffen und Galápagos-Riesenschildkröten.

„The agreement was formulated not only to prevent trafficking in these highly endangered species but also to make a significant stand in the zoo world so that IUDZG would be recognized as a conservation leader, one that could make a real impact in the fight to save endangered species.“ (Fisher 2001: 1359)

Den nächsten großen Einschnitt bedeute 1973 das *Übereinkommen über den internationalen Handel mit gefährdeten Arten freilebender Tiere und Pflanzen*, auch bekannt als *Washingtoner Artenschutzübereinkommen*¹⁴³, das u.a. Bezug auf ein IUCN-Resolution von 1963 nimmt.¹⁴⁴ Das Abkommen regelt den Handel mit geschützten Tier- und Pflanzenarten sowie deren Produkten und wurden bis dato von 183 Staaten ratifiziert.¹⁴⁵

¹⁴³ Bekannt auch unter der Abkürzung CITES - Convention on International Trade in Endangered Species of Wild Fauna and Flora.

¹⁴⁴ In dieser Resolution empfiehlt die IUCN 1963 „[...] that the practical and political problems involved in illegal export be studied and that an international convention on regulations of export, transit and import of rare or threatened wildlife species or their skins and trophies be drafted and submitted for the approval of governments by the appropriate international organisations possibly on the occasion of a world-wide conference convened for that purpose.“ (IUCN 1963)

¹⁴⁵ Die Arten werden entsprechend dem Grad der Gefährdung in den drei Anhängen des Abkommens gelistet, <https://www.cites.org/eng/app/appendices.php> (Letzter Zugriff am 03.06.2018). Der Gefährdungsstatus richtet sich nicht nach der *Roten Liste*.

Die Zoos mussten auf die Übereinkunft mit neuen Strategien reagieren. Es ging zunächst pragmatisch um die Bestandssicherung, wie die Erklärung des ehemaligen Kölner Zoodirektors Gunther Nogge nahelegt:

„Es war vorauszusehen, daß die von den Zoos selbst gewollte Beschränkung bei der Entnahme von Tieren aus der Natur tiefgreifende Konsequenzen für das Management ihrer Tierbestände nach sich ziehen würde. Zumindest bei den bedrohten Tierarten mußten die Zoos unabhängig von Naturentnahmen und durch erfolgreiche Zucht dieser Tiere zu Selbstversorgern werden.“ (Nogge 1993: 80)

Die Zoos mussten nicht nur ihre Kompetenzen für das Erhaltungszucht- und Tiermanagement vergrößern, sondern sie mussten auch die institutionellen Netzwerke weiter ausbauen. Zoos entwickelten ein neues Selbstbild als Orte der letzten Zuflucht für aussterbende Arten. In den Worten des Kölner Direktors a.D. erscheinen die Zoos als selbstlose Retter in der Not.

„Die Zoos, denen damit automatisch eine Arche-Noah-Funktion zugefallen ist, sind sich ihrer Verantwortung gegenüber den ihnen anvertrauten Tieren bewußt geworden und haben in diesem Bewußtsein Strategien zum Aufbau sich selbst erhaltender Populationen von Tieren entwickelt.“ (ebd.: 80)

Diese Arche-Noah-Funktion erfüllt, wie das Bekenntnis zum Artenschutz, ein Rechtfertigungsfunktion gegenüber Kritikern (Rothfels 2002: 175).

Mit der Idee als eine Arche Noah zu fungieren und somit einen Teil der irdischen Flora und Fauna vor dem Untergang zu retten, waren die Zoos nicht allein. Die damaligen Initiator*innen und Bewohner*innen der *Biosphere 2* hatten ähnliche Vorstellungen eines Rettungsschiffes.

„Scientists and designers of Biosphere 2 - the ‚Glass Ark‘- fashioned themselves in the image of the biblical Noah. They believed that the new biosphere could secure their personal survival while at the same time saving some of the world’s biodiversity.“ (Anker 2010: 123)

Generell wird die Zucht von Tieren in *ex-situ* und *in-situ* unterschieden. In-situ bedeutet die Zucht im „angestammten Lebensraum der Art“ und ex-situ „außerhalb des ‚natürlichen Lebensraums“ (WAZA 2005b: 67), beispielsweise in Zoos. Die Erhaltungszucht ex-situ in Zoos wird durch nationale und internationale Zuchtprogramme wie etwa das *Europäische Erhaltungszuchtprogramm* (*European Endangered Species Programme; EEP*), das *Europäische Zuchtbuch* (*European*

Studbook; *ESB*) oder den *Species Survival Plan (SSP)* gesteuert.¹⁴⁶ In den Programmen organisieren, kontrollieren und koordinieren Zuchtbuchführer*innen - meist Zooangestellte - die Zucht einer Tierart mit Hilfe eines Zuchtbuches.

Ziel der Programme ist, eine sich selbst erhaltende Tierpopulation im Zoo zu garantieren sowie die in-situ Populationen durch Auswilderung zu unterstützen (vgl. WAZA 2005b: 28-34). Die Wiederansiedelung ist ein schwieriges und aufwendiges Unterfangen - eine Mitarbeiterin des Schönbrunner Zoos nannte solche Projekte die „Königsklasse“ (Kuratorin, SCH) - da zum einen das Habitat der Tiere noch existieren muss und zum anderen die Tiere überlebensfähig sein müssen.¹⁴⁷ Es benötigt viel Zeit und die Gefahr, dass die Tiere nicht überleben, ist groß, wie ein Mitarbeiter aus Zürich deutlich macht:

„[...] die hier geborenen Tiere [Gorillas (Anmerkung der Autorin)], die kennen nichts anderes. Die sind sich diese Welt gewohnt und die fühlen sich in dieser Welt wohl und wenn man ein solches Tier jetzt nach Kongo schicken würde und dort freilassen würde, dann wäre das verloren. Und mit der Wiederaussiedlung oder Auswilderung von Tieren, die zoogeboren sind, das ist ein Prozess, wo man die Tiere auch wieder vertraut machen muss mit ihrer Umwelt.“ (Kurator, ZH)

Nicht alle Tiere in einem Zoo sind Teil eines Zuchtprogramms. Meist betrifft es Arten, die laut IUCN einen hohen Gefährdungsgrad haben oder als „Botschafter“ stellvertretend für einen gesamten Lebensraum stehen (vgl. Kleina & Flock 2010: 43). Mit den Programmen wird koordiniert wo sich wie viele Tiere welcher Art und welchen Geschlechts befinden; welche Tiere gezüchtet werden und welche sich nicht fortpflanzen sollen. Die Programme geben einen Überblick über die genetische Abstammung der Tiere, in welchem Verwandtschaftsverhältnis sie zueinander stehen

¹⁴⁶ Neben diesen Programmen wird von manchen Zoos und Instituten die Forschung zu Reproduktionsmedizin mit künstlicher Befruchtung, in-vitro Fertilisation u.ä. vorangetrieben (vgl. Lyles & Wharton 2013: 477). So gibt es etwa einen Wissenschaftler am Berliner Leibniz-Institut, der sich auf die künstliche Befruchtung von Nashörnern und Elefanten spezialisiert hat und dessen Arbeit weltweit nachgefragt ist (<https://www.berliner-zeitung.de/panorama/kuenstliche-befruchtung-wie-thomas-hildebrandt-das-breitmaulnashorn-retten-will-27749166#>, Letzter Zugriff am 03.06.2018). Das Konzept des „Frozen Zoo“ geht noch einen Schritt weiter und experimentiert mit dem Klonen von Tieren, auch mit bereits ausgestorbenen Arten (s. dazu Friese 2009).

¹⁴⁷ Als prominentes Beispiel für ein gelungenes Wiederansiedelungsprojekt werden häufig die Przewalski-Pferde genannt. Sie galten lange als noch einzig existierende Form der Wildpferde bis 2018 in einem Science-Artikel aufgezeigt wurde, dass es Nachfahren von Pferden der Botai-Kultur sind, d.h. es handelt sich um Nachkommen bereits domestizierter Tiere (Gaunitz, Fages et al. 2018). Weitere Projekte zur Wiederansiedelung sind etwa der Steinbock in den Alpen oder der Waldrappe.

und welche Tiere miteinander verpaart werden können, so dass eine größtmögliche genetische Varianz besteht.

Tierpflege und Tierzucht sind hegemoniale Praktiken der Zoos, mit denen Tiere kontrolliert, klassifiziert und gesteuert werden (Braverman 2012). Diese haben sie mit anderen Heterotopien wie Krankenhäuser oder Psychiatrien gemein.¹⁴⁸ Welche Tiere gezüchtet werden, ist davon abhängig, welcher Status ihnen zugeschrieben wird bzw. welchen Stellenwert sie besitzen: Sind sie vom Aussterben bedroht? Sind sie für die Interessen des Zoos wichtig? Sind sie für Austauschnetzwerke relevant? Gehören sie zu den *Flaggschiffarten* (flagship-species) wie Löwe, Nashorn oder Tiger? Diese besonders ‚attraktiven‘ Arten fehlen in keinem Zoo, da sie Publikumsmagneten sind. Handelt es sich um stark gefährdete, aber für das Publikum weniger interessante Arten? Deren Zucht ist zwar aus Artenschutzgründen sinnvoll, aber diese sind „[...] jedem egal, diese richtigen Ladenhüter und unbekannten, schirren, braunen, kleineren Dinge, die halt auch leben und sich entwickeln wollen [...]“ (Zoolog. Abteilungsleiter, SCH).¹⁴⁹

Ebenfalls abhängig von ihrem Status ist, ob das einzelne Individuum relevant ist oder ob die Population als solche von Interesse ist. Arten, die sich problemlos vermehren - vor allem kleinere Tiere wie Vögel oder Taggeckos - ist das einzelne Tier vernachlässigbar. Hier liegt das Augenmerk auf dem Gleichgewicht der Population. Diese Tiere bleiben anonym, bekommen keine Namen. Größere Tiere wie etwa Fledermäuse, Papageien oder Lemuren bekommen Namen, werden individualisiert. Laut Braverman ist dies ein Charakteristikum der foucaultschen „Pastoralmacht“, die der Zoo als ‚Hirte‘ über seine ‚Herde‘ ausübt. Die Pastoralmacht funktioniert über Hege und Pflege und die Sorge um die Tiere, über das Bewegen und Migrieren von Tieren und über ihre Individualisierung durch Namensgebung (Braverman 2012: 21f.). Hierin liegt das elementare Paradoxon pastoraler Macht: Das Wohl der gesamten Gruppe (Population) steht über dem Wohl des Einzelnen (Tierindividuum).

¹⁴⁸ Diese Heterotopien benutzen auch eine ähnliche Sprache, teilweise euphemistische Sprache. Tiere sind nicht in Gefangenschaft, sondern in ‚menschlicher Obhut‘. Sie wurden - wie im obigen Zitat des ehem. Kölner Zoodirektors - dem Zoo „anvertraut“ (Nogge 1993: 80). Es wird Tierpflege betrieben.

¹⁴⁹ Die Forschung zur Nachzucht dieser „Ladenhüter“ wird wiederum über die beliebten Tierarten querfinanziert. Im Falle des Schönbrunner Tiergartens sind es etwa die Pandabären, derentwegen zahlreiche Besucher*innen kommen und die einen erheblichen Teil der Einnahmen generieren.

„Although this paradox exists in the background of all zoo operations, it seems that zoos more readily sacrifice the individual animal for the benefit of the flock, rather than the other way around.“ (Braverman 2012: 22)

Um erfolgreich zu züchten, muss permanent protokolliert, dokumentiert, diszipliniert und gesteuert werden, damit alle bekannten Parameter stimmen. Zu diesem Zwecke sind die klassisch übersichtlichen Gehege und Käfigen eigentlich am besten geeignet. Die Immersionsgehege erschweren die Arbeit durch den fehlenden Überblick und die geringen Eingriffsmöglichkeiten. Es gilt abzuwägen, welche Tiere dort gezüchtet werden: „Nur, wie gesagt, die letzten ihrer Art würde ich nicht in eine Regenwaldhalle setzen. Die würde ich in einen Käfig geben.“ (Zoolog, Abteilungsleiter, SCH)

Die meisten wissenschaftlich geführten Zoos folgen dem Grundsatz, dass die Zootiere möglichst ihr gesamtes Verhaltensspektrum ausüben sollten. Eine Form der Kontrolle und der Steuerung bei der Fortpflanzung ist der Einsatz von Kontrazeptiva oder die Sterilisation; das aber steht im Gegensatz zu diesem Grundsatz und kann überdies nicht bei allen Tierarten eingesetzt werden (Kleina & Flock 2010: 47). Das daraus folgende Dilemma ist zu erfolgreiche Zucht: Sie produziert Überschüsse. In der Zoowelt wird in diesem Fall vom Erreichen der „Haltungskapazität“ (ebd.: 47) gesprochen. Dies kann dazu führen, dass die Zoos überzählige Tiere anderweitig unterbringen oder töten müssen. Die Tötung der Tiere ist ein wichtiges Argument von Zookritiker*innen. Manche Zoos versuchen offensiv damit umzugehen, wie das bereits erwähnte Beispiel des Kopenhagener Giraffenbullens zeigt.¹⁵⁰ Andere Zoos thematisieren dies nicht öffentlich.

Mit diesen Steuerungstechnologien (Braverman 2012: 159) sind Zoos nicht nur Orte, die bedrohten Tieren einen Platz bieten, sondern sie werden zu Orten, an denen der Mensch zum Schöpfer wird. „In effect, the zoo’s reproductive project transforms the biblical role of humans from namers into creators.“ (ebd.: 159) Er entscheidet er über Leben und Tod, über Auslöschung oder Überleben.

Botschafter

1993 stellte der Zoo Zürich seinen Masterplan vor, dessen erklärtes Ziel die Umgestaltung des Zoos zu einem Naturschutzzentrum war. Diese Entwicklung fußte auf der ersten „Welt-Zoo-Naturschutzstrategie“ von 1993, die für sich beanspruchte,

¹⁵⁰ Siehe Kapitel 5.

„[...] the views of the progressive worldwide zoo and aquarium community [...]“ (IUDZG & CBSG (IUCN/SSC) 1993: vii)¹⁵¹ zu repräsentieren. Die Strategie wurde von der IUDZG (heute WAZA) und von der CBSG konzipiert. Mit ihr schreibt die IUDZG eine positive Fortschrittsgeschichte, laut der sich die Zoos linear von den Anfängen als Menagerie (19. Jahrhundert) über die zoologischen Gärten (20. Jahrhundert) hin zu modernen Naturschutzzentren (21. Jahrhundert) weiterentwickelt hätten (IUDZG & CBSG (IUCN/SSC) 1993: 5). Für diese seien nun nicht mehr Taxonomie und Ökologie zentrale Leitthemen, sondern die Umwelt als Ganzes. Ökosysteme zu erhalten und das Artensterben abzuwenden stünden nun im Fokus, wobei das Hauptaugenmerk auf der Schaffung institutioneller Netzwerke für den Natur- und Artenschutz liege (ebd.: 5). 2005 wurde eine neue Strategie von der WAZA unter dem Titel „Building a Future for Wildlife - The World Zoo and Aquarium Conservation Strategy“ (WAZA 2005a)¹⁵² herausgegeben. Sie war zehn Jahre lang zentrales Dokument, auf das sich die Mitgliederzoos im Rahmen ihrer Arbeit grundsätzlich beriefen. 2015 wurde sie durch eine neue Strategie mit dem Motto „Committing to Conservation. The World Zoo and Aquarium Conservation Strategy“ (Barongi, Fiskén et al. 2015a)¹⁵³ abgelöst.

Die „World Conservation Strategy“ (IUCN, UNEP et al. 1980), die 1980 von der IUCN herausgegeben wurde, betonte, dass für den Schutz der Erde und ihrer Lebewesen die Ökosysteme mitsamt den in ihnen lebenden Arten und ihren komplexen ökologischen Prozessen erhalten werden müssen (ebd.: VI). Die Fokusverschiebung der Zoos vom Artenschutz hin zum Naturschutz setzte ein, nachdem auch die Zoos zu der Einsicht gekommen waren, dass die Nachzucht für eine mögliche Wiederansiedelung nur dann sinnvoll sei, wenn diese potentiellen Wiederansiedelungsräume als Lebensräume für die Arten noch existierten. Im Zuge dieser Verschiebung war Tierhaltung nicht mehr das Ziel. Die Zoos sahen sich nicht nur als Naturschutzzentren, sondern auch als Botschafter und „PR-Agentur“ (Rübel 2003: 19) für die Ökosysteme und deren Schutz.

„Und da hat [...] es einen Gesinnungswandel gegeben, der natürlich auch mit der Gesellschaft gekoppelt ist, dass man gesagt hat: ‚Nein, im 21. Jahrhundert mit der ganzen Problematik der Arterhaltung und Erhaltung von Ökosystemen kann das nicht

¹⁵¹ Der komplette Titel lautet „The World Zoo Conservation Strategy. The Role of the Zoos and Aquaria of the World in Global Conservation.“ 1997 erschien „Die Welt-Zoo-Naturschutzstrategie. Die Rolle von Zoos und Aquarien im Weltnaturschutz“ (Nogge 1997) in deutscher Sprache.

¹⁵² Dt. Ausgabe: „Zoos und Aquarien für den Naturschutz - Die Welt-Zoo- und Aquarium-Naturschutzstrategie“ (WAZA 2005b).

¹⁵³ Dt. Ausgabe: „Zeichen setzen für den Naturschutz“ (Barongi, Fiskén et al. 2015b).

mehr die zentrale Aufgabe sein.' Sondern es geht darum eigentlich ein Botschafter zu sein im Bereich der Erhaltung von Arten und der Erhaltung von Ökosystemen, im Prinzip ein Naturschutzzentrum zu werden.“ (Kurator, ZH)

Die Zootiere bekamen ebenfalls eine neue Rolle zugeschrieben. Sie wurden zu Stellvertretern und Werbebotschaftern für ihre aussterbenden Artgenossen im Freiland und für deren Lebensräume. Als solches fungieren nicht nur die Tiere, sondern auch ganze Anlagen stehen als Botschafter für ihr Lebensraumpendant im Freiland. In Wien trägt die Regenwaldhalle ihre Rolle gleich im Namen - *Botschaft der Regenwälder*. Die Masoalahalle in Zürich hat die gleiche Funktion - „In der Strategie des Zoos auf seinem Weg zum Naturschutzzentrum soll der Masoala Regenwald als Botschafter des bedrohten Regenwaldes neue Massstäbe setzen.“ (Zoo Zürich 2003d) Diese neue Rollenzuschreibung fügt sich als weiterer Schritt in die immergleiche Rechtfertigungsstrategie ein. „[I]ch denke dem Gros ist schon vollkommen klar für was man hier in Mitteleuropa exotische ViecherIn [...] hält. Dass das ja kein Selbstzweck sein kann [...].“ (Techniker II, SCH & Pflegerin III, SCH) Die Tiere und die Zoonatur in den Anlagen sind Mittel zum Zweck, sie sind die vermeintlich wirkmächtigen Vermittler einer Naturschutzbotschaft: „[...] wir machen alles für die Menschen, damit die die Botschaft kriegen, die wir haben.“ (Techniker II, SCH & Pflegerin III, SCH)

Twinning

Für die Vermittlung der Naturschutzbotschaft setzen die Zoos vermehrt auf die Immersionsanlagen, denn durch diese eröffnete sich ihnen

„[...] die Möglichkeit, Strukturen und Funktionen bei Tieren in ihrem Bezug auf die dazu passenden natürlichen Strukturen zu zeigen und darüber hinaus mit den Anschauungsbeispielen für die Erhaltung von Lebensräumen in der Natur zu werben.“ (Dittrich 2008: 343)

Dies trifft genau auf die Regenwaldhalle in Schönbrunn und mehr noch auf die Masoalahalle in Zürich zu.

„This exhibit acts as an ambassador for the Masoala National Park, Madagascar, with the aim of displaying an authentic representation of Masoala National Park and thus rising awareness of the threatened animal and plant biodiversity of Madagascar, and especially the Masoala Peninsula.“ (Bauert, Furrer et al. 2007: 203)

Mit der neuen Funktionszuschreibung als Botschafter verweist die Anlage aus dem Zoo hinaus auf das Ökosystem, dessen Stellvertreterin sie ist. Somit soll eine „[...] direkte Verbindung zu seinem Naturschutzprojekt auf Madagaskar - dem Masoala Nationalpark.“ (Zoo Zürich 2001: 6) entstehen. Der Zoo beschreibt dies selbst als Vorzeigeprojekt:

„Mit dem Projekt ‚Masoala Regenwald‘ setzt der Zoo Zürich weltweit neue Dimensionen. Nicht nur die Grösse der Anlage, auch die Treue zum Detail und die Fixierung auf ein klar eingegrenztes Thema - den Masoala Nationalpark in Madagaskar - machen das Projekt einzigartig.“ (Zoo Zürich 2003e: 3)

Mit dem neuen Selbstverständnis als Naturschutzzentrum und Botschafter verknüpft der Zoo Zürich die Masoalahalle sowohl semantisch - über den Namen *Masoala Regenwald*¹⁵⁴ - als auch praktisch - über finanzielle Spenden und fachliche Unterstützung - direkt mit dem Naturschutzprojekt des Masoala Nationalparks vor Ort in Madagaskar.

Die Kooperation mit Madagaskar ergab sich laut Auskunft des Zoos eher zufällig. Zunächst stand fest, dass es eine neue Indoor-Anlage geben sollte. Der Zürcher Bankier Hans Vontobel spendete als Hauptsponsor einen zweistelligen Millionenbetrag (Sprecher 2005). Die Gesamtkosten für den Bau der Halle beliefen sich auf 52 Millionen Schweizer Franken, die komplett aus Spenden finanziert wurden (Zoo Zürich 2017d). Für die Naturschutzbotschaft sollte es einen Zwillingspartner als Gegenstück im Freiland geben. Ursprünglich hatte ein Wissenschaftler der Universität Zürich den Zoodirektor Alex Rübel auf Masoala hingewiesen. Schließlich war es der damalige Schweizer Bundespräsident Adolf Ogi, der im Oktober 1993 auf dem *5ième Sommet de la Francophonie* in Grand Baie, Mauritius, dem Präsidenten Madagaskars das Projekt präsentierte und eine Kooperation zwischen dem Zoo Zürich und dem madagassisches Ministerium für Wasser und Wald initialisierte (Zoo Zürich 2001: 7). Für die Masoala-Halbinsel sprach,

„[...] dass es ein absoluter Hotspot an Biodiversität ist, diese Masoalaregion. Einer der drei artenreichsten Räume weltweit und da haben wir auch gesagt, das macht auch

¹⁵⁴ Aus einer internen Informationssammlung zur Masoalahalle von 2005 (Sprecher 2005) geht hervor, dass es eine Namensänderung von „Madagaskar-Halle“ zu „Masoala Regenwald“ gab. Grund für die Umbenennung sei die Verdeutlichung der Partnerschaft zwischen dem Zoo und dem Naturschutzprojekt Masoala auf Madagaskar. Ferner kämen fast 80% der Pflanzen und Tierarten aus Masoala.

wissenschaftlich gesehen Sinn so eine Region großflächig zu schützen mit einem Flagship-Species wie Roter Vari. Da sind hunderte weitere Pflanzen und Insektenarten, die noch gar nicht beschrieben sind, [die] können mitgeschützt werden. [...]“ (Kurator, ZH)

Die Zusammenarbeit zwischen dem madagassischen Ministerium für Wasser und Wald, dem Zoo Zürich und *CARE International*, einer NGO, wurde 1996 vertraglich besiegelt (Hatchwell & Rübel 2007: 209f.). 1997 wurde der Masoala Nationalpark in Madagaskar gegründet. Er wird durch die *Association Nationale pour la Gestion des Aires Protégées* (ehemals *ANGAP*, umbenannt 2011 in *Madagascar National Parks*) und durch die *Wildlife Conservation Society (WCS)*¹⁵⁵ verwaltet (Zoo Zürich 2003c; Keller 2017: 3). Die WCS vertritt bei der Verwaltung des Nationalparks die Interessen des Zoo Zürich, nachdem sich CARE International im Jahre 2000 zurückgezogen hatte (Zoo Zürich 2001: 19). Als weitere Partner ist mittlerweile die NGO *Medair* hinzugekommen (Zoo Zürich 2017d). 2007 beschloss die UNESCO, dem Masoala Nationalpark den Status eines Weltnaturerbes zu verleihen (Zoo Zürich 2007).¹⁵⁶

Im Rahmen der Partnerschaft verpflichtet sich der Zoo zu ideeller und monetärer Unterstützung des Nationalparks. Forschung und Naturschutz sollen durch eine enge Zusammenarbeit zwischen dem Zoo und dem Nationalpark vorangebracht werden: Der Zoo will die Region Masoala als Touristenregion bekannter machen und Ökotourismus fördern sowie die Besucher*innen in der Schweiz mobilisieren, einen finanziellen Beitrag zu leisten. Darüber hinaus verpflichtet sich der Zoo mindestens 100.000 US-Dollar im Jahr - mittlerweile sind es 125.000 US-Dollar - für die Betriebskosten des Nationalparks und für einen Nachhaltigkeitsfonds zu zahlen (Hatchwell & Rübel 2007: 2013). Diese Naturschutzpartnerschaft soll wechselseitig funktionieren.

„Dieses Geld, dass da ein Viertel des Nationalparkbudgets ausmacht, das wir beisteuern, ist eines. Aber das viel Wichtigere ist eigentlich die Wahrnehmung, dass Madagaskar in Mitteleuropa präsent ist. Aber dieses Ding hier hat auch einen Einfluss dort, weil für viele Leute, die in einem kleinen Kuchen drin sind, [...] die verstehen gar nicht das Spezielle ihrer Region.“¹⁵⁷ (Kurator, ZH)

¹⁵⁵ Die WCS ist hervorgegangen aus der New York Zoological Society und heute eine der einflussreichsten Naturschutzorganisationen weltweit (Keller 2017: 3).

¹⁵⁶ In Puncto Naturerbe ist die IUCN Beratungsorgan der UNESCO.

¹⁵⁷ Der Zoo bezeichnet Masoala als „[...] eine der bestbekanntesten Marken in der Schweiz.“ (Kurator, ZH)

Die Naturschutzprojekte, in die der Zoo in Madagaskar involviert ist, reichen mittlerweile von der Einrichtung von Baumschulen zur Wiederaufforstung über die Wasserversorgung bis hin zu Aktivitäten gegen den illegalen Rosenholzhandel.¹⁵⁸

Im Gegensatz zur Masoalahalle, gibt es bei der Regenwaldhalle in Wien keine direkte Verknüpfung mit einem spezifischen Ökosystem oder einer bestimmten Region. Der Themenschwerpunkt liegt hier zwar auf dem südostasiatischen Regenwald, aber der Tiergarten weicht durchaus vom Konzept ab. Generell konzentriert er seine Arbeit auf verschiedene Naturschutzprojekte zu einzelnen Arten wie etwa die Winkerfrösche oder die Batagur-Schildkröten.

„Naja wir gehen eher auf Arten, wir haben Arten von Borneo, das sind die Winkerfrösche, wo wir extrem viel machen, wo wir wirklich auch wissenschaftlich ganz vorne sind, also wo man wirklich so, ich sage einmal, wenn wer irgendwas weiß über Winkerfrösche, dann wir. [...] Wir verstehen diese Viecher.“ (Zoolog. Abteilungsleiter, SCH)

Der Zoo Zürich ist hinsichtlich der engen Kopplung an ein Freilandprojekt wie er dies mit dem Masoala Nationalpark oder mit dem Kaeng Krachan Nationalpark in Thailand betreibt, einer der Zoos, die dies am beharrlichsten betreiben.

„Und wir haben vielleicht diese Idee noch vielleicht etwas puristischer umgesetzt (lacht), aber sind schon eine der führenden Institutionen weltweit, in diesem Bereich ja.“ (Kurator, ZH)

Daher wird im kommenden Abschnitt hauptsächlich das Naturschutzengagement des Zürcher Zoos betrachtet, wie es in den Publikationen (Broschüren, Artikeln, Website) und in dem Besucherzentrum präsentiert wird.

Entwicklungshilfe

Anhand der Projekte, die der Zoo Zürich in Masoala unterstützt, lässt sich unschwer erkennen, dass hier nicht allein Naturschutzprojekte verfolgt werden, sondern größere und umfangreichere Einflussnahme im Sinne einer Entwicklungshilfe stattfindet.¹⁵⁹ Langfristiges Ziel ist es, den Regenwald zu erhalten und vor weiterer Abholzung zu

¹⁵⁸ <https://www.zoo.ch/de/naturschutz-tiere/naturschutzprojekte/masoala>; (Letzter Zugriff am 05.06.2018).

¹⁵⁹ Ich verwende hier bewusst den Begriff „Entwicklungshilfe“, da er eine hegemoniale Beziehung beschreibt, in der die Ressourcen der Beteiligten ungleich verteilt sind und die Interessen der Partner nicht zwingend konvergieren. Der Zoo spricht, zumindest in älteren Statements, vom „Nationalpark als Entwicklungsprojekt“ (Rübel 2003: 21).

bewahren. Das Informationsheft zu den Naturschutzprojekten des Zoos beschreibt die Situation in Masoala wie folgt:

„Rund 90 Prozent der ursprünglichen Lebensräume Madagaskars sind heute durch Land- und Viehwirtschaft zerstört. Der Tropische Regenwald von Masoala ist mit 2.300 Quadratkilometern Fläche das grösste noch zusammenhängende Waldgebiet Madagaskars. Brandrodungen zur Gewinnung von Reisanbauflächen, das übermässige Sammeln von Waldprodukten, der illegale Holzhandel und die Jagd sind aber nach wie vor eine Bedrohung für das Schutzgebiet.“ (Zoo Zürich 2012)

Diese Probleme würden durch die wachsende Bevölkerung noch verstärkt.¹⁶⁰

Für den Zoo steht die Diagnose fest, das Gebiet der Nationalparks brauche „Hilfe“, die eine nachhaltige Nutzung des Regenwaldes ermögliche (Rübel 2000: 268). Vor allen Dingen geht es um wirtschaftlichen Alternativen zur Existenzsicherung. Die Bewohner*innen mussten ihr Land innerhalb des Nationalparkgebietes verlassen und sollen nun neue Flächen durch neu eingeführten Nassreisanbau nachhaltiger bewirtschaften. Im Zuge dessen werden Infrastrukturprojekte wie die Installation von Bewässerungssystemen durchgeführt. Verstärkt werden Medizinal- und Gewürzpflanzen für den Export angebaut. Zudem finanziert der Zoo Ranger, die den Park vor Wilderern und illegalen Holzfällern schützen. Naturschutzprojekte wie die Bewirtschaftung von Baumschulen und die Wiederaufforstung des Waldes werden umgesetzt. Im Gegenzug ist es dem Zoo erlaubt, bestimmte Pflanzensamen, deren Ausfuhr streng kontrolliert ist, in die Schweiz ausführen. Ökotourismus stellt ebenfalls eine wichtige Einnahmequelle dar.

Im Fokus des Zoos stehen Bildungsprojekte wie der *MaMaBay Environmental Campus*. Er soll „[...] Öffentlichkeitsarbeit, Naturinformationen, Tourismus, Bildungsangebote und die Verwaltung der Schutzgebiete [...]“ (Bauert 2014: 19) zusammenbringen und richtet sich ausdrücklich an die lokale Bevölkerung. Computer mit Internetzugang wurden für ein „Offenes Schulzimmer“ installiert, in dem madagassische Kinder in Umweltthemen unterrichtet und für den Naturschutz sensibilisiert werden sollen (ebd.: 19).

„Dass die [Madagassen (Anmerkung der Autorin)] teilhaben können an den Informationen, glaube ich, das ist da was ganz, ganz, ganz Zentrales. Weil nur

¹⁶⁰ <https://www.zoo.ch/de/naturschutz-tiere/naturschutzprojekte/masoala>
(Letzter Zugriff am 06.06.2018).

Madagassen können in Zukunft ihren Wald schützen. Das können nicht wir von hier aus machen. Wir können Brücken bauen, wir können unterstützen, aber schlussendlich machen müssen es die Madagassen.“ (Kurator, ZH)

Der Zoo identifiziert den Menschen als Verursacher für die Zerstörung des Regenwaldes. Dies seien einerseits die Bewohner*innen der (westlichen) Industriestaaten, wie der Zoodirektor erklärt:

„Wir sind ja die grösseren Zerstörer des Regenwaldes als die Madagassen, indem ‚wir‘ Regenwaldprodukte besonders günstig kaufen wollen und die Malagasy ihren Lebensunterhalt von diesen Einnahmen nicht bestreiten können.“ (Troxler Loeliger 2003: B9)

Andererseits seien es die Bewohner*innen des Regenwaldes, die sich durch ihre Lebensweise ihrer eigenen Existenz beraubten:

„Sein Überleben hängt weitgehend davon ab, ob es gelingt, die Bevölkerung davon zu überzeugen, dass ihr langfristig ein gesunder Regenwald mehr dient als ein kurzfristiger Ertrag an Reis oder Vanille.“ (Zoo Zürich 2001: 20)

„Der Regenwald muss für die Bevölkerung einen Wert bekommen“ steht in der zoo-internen Informationssammlung zur Masoalahalle (Sprecher 2005). Den Bewohner*innen wird unterstellt, dass sie die Wichtigkeit des Regenwaldes als Existenzgrundlage und als zu schützendes Naturerbe nicht erkennen würden.

„Als wir nach Masoala gingen und gesagt haben ‚So ein Wald wie den, den Ihr da habt, den wollen wir Zürich mit viel Aufwand in ein Gewächshaus reinmachen.‘ Haben sie gesagt ‚Warum? Den hat es ja überall. Der ist ja überall gleich. Der ist ja gar kein spezieller Wald.‘ Da haben wir gesagt ‚Doch! Das ist weltweit der speziellste Wald, den es gibt, der artenreichste.‘ Da haben sie gesagt ‚Aha, Aha! Ok! Nicht gewusst.‘ [...] Das hat denen auch Augen geöffnet.“ (Kurator, ZH)

Damit die Menschen - sowohl in Zürich als auch in Madagaskar - Naturschutz als sinnvoll erachten und diesen unterstützen, müssen sie Natur als etwas Schützenswertes betrachten. Dafür braucht es nach Meinung des Zoodirektors Erziehung.

„Wir brauchen einen Bewusstseinswandel, den wir nur durch edukative Arbeit erreichen können. Die Menschen müssen realisieren, dass sie die Natur auf nachhaltige Weise nutzen sollten. Das ist das Ziel des Masoala-Projektes, sowohl in Zürich als auch in Madagaskar.“ (Troxler Loeliger 2003: B9)

Fehlendes Umweltbewusstsein ist für den Zoo und die westeuropäischen Besucher*innen ein Zeichen für Rückständigkeit. Ein schonender Umgang mit der Natur und ihren Ressourcen nach westeuropäischen Vorstellungen bedeutet Zivilisiertheit und Modernität (Keller 2017: 110).

Zwar heißt es im ZOOJOURNAL „Schützen heißt in erster Linie die Menschen verstehen. Der mahnende Finger kann unten bleiben [...]“ (Schnyder 2013a: 10). Aber Keller (2017) weist darauf hin, dass die Gründung des Nationalparks einen tiefgreifenden Einschnitt in den Alltag und die Lebensweisen der Bewohner*innen bedeutet.¹⁶¹ Die Malagasy können den Wald nicht mehr auf tradierte Weise als Lebensgrundlage nutzen.

Die oberste Maxime bei der Bestimmung der Nationalparkgrenzen war stets die Erhaltung der Pflanzen- und Tierarten, die Bedürfnisse der Bevölkerung wurden diesem Zweck untergeordnet (ebd.: 121). Den Bewohner*innen wurde Land außerhalb des Nationalparks zum Reisanbau zugewiesen. Auch wenn dies in der Darstellung des Zoos als kooperativer Prozess unter Beteiligung lokaler Behörden erscheint, ruft es bei den Malagasy dennoch Erinnerungen an die Kolonialzeit hervor (ebd.: 209). In ihrer Wahrnehmung sind es außenstehende, fremde Weiße, die die Bedingungen des Nationalparks diktieren.

Das Problem der Enteignung ist kultureller Art: Die Bewohner*innen stehen nicht mehr in Verbindung zu ihren Vorfahren. Denn traditionell ist jede Familie ökonomisch und kulturell eng mit dem Land der Ahnen verbunden. Die Neuzuteilung von Land außerhalb des Nationalparks nimmt ihnen ihre Identität:

„[...] a really big problem is people’s sense that it [Masoala Nationalpark (Anmerkung der Autorin)] threatens local families’ ability to be in control of the land upon which their futures of their children and grandchildren depend.“ (ebd.: 150)

Malagasy und westliche Naturschützer haben grundsätzlich unterschiedliche Vorstellungen, wie mit Natur umzugehen ist. Die Malagasy verstehen sich als Teil der Natur. Für sie ist es richtig und wichtig, für das Wachstum ihrer Verwandtschaftsgruppe zu sorgen. Dies bedeutet, Land zu kultivieren, es zu bearbeiten und davon zu leben (ebd.: 162). Die Vorstellung der Westeuropäer und des Zoos von Natur- und Artenschutz ist komplett gegensätzlich. Ihnen geht es darum, den Status

¹⁶¹ Im folgenden Abschnitt beziehe ich mich, wenn nicht anders angegeben, auf die Ausführungen von Keller (2017).

quo zu bewahren, alles möglichst so zu belassen, wie es ist (Keller 2017: 162). Die Natur soll vom Menschen so unberührt wie möglich bleiben.

6.2.2. Visionen - Naturschutz als gesellschaftliche Verpflichtung

„Ich war immer davon überzeugt, dass man für eine solche Institution,
die ein ideelles Ziel hat, mit einem Plan in die Zukunft gehen muss.
Für mich war klar: Der Zoo muss mehr in Richtung Naturschutz und Edukation gehen.
Es braucht eine gemeinsame Strategie und Vision.“
Zoodirektor Alex Rübel
(Zoo Zürich & Tiergarten-Gesellschaft Zürich 2011)

In der Masoalohalle des Zoo Zürich und in der Regenwaldhalle des Tiergartens Schönbrunn sowie in den meisten anderen Ausstellungen moderner Zoos wird deutlich, dass ihnen eine Prämisse zugrunde liegt: Natur ist schützens- und erhaltenswert. Für den Zürcher Zoodirektor steht fest: „Alle Lebewesen, Tiere und Pflanzen, beinhalten [...] einen inneren Wert [...]“ (Rübel 2000). Inhaltlich in die gleiche Richtung führt der Präsident des Zürcher Zooverwaltungsrates aus, dass die Tiere

„[...] das Bindeglied zwischen dem Menschen und der Natur [sind]. Die Artenvielfalt ist somit in jeder Hinsicht zwingend notwendig für die Erhaltung des natürlichen Gleichgewichts.“ (Balsiger 2003: 16).

Wie oben dargestellt schreiben westliche Naturschützer*innen Natur einen Wert an sich zu (Keller 2017: 76). Doch aus „[...] intrinsischen Werten folgen keine allgemeinverbindlichen Normen.“ (Ott 1997: 167). Naturschützer*innen und Zoos aber formen Naturschutz zu einem gesellschaftlichen Paradigma (vgl. Keller 2017: 76), einem ethischen Dogma, letztlich zu einer Ideologie¹⁶².

Eine moralische Verpflichtung gegenüber der Natur selbst besteht nicht, aber gegenüber der eigenen Spezies, für die die Natur in Zukunft einen bestimmten Wert besitzt:

„Wir haben keine Pflichten gegenüber der Ozonschicht, dem Klima, dem Grundwasser oder dem Boden, aber wir haben sehr wohl Pflichten gegenüber anderen Personen in Ansehung von Ozonschicht, Klima, Grundwasser und Boden.“ (Ott 1997: 170)

¹⁶² Der Begriff „Ideologie“ wird hier wertfrei genutzt.

So kann mit dem „aufgeklärten Anthroporelationismus“ argumentiert werden, dass der Natur nicht unbedingt ‚objektive Werte‘ zuerkannt werden müssen, aber

„[...] daß die Natur für die meisten Menschen in vielerlei, nicht bloß ökonomischen Hinsichten wertvoll ist. Er bezieht sich nicht auf direkten Nutzen für den Menschen, sondern auf zuträgliche Mensch-Natur-Verhältnisse im weitesten Sinne.“
(Ott 1997: 170)

Manche Forscher*innen haben daher den Begriff der „relational values“ eingeführt (vgl. Chan, Balvanera et al. 2016). Letztendlich wohnt jedem intrinsischen Wert eine instrumentelle Motivation inne, denn Menschen möchten Natur erhalten, weil sie die Ressourcen zum Überleben benötigen.

„Conserving through education“¹⁶³

Diese Entwicklungen spiegeln sich in den Slogans und Leitbildern wieder, die in regelmäßigen Abständen vom Zoo Zürich formuliert werden. Im Begleitheft zum Masterplan (Zoo Zürich 1994) lautete die Vision „Wir kümmern uns heute um das Leben der Tiere in der Welt von morgen“. Heute lautet der oberste Leitsatz „Wer Tiere kennt, wird Tiere schützen.“ (Zoo Zürich 2017e) und übernimmt damit den Titel einer Marketingbroschüre für die „Welt-Zoo-Naturschutzstrategie“ (WAZA & VDZ 2006).¹⁶⁴ In der Vision aus dem Masterplan, die auch heute noch für den Zoo als Handlungsmaxime gilt (Zoo Zürich 2017e), tritt der Zoo als gemeinschaftliches *Wir* auf und wird zum zentralen Akteur. Er ist auf die Zukunft ausgerichtet; es geht nicht darum einen Status quo zu erhalten oder zu verbessern, sondern darum, mit dem gegenwärtigen Handeln die Zukunft - und zwar die Zukunft der Tiere - zu beeinflussen und zu gestalten.

Im gegenwärtigen Credo „Wer Tiere kennt, wird Tiere schützen“ ist das Subjekt nicht eindeutig bestimmbar. Das Motto besteht aus einer Ansprache, bei der nicht klar zuordenbar ist, an wen sie sich richtet. Das unspezifische *Wer* benennt niemanden direkt, es kann sich auf den Zoo selbst, aber auch auf die Besucher*innen oder auch auf jemanden Drittes außerhalb des Zoos, auch ohne jeglichen Bezug zu diesem, beziehen.

¹⁶³ Braverman (2014: 53).

¹⁶⁴ Der englische Titel lautet „Understanding Animals and Protecting Them. About the World Zoo and Aquarium Strategy“. Diese Broschüre soll laut Website der WAZA dazu dienen, die zentralen Botschaften der Strategie einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln.
<http://www.waza.org/en/site/conservation/conservation-strategies>
(Letzter Zugriff am 07.11.2017).

Ebenso uneindeutig bleibt, um welche Tiere es sich handelt. Sind nur die Zootiere oder verallgemeinernd alle Tiere gemeint? Die Aussage weist über die Gegenwart hinaus und ist eindeutig zukunftsbezogen. Die Botschaft kommt als eine simple Feststellung daher, kann gleichzeitig aber als Appell und Handlungsaufforderung verstanden werden. Die Besucher*innen können und sollen im Zoo ihr Wissen über die Tiere erweitern, sie lernen sie kennen und dies wird im Endeffekt dazu beitragen, dass auch sie in Zukunft Tiere schützen werden. An dieser Stelle findet eine Verschiebung in Nuancen statt - weg vom *Wir* hin zum *Du* - indem nicht mehr nur allein der Zoo derjenige ist, der zum Wohl der Tiere beiträgt, sondern eine Einbeziehung und eine Aktivierung der Besucher*innen stattfindet. Auch sie sollen Verantwortung übernehmen und ihren Beitrag zum Schutz der Tiere leisten. Der Naturschutzdiskurs wird zum wirkmächtigen Diskurs, den die Besucher*innen verinnerlichen und reproduzieren (vgl. Keller 2017: 111f.). Dies gilt nicht nur für Zürich, sondern kann auch auf andere Zoos übertragen werden, die sich dieser „Welt-Zoo-Naturschutzstrategie“ verpflichtet fühlen.

Der Zürcher Zoo entwickelt mit seinem Masterplan ein Bildungspostulat. Zoos wollen die Aufmerksamkeit und das Verständnis für die Natur beim Publikum schärfen und verändern. Ihr erklärtes Ziel ist es, Naturschutzbotschaften an die Besucher*innen zu vermitteln; der Zürcher Zoo will sie in dieses Ziel einbinden: „Als Zentrum für Naturschutz und Arterhaltung will er seine Besucher informieren, weiterbilden und letztlich zum Handeln anregen.“ (Zoo Zürich 2017g) Das Zoopublikum soll in einem klassischen didaktischen Dreieck - von Sensibilisierung über Responsibilisierung zu Aktivierung - zum Naturschutz bewegt werden.

Es geht nicht länger um Tierhaltung und die Unterhaltung für Besucher*innen, sondern darum, ihr Handeln zu beeinflussen.

„[W]ir haben keine Zielsetzung der Tierhaltung mehr. Das ist keine Zielsetzung. Sondern die Tierhaltung ist ein Mittel auf dem Weg, ein Naturschutzzentrum zu sein und in unserer gegenwärtigen Zeit [...] eine gewisse Botschaft zu transferieren, aber vielleicht auch gewisse Verhaltensänderungen mitzuhelfen einzuleiten.“ (Kurator, ZH)

Die Protagonist*innen des Naturschutzdiskurses konnten sich bislang auf eine Botschaft einigen: Die Natur ist per se wertvoll und gilt es zu beschützen. Die Heterotopie Zoo versucht, die Gesellschaft auf diese Botschaft zu verpflichten.

7. Conclusio

„Das Hauptthema ist eigentlich, wie sich der Besucher bewegt.

Wie er in diese Welt kommt und wie er diese Welt verlässt.“

(Architekt, ZH)

Die vorliegende Arbeit folgte Foucault in der Annahme, dass der zoologische Garten ein *Anderer* Raum ist. Dies führte zu forschungsleitenden Fragen, wodurch er sich zu einem solchen Raum konstituiert, wie er sich als solcher produziert und reproduziert, wie und durch wen er hergestellt wird und welche gesellschaftlichen Funktionen dieser Raum erfüllt. Diese Fragen wurden komplex betrachtet; die Antworten sind Wegmarken des ethnographischen Erkenntnisprozesses.

Die Konstituierung der Heterotopie Zoo lässt sich historisch erklären. Sie hat im Verlauf ihres Bestehens einen erheblichen Wandel bzw. einige Anpassungsprozesse vollzogen. Diese Prozesse hängen eng mit gesellschaftlichen Entwicklungen im Rest-Raum zusammen. Die Verknappung von Ressourcen und die daraus folgende Dekommodifizierung der Natur hatten zu ihrer maßlosen Ausbeutung beigetragen und zum aufkommenden Umweltbewusstsein und einer latenten Angst vor dem ökologischen Kollaps geführt.

Diese gesellschaftlichen Entwicklungen schrieben sich in den letzten sechzig Jahren deutlich in die Heterotopie Zoo ein. Diese Heterotopie hat seither eine einflussreiche Funktion im Diskurs. Sie ist wirkmächtige Teilnehmerin an den beschriebenen Prozessen und bestimmt gesellschaftliche Werte mit. Mit ihren Aktivitäten wirkt sie in den Rest-Raum hinein, so dass eine wechselseitige Beeinflussung stattfindet.

Die Betrachtung der (Re-)Produktion des *Anderen* Raumes und der beteiligten Subjekte und Objekte durchzieht wie ein Nervensystem die gesamte Arbeit. Die genaue Untersuchung der Vorderbühne zeigte, dass die Heterotopie Zoo ein stark regulierter Raum ist, der sich über Wege, Schilder und Gehege herstellt. Diese (An)Ordnungen werden durch spezifische Grenzen und Grenzziehungen ergänzt, die eine Nähe zwischen Mensch und Tier suggerieren, die nicht existiert. Der Zoo weist den Tieren einen Platz zu und bestimmt, wie sich Menschen und Tiere begegnen. Die Präsentationsweisen und Blickregime tragen erheblich zum Paradoxon von Nähe und

Distanz bei. Diese Thematik „Nähe und Distanz“ wird in den Regenwaldhallen auf eine ganz besondere Weise thematisiert. Als immersive Anlagen versuchen sie, die Grenzen zwischen Mensch und Natur aufzulösen, aber dies kann nicht gelingen. Auch hier existiert nur eine illusionäre Nähe.

Ging es bei der Vorderbühne darum, das Offensichtliche und für jeden Erkennbare zu erläutern und zu deuten, wurde mit dem Gang auf die Hinterbühne die Präsentationsseite des Zoos dekonstruiert. Hier zeigte sich, dass jedes Lebewesen einer Kategorie zugeordnet und seinem Platz zugewiesen wird. Damit die „Natürlichkeit“ der Vorderbühne entstehen kann, braucht es ein hohes Maß an Kontrolle, Steuerung, menschlicher Arbeit und technischer Anlagen. Die immersiven Regenwaldanlagen, die ein Ökosystem simulieren sollen, sind ein höchst fragiles Hybrid aus artifiziellen und natürlichen Objekten und Subjekten, die in einem immerwährenden Herstellungsprozess die Heterotopie Zoo mit hervorbringen.

Gleichzeitig sind sie Räume der Schöpfung, in denen der Mensch Natur schafft und Natur kontrolliert. Diese Schöpfungsphantasien wurzeln in Raumkolonialisierungsphantasien, die zum Experiment *Biosphere 2* führten. Sie hatte ein ähnliches Ziel wie die Regenwaldhallen: ein autarkes, sich selbsterhaltendes Ökosystem zu schaffen. Nach Foucault gilt für die Kompensationsheterotopie, dass die Illusion, der Mensch könne Herr über die Natur sein, ihr immanent ist.

Die Vorstellungen des Zoos, Umwelt bzw. Natur bauen und erschaffen zu können, hängen eng mit seinen Vorstellungen von „Echtheit“ und „Authentizität“ zusammen. Die Regenwaldhallen sollen möglichst authentische Abbildungen des „Original“-Regenwaldes sein. Diese Authentizitätsphantasien werden hinsichtlich des kolonialen Erbes von Zoos problematisch, wenn sie in ihren Anlagen die „traditionelle Kultur“ der Bewohner*innen des Regenwaldes darstellen.

Das Heterotopiekonzept besitzt zwar Schwächen, da es skizzenhaft und vage ist. Dementsprechend ist seine Erklärungskraft nicht besonders groß. Aber es bietet die Möglichkeit, sich einem Raum wie dem Zoo als Ganzes anzunähern. Es stellt analytische Instrumentarien bereit, um ihn zu sezieren und in viele seiner einzelnen Facetten zu zerlegen. Als Ergebnis erhält die Forscherin ein Bündel von Ausgangspunkten, von denen aus sie sich einzelnen Teilbereichen intensiver widmen kann.

Die Methode der Ethnographie hat gezeigt, dass sie durch ihre Pluralität von Datenquellen und ihre Flexibilität hinsichtlich Forschungsstrategien hervorragend geeignet ist, einen heterotopischen Raum wie den Zoo explorativ zu untersuchen. Sie fächert die unterschiedlichen Facetten dieses Raumes auf und legt die Strukturen und Funktionsweisen frei. Mit ihr lassen sich die verschiedenen Wirkmechanismen einer Heterotopie erkennen.

Eine tiefer- und weitergehende Untersuchung dieser Mechanismen und Funktionsweisen erfordert zusätzliche Methoden wie etwa die Diskursanalyse oder die Videoethnographie. Es bietet sich auf jeden Fall an, die Ethnographie auch zur Untersuchung anderer Heterotopien zu nutzen. Hier könnte an bereits existierenden Arbeiten wie etwa zu Krankenhäusern, Kliniken und Laboren angeschlossen werden.

Diese Arbeit ist eigentlich schon wieder veraltet, denn im Zeitraum der Untersuchung von 2012 bis 2017 fanden bereits mehrere grundlegende Veränderungen statt. Der Tiergarten Schönbrunn, der kaum räumliche Ausdehnungskapazitäten besitzt, baute inzwischen ein neues Eisbärengehege und eine neue Giraffenanlage. In Zürich wurden in den letzten Jahren der Elefantenpark und die mongolische Steppe neu errichtet. Das Afrikahaus wurde zum Australienhaus mit Koalabären. Selbst die Masoalalhalle ist nur für eine Lebenszeit von dreißig Jahren ausgelegt.

Wird der Zoo als Heterotopie verstanden und untersucht, wird man seiner Komplexität und Wandelbarkeit gewahr. Im historischen Überblick zeigt sich, dass die zoologischen Gärten stets auf gesellschaftliche Veränderungen reagierten und diese Entwicklungen sich sukzessive in diese Anderen Räume einschrieben. Zoos sind einer steten Veränderung unterworfen; dies ist eines der Wesensmerkmale von Heterotopien. Indem sie ihre Funktionen, Mechanismen und Erscheinungsformen stets wandeln und anpassen, bleiben sie bestehen.

Die Ewigkeitsheterotopie Zoo schafft Kontinuität und Stabilität durch ständige Erneuerung. Dennoch bleibt der Zoo das, was er ist: Ein Raum, der Tiere zeigt; ein Raum, in dem Menschen Tiere ansehen; ein Raum für Menschen und Tiere, in den sich das Verhältnis von Mensch und Natur einschreibt, in dem es verhandelt und bestimmt wird.

Bibliographie

- Allen, John & Nelson, Mark (1999): *Overview and Design Biospherics and Biosphere 2, Mission One (1991–1993)*. In: *Ecological Engineering*, Vol. 13(1-4), S. 15-29.
- Amann, Klaus & Hirschauer, Stefan (1997): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm*. In: Amann, Klaus & Hirschauer, Stefan (Hrsg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7-52.
- Anker, Peder (2005): *The Closed World of Ecological Architecture*. In: *The Journal of Architecture*, Vol. 10(5), S. 527-552.
- Anker, Peder (2010): *From Bauhaus to Ecohouse. A History of Ecological Design*, Baton Rouge: Louisiana State University Press.
- Assmann, Aleida (2012): *Authentizität - Signatur des abendländischen Sonderwegs?* In: Rössner, Michael & Uhl, Heidemarie (Hrsg.): *Renaissance der Authentizität. Über die neue Sehnsucht nach dem Ursprünglichen*, Bielefeld: transcript, S. 27-42.
- AZA, Penguin Taxon Advisory Group (2014): *Penguin (Spheniscidae) Care Manual*, Silver Spring: Association of Zoos and Aquariums in Association with the AZA Animal Welfare Committee.
- Balsiger, Rolf (2003): *Artenschutz und der Nutzen der Vielfalt*. In: *Schweizer Monatshefte: Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur*, Vol. 83(5), S. 16.
- Baratay, Eric & Hardouin-Fugier, Elisabeth (2000): *Zoo. Von der Menagerie zum Tierpark*, Berlin: Wagenbach.
- Barongi, Rick, Fiskens, Fiona A. et al. (2015a): *Committing to Conservation. The World Zoo and Aquarium Conservation Strategy*, Gland: WAZA Executive Office.
- Barongi, Rick, Fiskens, Fiona A. et al. (2015b): *Zeichen setzen für den Naturschutz. Die Welt-Zoo- und Aquarium-Naturschutzstrategie*, Gland: WAZA Executive Office.
- Bauert, Martin (2007): *Der Masoala Regenwald wird immer authentischer*. In: *ZOOJOURNAL*, S. 19.
- Bauert, Martin (2014): *Ort der Hoffnung*. In: *ZOOJOURNAL*, S. 18-20.
- Bauert, Martin, Furrer, Samuel et al. (2007): *Three Years of Experience Running the Masoala Rainforest Ecosystem at Zurich Zoo, Switzerland*. In: *International Zoo Yearbook*, Vol. 41(1), S. 203-216.
- Bauert, Martin & Reisinger, Gerhard (2007): *Dschungel erhellen*. In: *TEC21*, Vol. 133(40), S. 34-37.
- Bayma, Todd (2012): *Rational Myth Making and Environment Shaping: The Transformation of the Zoo*. In: *The Sociological Quarterly*, Vol. 53(1), S. 116-141.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Benjamin, Walter (2013): *Berliner Kindheit um 1900. Fassung letzter Hand und Fragmente aus früheren Fassungen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bhattacharya, Tapan (Hrsg.) (2015): *Eggenschwyler, Urs (Historisches Lexikon der Schweiz (HLS))*, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D22283.php>, letzter Zugriff: 21.11.2017.
- Blackbourn, David (2007): *Die Eroberung der Natur. Eine Geschichte der deutschen Landschaft*, München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Bourdieu, Pierre (1991): *Physischer, sozialer und angelegener physischer Raum*. In: Wentz, Martin (Hrsg.): *Stadt-Räume*, Frankfurt am Main & New York: Campus, S. 25-34.

- Braverman, Irus (2012): *Zooland. The Institution of Captivity*, Stanford: Stanford University Press.
- Braverman, Irus (2014): *Conservation Without Nature: The Trouble With in situ Versus ex situ Conservation*. In: *Geoforum*, Vol. 51, S. 47-57.
- Burgers' Zoo (Hrsg.): *Öko-Displays (Broschüre)*, Arnheim: Burgers' Zoo B.V.
- Carson, Rachel (1962): *Silent Spring*, Boston: Houghton Mifflin.
- Carson, Rachel (1963): *Der stumme Frühling*, München: Biederstein.
- Chan, Kai M. A., Balvanera, Patricia et al. (2016): *Opinion: Why protect Nature? Rethinking Values and the Environment*. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences*, Vol. 113(6), S. 1462-1465.
- Coe, Jon C. (1985): *Design and Perception: Making the Zoo Experience Real*. In: *Zoo Biology*, Vol. 4(2), S. 197-208.
- Coe, Jon C. (1994): *Landscape Immersion. Origins and Concepts*, Convention Proceedings of the American Zoo and Aquarium Association, Bethesda, S. 1-7.
- Crichton, Michael (2005): *Jurassic Park*, Augsburg: Weltbild.
- Dahrendorf, Ralf (2013): *Vorwort*. In: Goffman, Erving (Hrsg.): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, München & Zürich: Piper.
- Davidson, Robert & Lincourt, Jean-Jaques (1990): *Designing the Montreal Biodome: Tropical and Boreal Forest Exhibits*. In: *International Zoo Yearbook*, Vol. 29(1), S. 39-41.
- Defert, Daniel (2013): *Nachwort. Raum zum Hören*. In: Foucault, Michel (Hrsg.): *Die Heterotopien. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 67-92.
- Dejung, Christof (2012): *Zeitreise durch die Welt. Temporale und territoriale Ordnungsmuster auf Weltausstellungen und schweizerischen Landesausstellungen während der Kolonialzeit*. In: Purtschert, Patricia et al. (Hrsg.): *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien*, Bielefeld: transcript, S. 333-354.
- Die Presse (2016): *Widerstand gegen Zoo-Ausweitung wächst*. In: *Die Presse*, Ausgabe vom 13.08.2016.
- Dirks, Sebastian (2012): *Heterotopien sozialer Arbeit*. In: Füller, Henning & Michel, Boris (Hrsg.): *Die Ordnung der Räume. Geographische Forschung im Anschluss an Michel Foucault*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 179-205.
- Dittrich, Lothar (2008): *Warum ein Regenwaldhaus und keine Bärenburg? Über das immaterielle Fundament der Zoobauten*. In: Ash, Mitchell G. (Hrsg.): *Mensch, Tier und Zoo. Der Tiergarten Schönbrunn im internationalen Vergleich vom 18. Jahrhundert bis heute*, Wien & Köln & Weimar: Böhlau, S. 335-344.
- Dreesbach, Anne (2012): *Kolonialausstellungen, Völkerschauen und die Zurschaustellung des "Fremden"*, hg. von Europäische Geschichte Online (EGO), URL: <http://www.ieg-ego.eu/dreesbacha-2012-de>, letzter Zugriff: 10.06.2016.
- Dünne, Jörg (2012): *Einleitung zu Teil IV: Soziale Räume*. In: Dünne, Jörg & Günzel, Stephan (Hrsg.): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 289-303.
- Dünne, Jörg & Günzel, Stephan (2012): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ehrlich, Paul R. (1968): *The Population Bomb*, New York: Ballantine Books.
- Ehrlich, Paul R. (1971): *Die Bevölkerungsbombe*, München: Hanser.
- Estebanez, Jean (2006): *Les jardins zoologiques et la ville: Quelle nature pour le Biodôme de Montréal ?* In: *Annales de géographie*, Vol. 652(6), S. 708-731.

- Fallaci, Oriana (1966): *Wenn die Sonne stirbt. Eine Frau begegnet den Pionieren der Astronautik*, Düsseldorf & Wien: Econ.
- Fischer-Lichte, Erika (2007): *Theatralität und Inszenierung*. In: Fischer-Lichte, Erika et al. (Hrsg.): *Inszenierung von Authentizität*, Tübingen & Basel: A. Francke, S. 9-28.
- Fisher, Lester E. (2001): *World Association of Zoos and Aquariums (WAZA)*. In: Bell, Catharine E. (Hrsg.): *Encyclopedia of the World's Zoos. Volume 3 R-Z*, Band: 3, Chicago & London: Fitzroy Dearborn Publishers, S. 1358-1361.
- Fisher Smith, Jordan (2010): *Life Under the Bubble*. In: *Discover - Science for the Curious*, Ausgabe vom 20.12.2010, URL: <http://discovermagazine.com/2010/oct/20-life-under-the-bubble>, letzter Zugriff: 10.06.2018.
- Flick, Uwe (2011): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*, Hamburg: Rowohlt.
- Foucault, Michel (1977): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1981): *Die Archäologie des Wissens*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1993): *Andere Räume*. In: Barck, Karlheinz (Hrsg.): *Aisthesis: Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*, Leipzig: Reclam, S. 34-46.
- Foucault, Michel (1994): *Des espaces autres*. In: Foucault, Michel (Hrsg.): *Dits et Écrits. 1954-1988*, Band: 4, Paris: Gallimard, S. 752-762.
- Foucault, Michel (2005): *Raum, Wissen und Macht*. In: Defert, Daniel & Ewald, François (Hrsg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits. Band IV: 1980-1988*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 324-341.
- Foucault, Michel (2009): *Fragen an Michel Foucault*. In: Defert, Daniel et al. (Hrsg.): *Geometrie des Verfahrens. Schriften zur Methode*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 326-341.
- Foucault, Michel (2012a): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2012b): *Von anderen Räumen*. In: Dünne, Jörg & Günzel, Stephan (Hrsg.): *Raumtheorie. Grundagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 317-329.
- Foucault, Michel (2013): *Die Heterotopien. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fränzl, Evelyn (2014): *"Andere Orte. Mit Foucault das Museum denken."* - *Das Museum als Heterotopie* -, Master-Arbeit an der Universität Wien, Wien, URL: http://othes.univie.ac.at/35270/1/2014-11-24_0805403.pdf, letzter Zugriff: 10.06.2018.
- Friese, Carrie (2009): *Models of Cloning, Models for the Zoo: Rethinking the Sociological Significance of Cloned Animals*. In: *BioSocieties*, Vol. 4(4), S. 367-390.
- Füller, Henning & Michel, Boris (2012): *Einleitung. Raum als Heuristik für die sozialwissenschaftliche Machtanalyse*. In: Füller, Henning & Michel, Boris (Hrsg.): *Die Ordnung der Räume. Geographische Forschung im Anschluss an Michel Foucault*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 7-22.
- Gadient, Hansjörg & Vogt, Günther (2001): *"Ich glaube, man kann etwas erreichen": der Landschaftsarchitekt Günter Vogt äussert sich zum "Masoala-Regenwald" im Zürcher Zoo, zu Kunst und Künstlichkeit, zur Natur und unserem Verhältnis zu ihr*. In: *Tec21*, Vol. 127(33/34), S. 17-22.
- Gaunitz, Charleen, Fages, Antoine et al. (2018): *Ancient Genomes Revisit the Ancestry of Domestic and Przewalski's Horses*. In: *Science*, Vol. 360(6384), S. 111-114.
- Gautschi, Christian (2003): *Madagaskar am Adlisberg*. In: *Architektur & Technik*, (6), S. 60-62.

- Geertz, Clifford (1988): *Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller*, München & Wien: Hanser.
- Gisler, Priska (2015): *Vogel flieg oder stirb - Die Empirie der Freiheit im Zoo*. In: *Tierstudien*, Vol. 7, S. 92-103.
- Glauser, Andrea (2006): *Pionierarbeit mit paradoxen Folgen? Zur neueren Rezeption der Raumsoziologie von Georg Simmel*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Vol. 35(4), S. 250-268.
- Glick Schiller, Nina, Dea, Data et al. (2005): *African Culture and the Zoo in the 21st Century: The "African Village" in the Augsburger Zoo and its Wider Implications. Report to the Max Planck Institute for Social Anthropology*, Halle: Max Planck Institute for Social Anthropology.
- Goffman, Erving (2013): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, München & Zürich: Piper.
- Gold, Gerald (1985): *A Jungle in the Bronx*. In: *The New York Times*, Ausgabe vom 26.05.1985.
- Graf, Roger (2005): *"Masoala Rainforest" and Visitor Education*. In: *Journal of the International Zoo Educators Association*, Vol. 41, S. 29-30.
- Graf, Roger (2012): *Masoala Naturführer*, Zürich: Zoo Zürich.
- Graf, Roger, Bauert, Martin et al. (2003): *Die neue Masoala-Hall im Zoo Zürich*. In: *DRACO Nr. 15 - Regenwälder: Tiere - Terrarien - Lebensräume*, Vol. 15, S. 84-90.
- Grazian, David (2015): *American Zoo. A Sociological Safari*, Princeton: Princeton University Press.
- Günzel, Stephan (2012): *Einleitung zu Teil I: Physik und Metaphysik des Raums*. In: Dünne, Jörg & Günzel, Stephan (Hrsg.): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, 12. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 19-43.
- Hampp, Constanze & Schwan, Stephan (2015): *The Role of Authentic Objects in Museums of the History of Science and Technology: Findings from a Visitor Study*. In: *International Journal of Science Education, Part B: Communication and Public Engagement*, Vol. 5(2), S. 161-181.
- Hancocks, David (1971): *Animals and Architecture*, London: Hugh Evelyn.
- Hancocks, David (2001): *A Different Nature. The Paradoxical World of Zoos and their Uncertain Future*, Berkeley & Los Angeles & London: University of California Press.
- Hatchwell, Matthew & Rübel, Alex (2007): *The Masoala Rainforest: A Model Partnership in Support of in Situ Conservation in Madagascar*. In: Zimmermann, Alexandra et al. (Hrsg.): *Zoos in the 21st Century. Catalysts for Conservation*, London: Cambridge & New York & Melbourne, S. 205-219.
- Hediger, Heini (1965): *Mensch und Tier im Zoo: Tiergarten-Biologie*, Zürich & Stuttgart & Wien: Albert Müller.
- Hediger, Heini (1971): *Wandlung der zoologischen Gärten*. In: *Anthos: Zeitschrift für Landschaftsarchitektur*, Vol. 10(3), S. 1-9.
- Hetherington, Kevin (1997): *The Badlands of Modernity. Heterotopia and Social Ordering*, London & New York: Routledge.
- Hetherington, Kevin (2011): *Foucault, the Museum and the Diagram*. In: *The Sociological Review*, Vol. 59(3), S. 457-475.
- Hirschauer, Stefan (2001): *Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Vol. 30(6), S. 429-451.

- Hirschauer, Stefan (2002): *Grundzüge der Ethnographie und die Grenzen verbaler Daten*. In: Schaefer, Doris & Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.): *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*, Bern & Göttingen & Toronto & Seattle: Verlag Hans Huber, S. 35-46.
- Hoage, Robert J., Roskell, Anne et al. (1996): *Menageries and Zoos to 1900*. In: Hoage, Robert J. & Deiss, William A. (Hrsg.): *New Worlds, New Animals. From Menagerie to Zoological Park in the Nineteenth Century*, Baltimore & London: The Johns Hopkins University Press, S. 8-18.
- Hochadel, Oliver (2012): *Im Angesicht des Affen. Die Besucher des Tiergartens im 19. Jahrhundert*. In: Nessel, Sabine & Schlüpmann, Heide (Hrsg.): *Zoo und Kino*, Frankfurt am Main & Basel: Stroemfeld, S. 29-62.
- Holling, C.S. (Hrsg.) (1978): *Adaptive Environmental Assessment and Management*, Chichester & New York & Brisbane & Toronto: John Wiley & Sons.
- Hyson, Jeffrey (2000): *Jungles of Eden: The Design of American Zoos*. In: Conan, Michel (Hrsg.): *Environmentalism in Landscape Architecture*, Band: 22, Washington, D.C.: Dumbarton Oaks, S. 23-44.
- Ito, Takashi (2006): *Between Ideals, Realities, and Popular Perceptions: An Analysis of the Multifaceted Nature of London Zoo, 1828-1848*. In: *Society & Animals*, Vol. 14(2), S. 159-178.
- IUCN, International Union for Conservation of Nature and Natural Resources (1960): *7. Generalversammlung (Warschau), Resolution Nr. 14*, Gland: International Union for Conservation of Nature and Natural Resources.
- IUCN, International Union for Conservation of Nature and Natural Resources (1963): *8. Generalversammlung (Nairobi), Resolution Nr. 5: "On Illegal Traffic in Wildlife Species"*, Gland: International Union for Conservation of Nature and Natural Resources.
- IUCN, International Union for Conservation of Nature and Natural Resources (1964): *Symposium: Zoos and Conservation*, London: IUCN, ICBP, IUDZG.
- IUCN, International Union for Conservation of Nature and Natural Resources (1975): *12. Generalversammlung (Kinshasa), Resolution Nr. 11: "Zoological and Botanical Gardens"*, Gland: International Union for Conservation of Nature and Natural Resources.
- IUCN, International Union for Conservation of Nature and Natural Resources, UNEP, United Nations Environment Programme et al. (1980): *World Conservation Strategy. Living Resource Conservation for Sustainable Development*, Gland: International Union for Conservation of Nature and Natural Resources
- IUDZG, The World Zoo Organization & CBSG (IUCN/SSC) (1993): *The World Zoo Conservation Strategy. The Role of the Zoos and Aquaria of the World in Global Conservation*, Brookfield, IL: Chicago Zoological Society.
- Johnson, Peter (2006): *Unravelling Foucault's "Different Spaces"*. In: *History of the Human Sciences*, Vol. 19(4), S. 75-90.
- Kalthoff, Herbert (2003): *Beobachtende Differenz. Instrumente der ethnografisch-soziologischen Forschung*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Vol. 32(70-90).
- Kant, Immanuel (2012): *Von dem Raume (1770)*. In: Dünne, Jörg & Günzel, Stephan (Hrsg.): *Raumtheorie. Grundagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 76-79.
- Keller, Eva (2017): *Beyond the Lens of Conservation. Malagasy and Swiss Imaginations of One Another*, New York & Oxford: Berghahn Books.
- Kienast, Dieter (1997): *Madagaskar in Zürich*. In: *Anthos : Zeitschrift für Landschaftsarchitektur*, Vol. 36(4), S. 30-34.

- Kirchshofer, Paul (1997): *Zur Geschichte der bürgerlichen Zoos*. In: *Anthos : Zeitschrift für Landschaftsarchitektur*, Vol. 36(4), S. 4-11.
- Kirk, Andrew (2001): *Appropriating Technology: The Whole Earth Catalog and Counterculture Environmental Politics*. In: *Environmental History*, Vol. 6(3), S. 374-394.
- Kisling Jr., Vernon N. (2001): *Ancient Collections and Menageries*. In: Kisling Jr., Vernon N. (Hrsg.): *Zoo and Aquarium History. Ancient Animal Collections to Zoological Gardens*, Boca Raton & London & New York: CRC Press, S. 1-47.
- Kisling, Vernon N., Jr. (1996): *The Origin and Development of American Zoological Parks to 1899*. In: Hoage, Robert J. & Deiss, William A. (Hrsg.): *New Worlds, New Animals. From Menagerie to Zoological Park in the Nineteenth Century*, Baltimore & London: The Johns Hopkins University Press, S. 109-125.
- Klass, Tobias (2008): *Heterotopie*. In: Kammler, Clemens et al. (Hrsg.): *Foucault-Handbuch. Leben - Werk - Wirkung*, Stuttgart & Weimar: J.B. Metzler, S. 263-266.
- Kleina, Carmen & Flock, Franziska (2010): *Die Aufgaben der zoologischen Gärten in Deutschland im Rahmen des Artenschutzes*, Erlangen: Filander.
- Knaller, Susanne (2006): *Genealogie des ästhetischen Authentizitätsbegriffs*. In: Knaller, Susanne & Müller, Harro (Hrsg.): *Authentizität. Diskussion eines ästhetischen Begriffs*, München: Wilhelm Fink, S. 17-35.
- Knaller, Susanne (2007): *Ein Wort aus der Fremde. Geschichte und Theorie des Begriffs Authentizität*, Heidelberg: Winter.
- Knaller, Susanne & Müller, Harro (2005): *Authentisch/Authentizität*. In: Barck, Karlheinz et al. (Hrsg.): *Ästhetische Grundbegriffe. Ein historisches Wörterbuch in sieben Bänden. Band 7: Register und Supplemente*, Stuttgart & Weimar: J.B. Metzler, S. 53-65.
- Knaller, Susanne & Müller, Harro (Hrsg.) (2006a): *Authentizität. Diskussion eines ästhetischen Begriffs*, München: Wilhelm Fink.
- Knaller, Susanne & Müller, Harro (2006b): *Einleitung. Authentizität und kein Ende*. In: Knaller, Susanne & Müller, Harro (Hrsg.): *Authentizität. Diskussion eines ästhetischen Begriffs*, München: Wilhelm Fink, S. 7-16.
- Knoblauch, Hubert (2001): *Fokussierte Ethnographie*. In: *Sozialer Sinn: Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung*, Vol. 2(1), S. 123-141.
- Kunze, Gerhard (2000): *Tiergarten Schönbrunn. Von der Menagerie des Kaisers zu Helmuth Pechlaners Zoo der glücklichen Tiere*, Wien: LW Werbe- und Verlagsgesellschaft.
- LeCuyer, Annette (2008): *ETFE: Technology and Design*, Basel & Boston & Berlin: Birkhäuser.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (2016): *Briefwechsel mit Samuel Clarke (1715/1716)*. In: Dünne, Jörg & Günzel, Stephan (Hrsg.): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 58-73.
- Lethen, Helmut (1996): *Versionen des Authentischen: sechs Gemeinplätze*. In: Böhme, Hartmut & Scherpe, Klaus R. (Hrsg.): *Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle*, Reinbeck: Rowohlt, S. 205-231.
- Löw, Martina (2012): *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lüders, Christian (2000): *Beobachten im Feld und Ethnographie*. In: Flick, Uwe et al. (Hrsg.): *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch*, Hamburg: Rowohlt, S. 384-401.
- Lyles, Anna Marie & Wharton, Dan (2013): *Zoos and Zoological Parks*. In: Levin, Simon A. (Hrsg.): *Encyclopedia of Biodiversity*, Waltham: Academic Press, S. 470-479.

- Macho, Thomas (2005): *Zoologiken. Tierpark, Zirkus und Freakshow*. In: Theile, Gert (Hrsg.): *Anthropometrie. Zur Vorgeschichte des Menschen nach Maß*, München: Wilhelm Fink, S. 155-177.
- Martin, Claude (2015): *Endspiel. Wie wir das Schicksal der tropischen Regenwälder noch wenden können*, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Lizenzausgabe).
- Mason, Georgia J. (1991): *Stereotypes: A Critical Review*. In: *Animal Behaviour*, Vol. 41(6), S. 1015-1037.
- May, Christina (2014): *Welten der Finsternis. Nachttierhäuser in Zoologischen Gärten*. In: *Tierstudien*, (6), S. 57-67.
- Meadows, Dennis L., Meadows, Donella H. et al. (1972a): *Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Meadows, Donella H., Meadows, Dennis L. et al. (1972b): *The Limits to Growth. A Report for the Club of Rome's Project on the Predicament of Mankind*, New York: Universe Books.
- Meith, Niki (Hrsg.) (1998): *World Conservation (formerly the IUCN Bullentin)*, Gland: International Union for Conservation of Nature and Natural Resources.
- Moebius, Stephan (2009): *Strukturalismus/Poststrukturalismus*. In: Kneer, Georg & Schroer, Markus (Hrsg.): *Handbuch Soziologische Theorien*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 419-444.
- Mohnhaupt, Jan (2015): *60 Jahre Tierpark. Das Prestigeprojekt in Ost-Berlin*. In: *Der Tagesspiegel*, Ausgabe vom 02.07.2015.
- Mohnhaupt, Jan (2017): *Neues Buch: Der Berliner Zoo als Zeuge der deutschen Geschichte*. In: *Der Tagesspiegel*, Ausgabe vom 16.02.2017.
- Morris, Ben (2008): *ETFE Futures*. In: LeCuyer, Annette (Hrsg.): *ETFE: Technology and Design*, Basel & Boston & Berlin: Birkhäuser, S. 146-149.
- Nelson, Mark (2017): *Kommentar zu "Biosphere 2: Why an Eccentric Ecological Experiment Still Matters 25 Years Later"*. In: *Edge Effects*, Ausgabe vom 13.05.2017, URL: <http://edgeeffects.net/biosphere-2/>, letzter Zugriff: 10.06.2018.
- Nogge, Gunther (1993): *Arche Zoo: Vom Tierfang zum Erhaltungszuchtprogramm*. In: Poley, Dieter (Hrsg.): *Berichte aus der Arche. Nachzucht statt Wildfang. Natur- und Artenschutz im Zoo. Menschen und Tiere. Die Zukunft der Zoos*, Stuttgart: Trias, S. 79-118.
- Nogge, Gunther (Hrsg.) (1997): *Die Welt-Zoo-Naturschutzstrategie. Die Rolle von Zoos und Aquarien im Weltnaturschutz*, Köln: Zoologischer Garten Köln.
- ORF (2017): *Schönbrunn-Bilanz mit Kritik*. In: *ORF.at*, Ausgabe vom 11.07.2017, URL: <http://wien.orf.at/news/stories/2854044/>, letzter Zugriff: 10.06.2018.
- Osborne, Micheal A. (1994): *Nature, the Exotic, and the Science of French Colonialism*, Bloomington & Indianapolis: Indiana University Press.
- Osterhammel, Jürgen (2010): *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Lizenzausgabe).
- Ott, Konrad (1997): *Zum Stand der Diskussion in der Ökologischen Ethik*. In: Baumüller, Barbara et al. (Hrsg.): *Inszenierte Natur. Landschaftskunst im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, S. 162-177.
- Pechlaner, Helmut (1995): *Leitbild-Masterplan*. In: *Schönbrunner Tiergarten-Journal*, Vol. 5(4), S. 3-4.
- Penn, Laura, Gusset, Markus et al. (2012): *77 Years: The History and Evolution of the World Association of Zoos and Aquariums 1935–2012*, Gland: World Association of Zoos and Aquariums (WAZA).

- Perec, Georges (1990): *Die Straße*. In: Perec, Georges (Hrsg.): *Träume von Räumen*, Bremen: Manholt, S. 59-64.
- Pschyrembel, Willibald & Dornblüth, Otto (2002): *Pschyrembel Klinisches Wörterbuch*, Berlin: Gruyter.
- Purtschert, Patricia (2015): *The Return of the Native: Racialised Space, Colonial Debris and the Human Zoo*. In: *Identities*, Vol. 22(4), S. 508-523.
- Rand, Lisa Ruth (2016): *Biosphere 2: Why an Eccentric Ecological Experiment Still Matters 25 Years Later*. In: *Edge Effects*, Ausgabe vom 15.12.2016, URL: <http://edgeeffects.net/biosphere-2/>, letzter Zugriff: 10.06.2018.
- Rieke-Müller, Annelore (2001): *Die Gründung Zoologischer Gärten um die Mitte des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum*. In: Dittrich, Lothar et al. (Hrsg.): *Die Kulturgeschichte des Zoos*, Berlin: VWB - Verlag für Wissenschaft und Bildung, S. 83-95.
- Rieke-Müller, Annelore (2012): *Fürstliche Menagerien - Wandermenagerien - Zoologische Gärten. Schaustellungen von lebenden exotischen Tieren im 18. und 19. Jahrhundert*. In: Nessel, Sabine & Schlüppmann, Heide (Hrsg.): *Zoo und Kino*, Frankfurt am Main & Basel: Stroemfeld, S. 12-28.
- Rieke-Müller, Annelore & Dittrich, Lothar (1998): *Der Löwe brüllt nebenan. Die Gründung Zoologischer Gärten im deutschsprachigen Raum 1833-1869*, Köln & Weimar & Wien: Böhlau.
- Rist, Lucy, Felton, Adam et al. (2013): *A New Paradigm for Adaptive Management*. In: *Ecology and Society*, Vol. 18(4).
- Rössner, Michael & Uhl, Heidemarie (Hrsg.) (2012a): *Renaissance der Authentizität. Über die neue Sehnsucht nach dem Ursprünglichen*, Bielefeld: transcript.
- Rössner, Michael & Uhl, Heidemarie (2012b): *Vorwort*. In: Rössner, Michael & Uhl, Heidemarie (Hrsg.): *Renaissance der Authentizität. Über die neue Sehnsucht nach dem Ursprünglichen*, Bielefeld: transcript, S. 9-12.
- Rothfels, Nigel (2002): *Savages and Beasts. The Birth of the Modern Zoo*, Baltimore & London: The Johns Hopkins University Press.
- Rothfels, Nigel (2008): *Die Revolution des Herrn Hagenbeck*. In: Ash, Mitchell G. (Hrsg.): *Mensch, Tier und Zoo. Der Tiergarten Schönbrunn im internationalen Vergleich vom 18. Jahrhundert bis heute*, Wien & Köln & Weimar: Böhlau, S. 203-224.
- Rübel, Alex (2000): *Der Zoo Zürich auf dem Weg in die Zukunft*. In: Röthlin, Othmar & Müller, Kurt (Hrsg.): *Zoo Zürich. Chronik eines Tiergartens* Zürich: NZZ Verlag, S. 265-269.
- Rübel, Alex (2003): *Naturschutz in Masoala und Zürich*. In: *Schweizer Monatshefte: Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur*, Vol. 83(5), S. 19-22.
- Rübel, Alex (2004): *The Masoala Rainforest - A Nature Conservation Project in Zürich Zoo*. In: *EAZA News*, Vol. 46, S. 21-22.
- Ruetz, Bernhard (2011): *Von der Tierschau zum Naturschutzzentrum: der Zoo Zürich und seine Direktoren*, Band: 92, Zürich: Verein für wirtschaftshistorische Studien.
- Salisbury, Frank B., Gitelson, Josef I. et al. (1997): *Bios-3: Siberian Experiments in Bioregenerative Life Support Attempts to Purify Air and Grow Food for Space Exploration in a Sealed Environment Began in 1972*. In: *BioScience*, Vol. 47(9), S. 575-585.
- Saupe, Achim (2014a): *Authentizität*. In: Samida, Stefanie et al. (Hrsg.): *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen - Konzepte - Disziplinen*, Stuttgart & Weimar: J.B. Metzler, S. 180-184.

- Saupe, Achim (2014b): *Empirische, materiale, personale und kollektive Authentizitätskonstruktionen und die Historizität des Authentischen*. In: Fitzenreiter, Martin (Hrsg.): *Authentizität. Artefakt und Versprechen in der Archäologi*, Band: XV IBAES - Internet-Beiträge zur Ägyptologie und Sudanarchäologie, S. 19-26.
- Saupe, Achim (2015): *Authentizität*, hg. von Docupedia-Zeitgeschichte, URL: http://docupedia.de/zg/saupe_authentizitaet_v3_de_2015.
- Schaarschmidt, Gudrun (2008): *Hinter Stäben oder Gräben. Präsentation des exotischen Zootiers im Wandel*. In: *Kunst+Architektur in der Schweiz*, Vol. 59(4), S. 36-43.
- Schmid, Cornelia (2008): *Unterwegs mit Nadjä & Co*. In: *ZOOJOURNAL*, S. 26-27.
- Schnyder, Nicole (2013a): *Auf Umwegen ans Ziel*. In: *ZOOJOURNAL*, S. 10-11.
- Schnyder, Nicole (2013b): *Das Pantanal lädt zu Tisch*. In: *ZOONEWS*, Vol. Herbst, S. 5.
- Schnyder, Nicole (2013c): *Die grüne Hölle von Zürich*. In: *ZOOJOURNAL*, S. 4-8.
- Schoch, Guido (2014): *Rede des VBZ_Direktors Dr. Guido Schoch*, Pressemitteilung vom 08.05.2014, Zürich: Zürcher Verkehrsbetriebe (VBZ).
- Schönbrunner Tiergarten-Gesellschaft m.b.H. (2017): *Corporate Governance Bericht 2016*, Wien: Schönbrunner Tiergarten-Gesellschaft m.b.H.
- Schroer, Markus (2006): *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raumes*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schroer, Markus (2007): *Raum als soziologischer Begriff. Programmatische Überlegungen*. In: Wehrheim, Jan (Hrsg.): *Shopping Malls. Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps*, Wiesbaden: VS-Verlag, S. 35-53.
- Schwammer, Harald (1996): *Die Projekte der geplanten Ausbaustufe II des Schönbrunner Tiergartens!* In: *Schönbrunner Tiergarten-Journal*, Vol. 5(2/3), S. 12-13.
- Seidenspinner, Wolfgang (2007): *Authentizität. Kulturanthropologisch-erinnerungskundliche Annäherungen an ein zentrales Wissenschaftskonzept im Blick auf das Weltkulturerbe*. In: *kunsttexte.de*, Ausgabe vom April 2007, URL: <https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/7734/seidenspinner.pdf?sequence=1&isAllowed=y>, letzter Zugriff: 27.01.2018.
- Shapland, Andrew & van Reybrouck, David (2008): *Competing Natural and Historical Heritage*. In: *International Journal of Heritage Studies*, Vol. 14(1), S. 10-29.
- Shoup, John A. (2011): *Ethnic Groups of Africa and the Middle East. An Encyclopedia*, Santa Barbara & Denver & Oxford: ABC-Clío.
- Silva, Natasha (2006): *Paradise in the Making at Artis Zoo, Amsterdam*. In: Bouquet, Mary & Porto, Nuno (Hrsg.): *Science, Magic, and Religion. The Ritual Processes of Museum Magic*, New York & Oxford: Berghahn Books, S. 119-134.
- Soja, Edward (1997): *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and Other Real-and-Imagined Places*, Oxford: Blackwell.
- Sommersacher, Barbara & Schratter, Dagmar (2002): *Der Tiergarten Schönbrunn heute*. In: Ash, Mitchell G. & Dittrich, Lothar (Hrsg.): *Menagerie des Kaisers-Zoo der Wiener. 250 Jahre Tiergarten Schönbrunn*, Wien: Pichler, S. 241-297.
- Spiegel Online (2014): *Giraffe Marius: Zehntausende fordern nach Tötung Aus für Zoo*. In: *Spiegel Online*, Ausgabe vom 11.02.2014, URL: <http://www.spiegel.de/panorama/giraffe-marius-zehntausende-fordern-nach-toetung-aus-fuer-zoo-a-952723.html>, letzter Zugriff: 10.06.2018.
- Spiegel Online (2017): *Pinguin ohne Kopf. Obduktion legt Raubtierangriff nahe*. In: *Spiegel Online*, Ausgabe vom 03.03.2017, URL:

- <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/tierpark-in-mannheim-raubtier-soll-pinguin-getoetet-haben-a-1137295.html>, letzter Zugriff: 25.08.2017.
- Sprecher, Karl (2005): *Informationssammlung zum Masoala Regenwald (unveröffentlicht)*, Zürich: Zoo Zürich.
- Sprecher, Karl & Bauert, Martin (2011): *Pflanzen und Pilze im Masoala Regenwald*, Zürich: Zoo Zürich.
- Statistik Austria (2015): *Kulturstatistik 2013*, Wien: Statistik Austria - Bundesanstalt Statistik Österreich.
- Steinkrüger, Jan-Erik (2013): *Thematisierte Welten. Über Darstellungspraxen in Zoologischen Gärten und Vergnügungsparks*, Bielefeld: transcript.
- Strehlow, Harro (1994): *Von der Menagerie zum Ökozoo - Revolutionen in der Zooentwicklung*. In: *Milu*, Vol. 8, S. 5-24.
- Strehlow, Harro (2001): *Zoological Gardens in Western Europe*. In: Kiesling, Vernon J. (Hrsg.): *Zoo and Aquarium History. Ancient Animal Collections to Zoological Gardens*, Boca Raton & London & New York: CRC Press, S. 75-116.
- Tafazoli, Hamid & Gray, Richard T. (2012): *Einleitung: Heterotopien in Kultur und Gesellschaft*. In: Tafazoli, Hamid & Gray, Richard T. (Hrsg.): *Außenraum - Mitraum - Innenraum. Heterotopien in Kultur und Gesellschaft*, Bielefeld: Aisthesis, S. 7-34.
- Tagesanzeiger (2012a): *Affe entflieht in die Wälder von Zürich*. In: *Tagesanzeiger*, Ausgabe vom 29.08.2012, URL: <http://www.tagesanzeiger.ch/zuerich/region/Affe-entflieht-in-die-Waelder-von-Zuerich/story/10424815>, letzter Zugriff: 29.07.2016.
- Tagesanzeiger (2012b): *Zoo stellt Suche nach Kelso ein*. In: *Tagesanzeiger*, Ausgabe vom 08.11.2012, URL: <http://www.tagesanzeiger.ch/zuerich/region/Zoo-stellt-Suche-nach-Kelso-ein/story/28648130>, letzter Zugriff: 29.07.2016.
- te Heesen, Anke (2010): *Sammlungen und Museen*. In: Sarasin, Philipp & Sommer, Marianne (Hrsg.): *Evolution. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart & Weimar: Metzler, S. 141-145.
- te Heesen, Anke & Spary, E.C. (2002): *Sammeln als Wissen*. In: te Heesen, Anke & Spary, E. C. (Hrsg.): *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung*, Göttingen: Wallstein, S. 7-21.
- Tiergarten Schönbrunn (Hrsg.) (2002): *Die Botschaft der Regenwälder im Tiergarten Schönbrunn*, Wien: Schönbrunner Tiergarten Ges.m.b.H.
- Topinka, Robert J. (2010): *Foucault, Borges, Heterotopia: Producing Knowledge in Other Spaces*. In: *Foucault Studies*, (9), S. 54-70.
- Troxler, Irène (2013): *Halb wild, halb zahm im Dschungel unterwegs*. In: *Neue Zürcher Zeitung (nzz.ch)*, Ausgabe vom 31.03.2013, URL: <http://www.nzz.ch/aktuell/zuerich/uebersicht/rote-vari-zoo-zuerich-masoala-halle-1.18055741> (Letzter Zugriff am 31.07.2014).
- Troxler Loeliger, Irène (2003): *Sonderbeilage: Zoo Zürich - Masoala-Halle*. In: *Neue Zürcher Zeitung (nzz.ch)*, Ausgabe vom 27.06.2003, Vol. 224.
- VdZ, Verband der zoologischen Gärten e.V. (2014): *Bienenfresser und Pflanzschule Masoala-Regenwald*, Pressemitteilung vom 19.02.2014, URL: http://www.zoodirektoren.de/index.php?option=com_k2&view=item&id=3451:bienenfresser-und-pflanzschule-masoala-regenwad&Itemid=501 (letzter Zugriff am 10.02.2015).
- Verein der Freunde des Tiergartens Schönbrunn (2002): *Reisenotizen über einen fernöstlichen Bergregenwald in Schönbrunn*. In: *Schönbrunner Tiergarten-Journal - Sondernummer*, Vol. 39(2a).

- Vogt Landschaftsarchitekten (Hrsg.) (2012): *Masoala Halle Aussichtsturm - Kokon (Broschüre)*, Zürich: Vogt Landschaftsarchitekten AG.
- Wahrig (1999): *Wahrig Fremdwörterlexikon*, Gütersloh & München: Bertelsmann Lexikon Verlag.
- WAZA, World Association of Zoos and Aquariums (2005a): *Building a Future for Wildlife - The World Zoo and Aquarium Conservation Strategy*, Bern: WAZA Executive Office.
- WAZA, World Association of Zoos and Aquariums (2005b): *Zoos und Aquarien für Naturschutz - Die Welt-Zoo- und Aquarium-Naturschutzstrategie*, Bern: WAZA Executive Office.
- WAZA, World Association of Zoos and Aquariums & VDZ, Verband Deutscher Zoodirektoren e.V. (2006): *Wer Tiere kennt, wird Tiere schützen - Die Welt-Zoo-Naturschutzstrategie im deutschsprachigen Raum (VDZ-Ausgabe)*, Bern: WAZA Executive Office.
- Weichhart, Peter (2008): *Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Von Hans Bobek bis Benno Werlen*, Stuttgart: Steiner.
- Wensing, Joep (2000): *BURGERS' BUSH. Der Versuch, ein Ökosystem zu präsentieren*. In: *Zeitschrift des Kölner ZOO*, Vol. 43(1), S. 93-100.
- Wessely, Christina (2008a): *"Künstliche Tiere etc." Zoologische Schaulust um 1900*. In: *NTM: Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin*, Vol. 16(2), S. 153-182.
- Wessely, Christina (2008b): *Künstliche Tiere. Zoologische Gärten und urbane Moderne*, Berlin: Kadmos.
- Wessely, Christina (2008c): *Lesarten des Natürlichen. Tiergärten und urbaner Raum. Der Schönbrunner Tiergarten und der Berliner Zoo im Vergleich*. In: Ash, Mitchell G. (Hrsg.): *Mensch, Tier und Zoo. Der Tiergarten Schönbrunn im internationalen Vergleich vom 18. Jahrhundert bis heute*, Wien & Köln & Weimar: Böhlau, S. 133-150.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (1992): *Zooplan*, Zürich: Zoo Zürich.
- Zoo Zürich (1994): *Beiheft zum Masterplan* Zürich: Zoo Zürich.
- Zoo Zürich (2001): *Masoala Regenwald. Ein Naturschutzprojekt des Zoo Zürich*, Zürich: Zoo Zürich.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2003a): *Der Masoala Regenwald - ein Naturschutzprojekt des Zoo Zürich (Mediendokumentation)*, Zürich: Zoo Zürich, URL: http://www.zoo.ch/documents/5-hintergrund_pf_d_0803.pdf, letzter Zugriff: 17.04.2015.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2003b): *Die Ökosystemhalle - eine architektonische Herausforderung (Mediendokumentation)*, Zürich: Zoo Zürich, URL: http://www.zoo.ch/documents/3-architektur_d_0803.pdf, letzter Zugriff: 17.04.2015.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2003c): *Etappen des Masoala Regenwaldes (Mediendokumentation)*, Zürich: Zoo Zürich, URL: http://www.zoo.ch/documents/4-chronologie_d_0803.pdf, letzter Zugriff: 17.04.2015.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2003d): *Masoala - ein Projekt für den nachhaltigen Schutz der Biodiversität (Mediendokumentation)*, Zürich: Zoo Zürich, URL: http://www.zoo.ch/documents/6-hintergrund_mas_d_0803.pdf, letzter Zugriff: 17.04.2015.
- Zoo Zürich (2003e): *Masoala Regenwald. Konzept der Besucherinformation (unveröffentlicht)*, Zürich: Zoo Zürich.
- Zoo Zürich (2004): *Rosinen aus 75 Jahren ZOOh! Zürich*, Zürich: Zoo Zürich.

- Zoo Zürich (Hrsg.) (2005): *Fakten und Zahlen Zoo Zürich (Mediendokumentation)*, Zürich: Zoo Zürich.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2006): *Fakten und Zahlen Masoala Regenwald Zoo Zürich (Mediendokumentation)*, Zürich: Zoo Zürich.
- Zoo Zürich (2007): *Masoala Nationalpark wird Weltnaturerbe!*, Pressemitteilung vom 28.06.2007, URL: http://www.zoo.ch/documents/Masoala_wid_Weltnaturerbe.pdf, letzter Zugriff: 17.04.2015.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2012): *Naturschutzprojekte des Zoo Zürich*, Zürich: Zoo Zürich.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2013a): *Der Masoala Regenwald feiert sein zehnjähriges Jubiläum. Ein Rück- und Ausblick (Mediendokumentation)*, Zürich: Zoo Zürich, URL: http://www.zoo.ch/documents/7_ZZ_Masoala_Hintergrund_d_2013.pdf, letzter Zugriff: 17.04.2015.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2013b): *Fakten und Zahlen Masoala Regenwald Zoo Zürich (Mediendokumentation)*, Zürich: Zoo Zürich, URL: http://www.zoo.ch/documents/Factsheet_Masoala.pdf, letzter Zugriff: 17.04.2015.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2013c): *Masoala Regenwald A-Z (Mediendokumentation)*, Zürich: Zoo Zürich, URL: http://www.zoo.ch/documents/8_A_Z_Masoala_d_2013.pdf, letzter Zugriff: 17.04.2015.
- Zoo Zürich (2014a): *Mit Schokolade den Regenwald schützen* Pressemitteilung vom 18.09.2014, Vol. 545, Zürich: Zoo Zürich.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2014b): *Zooplan*, Zürich: Zoo Zürich.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2017a): *Angebote für die Schule (Zooinformation & Edukation)*, Zürich: Zoo Zürich, URL: https://www.zoo.ch/sites/default/files/file/Fuehrungen_Events/Angebot_Zooinfo.pdf, letzter Zugriff: 10.06.2018.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2017b): *Aquarium - Überblick (Mediendokumentation)*, Zürich: Zoo Zürich, URL: https://www.zoo.ch/sites/default/files/file/Der_Zoo_Zuerich/Medien/Faktenblatt03_Aquarium_2017.pdf, letzter Zugriff: 10.06.2018.
- Zoo Zürich (2017c): *Jahresbericht 2017*, Zürich: Zoo Zürich.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2017d): *Masoala Regenwald - Überblick (Mediendokumentation)*, Zürich: Zoo Zürich.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2017e): *Zoo Zürich - Hintergrund (Mediendokumentation)*, Zürich: Zoo Zürich, URL: https://www.zoo.ch/sites/default/files/file/Der_Zoo_Zuerich/Medien/03_ZooZuerich_Hintergrund_2017.pdf, letzter Zugriff: 30.10.2017.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2017f): *Zoo Zürich - Überblick (Mediendokumentation)*, Zürich: Zoo Zürich.
- Zoo Zürich (Hrsg.) (2017g): *Zoo Zürich - Zentrum für Naturschutz (Mediendokumentation)*, Zürich: Zoo Zürich.
- Zoo Zürich & Tiergarten-Gesellschaft Zürich (Hrsg.) (2011): *ZOOJOURNAL*, Zürich: Zoo Zürich und Tiergarten-Gesellschaft Zürich TGZ.

Anhang A: Dokumentation der Datenerhebungen

A1: Interviews mit Tonaufnahme, Transkription und Gesprächsnotizen

Ort	Funktion	Zitierkennung	Datum
Tiergarten Schönbrunn	Leiter Technik & Projektentwicklung	Techniker I, SCH	15.05.2014
Tiergarten Schönbrunn	Mitarbeiter Technik & Projektentwicklung	Techniker II, SCH	15.05.2014 10.06.2015
Tiergarten Schönbrunn	Zoologischer Abteilungsleiter	Zoolog. Abteilungsleiter, SCH	14.05.2014 01.10.2015
Tiergarten Schönbrunn	Pflegerin	Pflegerin III, SCH	10.06.2015
Zoo Zürich	Kurator, Masoalahalle	Kurator, ZH	04.11.2013 11.12.2013 29.06.2015
Zoo Zürich	Stellv. Revierleiter & Pfleger, Masoalahalle	Pfleger I, ZH	04.07.2015
Zoo Zürich	Landschaftsarchitekt	Landschaftsarchitekt, ZH	21.03.2014
Zoo Zürich	Architekt	Architekt, ZH	05.03.2014

A2: Gespräche mit Protokoll, Notizen und ggf. gemeinsamer Feldbegehung

Ort	Funktion	Zitierkennung	Datum
Tiergarten Schönbrunn	Kuratorin für Forschung und Artenschutz	Kuratorin, SCH	10.07.2012 12.03.2013
Tiergarten Schönbrunn	Pflegerin	Pflegerin I, SCH	13.05.2014
Tiergarten Schönbrunn	Zoologischer Abteilungsleiter	Zoolog. Abteilungsleiter, SCH	14.05.2014
Zoo Zürich	Leiter Zooedukation	Zooedukation, ZH	25.05.2012 24.10.2012

A3: Volontariate unter Angabe des Betreuers

Ort	Betreuer	Datum
Zoo Zürich	Revierleiter & Pfleger, Vogelwiese	15.10.-26.10.2012
Zoo Zürich	Revierleiter & Pfleger, Masoalahrhale	02.06.-13.06.2014

A4: Zoobesuche mit Angabe des Erstbesuchs und der gesammelten Materialien

Ort	Erstbesuch	Einmalig	Materialien
Zoo Zürich (CH)	25.05.2012	nein	Feldprotokolle & -notizen, Fotos, Materialien aus Zooarchiv, Gedächtnisprotokolle
Tiergarten Schönbrunn (AT)	10.07.2012	nein	Feldprotokolle & -notizen, Fotos, Materialien aus Zooarchiv, Gedächtnisprotokolle
Zoo Prag (CZ)	17.08.2012	ja	Fotos
Zoo Basel (CH)	11.06.2013	ja	Feldprotokoll, Fotos
Tierpark Goldau (CH)	19.06.2013	ja	Fotos
Zoo Leipzig (DE)	09.07.2013	ja	Feldprotokoll, Fotos
Tierpark Hagenbeck (DE)	10.07.2013	ja	Feldprotokoll, Fotos
Tierpark Hellabrunn (DE)	16.10.2014	ja	Feldnotizen, Fotos
Zoo Vincennes (FR)	11.12.2014	ja	Fotos
Paris, Menagerie & Palmenhäuser (FR)	14.12.2014	ja	Fotos

Ehrenwörtliche Erklärung

Hiermit erkläre ich,

dass mir die geltende Promotionsordnung mit der Fassung vom 06.05.2009 sowie den Änderungen vom 17.11.2010, 19.06.2012, 21.01.2014 und 18.10.2016 bekannt ist,

dass ich die vorliegende Arbeit ohne unzulässige Hilfe Dritter und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe und die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken und Erkenntnisse als solche kenntlich gemacht habe (Selbstständigkeitserklärung),

dass ich die Hilfe eines Promotionsberaters nicht in Anspruch genommen habe und dass Dritte weder unmittelbar noch mittelbar geldwerte Leistungen von mir für Arbeiten erhalten haben, die im Zusammenhang mit dem Inhalt meiner Dissertation stehen,

dass ich die Dissertation noch nicht als Prüfungsarbeit für eine staatliche oder andere wissenschaftliche Prüfung eingereicht habe,

und ich nicht die gleiche, eine in wesentlichen Teilen ähnliche oder eine andere Abhandlung bei einer anderen Hochschule bzw. anderen Fakultät im In- und Ausland als Dissertation eingereicht habe.

Datum

Unterschrift